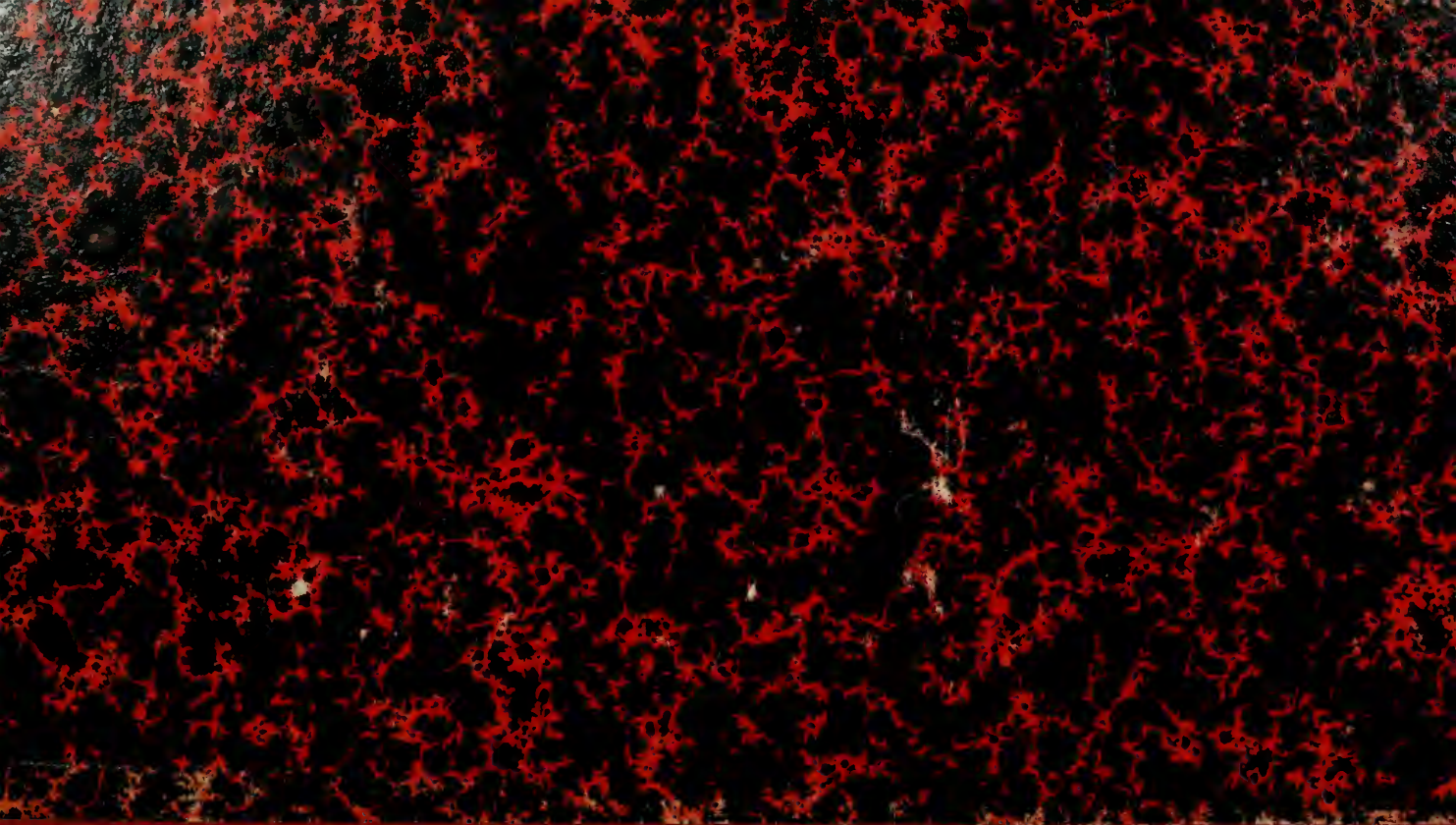


THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

A 60.

464/174

Aus dem Reich von Insulinde.

Sumatra

und der malaiische Archipel.

Von

Dr. Emil Carthaus.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.
Hor.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.

DS
646.1
C248a

Vorwort.

Nur zu mancher Bericht über weniger bekannte Völker und Lande könnte mit Fug und Recht als „Wahrheit und Dichtung" bezeichnet werden. Wenn jener Matrose mit dem ehrlichsten Gesichte von der Welt erzählt, dass man unter dem Aequator die Schiffsanker sorgfältig unter Deck halten müsse, sofern man dieselben unter den glühenden Sonnenstrahlen nicht wie Eiszapfen verschwinden sehen wolle, so erkennt man in ihm sofort einen Münchhausen zur See, wenn jedoch ein erfahrener und gebildeter Reisender, wie leider auch der verdienstvolle Stanley, in seinen Reisebeschreibungen mit solchem Geschick Wahres und Unwahres mit einander zu verflechten weiss, dass selbst die Begleiter des betreffenden Lügenschmiedes das Eine von dem Andern kaum zu trennen vermögen, so kann er selbst in wissenschaftlichen Kreisen zu falschen Ansichten Veranlassung geben. Nur selten treibt allerdings die Sucht, auf Kosten der Wahrheit Furore zu machen, solche Blüthen, aber dennoch findet man in Reisebeschreibungen, ethnographischen Werken u. s. w. ausserordentlich häufig falsche Thatsachen angeführt. Es hat dieses wohl zum Theil darin seinen Grund, dass Reisende, welche sich nur kurze Zeit, einige Wochen oder wenige Monate, in einem Lande aufhalten und dasselbe auch nicht durch eingehendere Vorstudien einigermaassen kennen gelernt haben, kein

1965773

Bedenken tragen, über die im Fluge durchreisten Gegenden umfangreiche Bücher zu schreiben. Dann aber scheint man die Worte des biedern Claudius:

„Wenn Jemand eine Reise thut.
So kann er was erzählen,"

vielfach so zu deuten, als ob ein Jeder, den die Verfolgung ernster Zwecke oder das Vergnügen in ferne, fremde Landstriche führte, gut daran thue, eine Reisebeschreibung herauszugeben. Schon bei dem flüchtigen Durchlesen zahlreicher Reisebeschreibungen sieht man, dass deren Verfasser wenig gebildete und einseitige Menschen sind, welche häufig dadurch, dass sie ihre Opera auf den Büchermarkt brachten, Eulen nach Athen trugen, indem jene nichts als längst bekannte, oftmals angeführte Daten enthalten. Es gehört mehr als jene einseitige „Fachdressur", wie man sie heute bei so vielen sogenannten „Gebildeten" findet, es gehört eine weitgehendere wissenschaftliche Grundbildung dazu, um die verschiedenartigsten Verhältnisse eines Landes, namentlich eines fremden Landes, seine Naturverhältnisse, sein Volksleben, seine politischen und mercantilen Beziehungen zu anderen Ländern u. s. w. wenigstens in Etwa überschauen zu können. Auf diese Weise entstehen die zahlreichen Irrthümer in den Berichten über fremde Völker und Lande, auf diese Weise auch die falschen Ansichten über dieselben, wie man ihnen leider so häufig bei uns begegnet.

Darf ich es denn nun wagen, mit meinen Mittheilungen „Aus dem Reich von Insulinde" [eine Bezeichnung für das niederländisch-ostindische Inselreich, welcher man neuerdings häufiger begegnet] in die Oeffentlichkeit zu treten? Ich bin bestrebt gewesen, in diesen meinen Berichten nur Wahrheit, keine Dichtung, zu bringen, mögen auch einzelne Angaben darin fast unglaublich erscheinen. Sodann habe ich mich während

meines Aufenthaltes im malaiischen Archipel, welcher in die Jahre 1888 und 1889 fällt, auf das Eifrigste bemüht, Land und Leute kennen zu lernen, dazu aber habe ich, soweit sie mir zugänglich war, auch die niederländisch Indien betreffende Litteratur nicht unbeachtet gelassen. Im Uebrigen möge der geehrte Leser selbst darüber entscheiden, ob ich mich der mir gestellten Aufgabe gewachsen gezeigt habe. Sollten sich trotz meiner entgegengesetzten Bemühungen dennoch Irrthümer in die vorliegenden Berichte eingeschlichen haben, so bitte ich um gütige Nachsicht. *Errare humanum est.* Im Falle der geschätzte Leser vielleicht Ansichten ausgesprochen findet, welche er aus guten Gründen verwerfen zu müssen glaubt, bitte ich ihn dieselben *sine ira et studio* als das aufzufassen, was sie sind, als persönliche Anschauungen. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass ich ohne Weiteres vor denen die Flagge streiche, welche sich längere Zeit als ich im malaiischen Archipel aufgehalten haben und darum glauben, eine gewisse Infallibilität ihrer Ansichten über indische Verhältnisse für sich in Anspruch nehmen zu müssen. Obschon ich die Erfahrung überaus hoch schätze, so bin ich doch gar wenig geneigt, der auf Erfahrung pochenden Beschränktheit irgend welche Rechte zu zuerkennen. Namentlich könnten sich Niederländer, welche etwa meine Berichte lesen, leicht versucht fühlen, einige kritische Bemerkungen über die Verwaltung ihrer östlichen Colonien als nicht gerechtfertigt anzusehen, doch bitte ich dieselben unter Anderem auch daran zu denken, dass der Fremde oft richtiger über die Angelegenheiten eines Volkes urtheilt, als ein Angehöriger desselben, weil der freie Blick des letzteren in solchen Dingen durch die Vorurtheile, unter welchen er aufgewachsen (und von denen kein Volk vollständig frei ist) und durch allzu grossen Patriotismus oft nicht wenig getrübt wird. Uebrigens gehen die Ansichten über

die indischen Verhältnisse in den Niederlanden selbst sehr weit auseinander und ist sowohl dort als in den Colonien selbst die Zahl derjenigen keineswegs gering, deren Meinungen in dieser Hinsicht mit den meinigen der Hauptsache nach übereinstimmen. Eines nur würde ich bedauern, falls nämlich ein patriotischer Holländer darin, dass ich an verschiedenen Stellen das Verfahren der niederländisch-ostindischen Compagnie und des Gouvernements scharf getadelt habe, Schmähsucht und Abneigung gegen sein, uns stammverwandtes Volk erblicken würde. Der rechtlich denkende Niederländer wird sich, mag ihn auch die grösste Vaterlandsliebe beseelen, zweifellos der Verurtheilung jener Missgriffe anschliessen, wie auch ich nicht alle Thaten meiner Landsleute gutheissen kann. *„Scimus et hanc veniam damus petimusque vicissim!“*

Endlich will ich noch bemerken, dass ich mich in den vorliegenden Berichten möglichst wenig auf naturwissenschaftliche, ethnographische und geographische Einzelheiten eingelassen habe, da ich befürchtete, hierdurch einen Theil meiner geschätzten Leser zu ermüden. [Ueber die Ergebnisse meiner geologischen Untersuchungen auf Sumatra werde ich mich demnächst in besonderen Abhandlungen aussprechen.] Wenn ich aber trotzdem bisweilen auf mein Fach allzuviel Rücksicht genommen habe, nun, so wolle man dieses gütigst damit entschuldigen, dass ein Jeder, ob alt oder jung, ein Steckenpferd reitet, welches zuweilen mit ihm durchgeht. So möchte ich denn den verehrten Leser bitten, im Geiste mit mir einzutreten in den reich blühenden Garten von Insulinde, der in paradiesischer Schönheit daliegt in Mitten der Fluthen des länderumgürtenden Weltmeeres.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Das Gouvernement „Sumatra's Westküste“ 1
II. Die Bewohner von Sumatra's Westküste 25
III. Wohnung und Lebensweise der Malaien 48
IV. Wohnung und Lebensweise der Europäer 70
V. Sumatra unter der blau-weiss-rothen Flagge 93
VI. Plantagenwirthschaft und Bergbau 126
VII. Der Deutsche in der niederländischen Colonialarmee — Deutscher Handel mit holländisch Ostindien 154
VIII. Malaiisches Familienrecht. — Eine grosse Sociale 178
IX. Einfluss des Mohamedanismus und des Chinesenthums auf die Colonie 197
X. Malaiische Festlichkeiten 209
XI. Auf einem Schauplatze jüngster vulkanischer Thätigkeit . . 227
XII. Zurück nach dem Norden 248

I. Das Gouvernement „Sumatra's Westküste".

Insulinde, das sonnige Reich, welches sich um den Aequator windet wie ein Geschmeide von Smaragden mit seinen ewig grünen Eilanden, den Edelsteinen in der Krone der Niederlande, es ist uns Söhnen des Nordlandes noch viel zu wenig bekannt und nur zu selten hört man seinen Namen. Ist es doch ein Theil des glücklichen Indien, von dem ein europäisches Mittelalter so viel träumte und sagte und nach welchem man im Zeitalter der Entdeckungen wie nach dem „Dorado" forschte und sich hinsehnte. Wohl mögen unsere Nachbarn, die Niederländer, ihren grossen Vorfahren Dank wissen, die ihnen den Besitz jenes Inselreiches, des indischen Archipels als Erbe hinterliessen. 27,855 Quadratmeilen nennt das kleine Holland in den Malaienländern sein Eigen, ein Gebiet über vierzig Mal grösser als das Mutterland selbst. Und diese so ausgedehnten Besitzungen sie sind bevorzugt durch eine Fruchtbarkeit fast ohne Gleichen, weshalb sie auch für das Mutterland schon Jahrhunderte hindurch ein unerschöpflicher Quell des goldensten Segens gewesen sind. Vor allen war es Java, „die von der Natur, wie ein bevorzugtes Lieblingskind, in fast verschwenderischer Fülle mit allen herrlichsten Gaben ausgestattete Insel", welcher die Holländer fortwährend ihre besondere Sorgfalt und Pflege angedeihen liessen, wogegen die anderen Inseln des Archipels vom Mutterlande mehr als Stiefkinder behandelt und viel zu wenig beachtet wurden. Und doch haben diese sogenannten „äusseren Besitzungen" der niederländischen Colonialverwaltung mit

Wucher das wieder eingebracht, was an Mühe und Geld bisher auf sie verwendet worden ist. Wie zahlreich aber sind dort die Quellen, aus welchen sich zwar erhebliche Reichthümer schöpfen lassen, die aber der europäische Unternehmungsgeist noch nicht aufgeschlossen hat! Besonders scheint mir dieses in Bezug auf Sumatra der Fall zu sein, jenes Eiland, welches nach meiner Ansicht dazu berufen ist, in Zukunft unter den europäischen Colonien eine der ersten Stellen einzunehmen. Sumatra erstreckt sich von 5° 45′ nördl. bis 5° 55′ südl. Breite und kommt an Grösse fast dem deutschen Reiche gleich. Ein Gebirgszug, dessen hervorragendste Theile unter dem Namen „Bukit Barissan“ bekannt sind, durchzieht die Insel in ihrer ganzen Länge und trennt die steil abfallende Westküste von der Ostküste, die sich mit Ausnahme ihres nördlichsten Theiles so sanft zum Meere hinneigt, dass der Küstenstrich viele Meilen nach dem Innern zu noch ungemein sumpfig erscheint. Während nun die Ostküste sehr ungesund und trotzdem sie schon vor langer Zeit von volkreichen Stämmen besiedelt wurde, nur schwach bevölkert ist, zeigt sich die Westküste ungleich dichter bewohnt und ist hier das Klima für den Menschen weit erträglicher. Das Gebiet der Westküste vertheilt sich auf einen Theil von Atschin, Bengkulen (die Lampong'schen Districte) und das zwischen beiden liegende Gouvernement „Sumatra's Westküste“. Die hier folgenden Mittheilungen beziehen sich hauptsächlich auf den zuletzt genannten Verwaltungsbezirk, obgleich sehr häufig auch von ganz Sumatra und den sämmtlichen Besitzungen der Niederländer in Ostindien die Rede sein wird.

Das Gouvernement Sumatra's Westküste 64,192 qkm gross, mit 1,288,000 Einwohnern (1882), worunter 1643 Europäer und 4631 Chinesen, setzt sich zusammen aus den Residentschaften (residentiën) Padang'sche Unterländer mit der Hauptstadt Padang, Padang'sche Oberländer mit dem Hauptplatz

Fort de Kock und Tapanuli mit dem Hauptorte Siboga. Padang ist der Sitz des Gouverneurs und der obersten Regierungsbehörden.

Die Bodenverhältnisse innerhalb dieses ausgedehnten Verwaltungsbezirkes gestalten sich folgender Maassen: An das Barissan-Gebirge, dessen seitliche Ausläufer nicht selten bis in's Meer vorgeschoben erscheinen, so namentlich zwischen Padang und Indrapura, lehnt sich in grosser Längenausdehnung die eigentliche Küste an, welche sich als Ebene sehr sanft zum Meere neigt und an einzelnen Stellen wie z. B. nördlich von Padang, vorzüglich aber in der in Sumatra's Norden gelegenen Abtheilung Singkel und im Süden, in der Provinz Bengkulen eine beträchtliche Breite erlangt. Die Küstenebene, wiewohl ihrer sumpfigen Beschaffenheit wegen im Ganzen ungesund (Malaria), ist äusserst fruchtbar und eignet sich vorzüglich zum Anbau von Reis. Dieselbe ist aus alluvialen und diluvialen Gebilden aufgebaut und vergrössert sich von Jahr zu Jahr in demselben Verhältniss, in welchem die Erhebung Sumatra's über das Niveau der See fortschreitet. Hinter diesem Küstenraum erhebt sich der Bukit-Barissan, ein fast überall seinen vulkanischen Ursprung verrathendes Gebirge. Der Kern dieser Gebirgserhebung besteht aus archaeischen (Ur-) Schiefern, granitischen Gesteinen, Diabas und Kohlenkalk nebst Schiefern devonischen, oder vielleicht auch carbonischen Alters, welche Felsarten sämmtlich in grösserer oder geringerer Ausdehnung zu Tage treten. Diese älteren Bildungen werden an einzelnen Stellen von Tertiär-Ablagerungen sowie diluvialen und alluvialen Schichten bedeckt; besonders aber sind es die Vulkane gewesen, welche gewaltige Massen von Andesit und Tuff über ihnen aufgethürmt haben. Schon während der Tertiärperiode muss der Vulkanismus auf Sumatra in wirklich grossartiger Weise thätig gewesen sein. Aus einem Riesenspalt, welcher sich

vom Norden bis zum Süden der Insel hinzieht, sind damals Andesite und andesitische Tuffe emporgedrungen und haben in seinem Verlaufe Bergmassen aufgebaut, die gewiss imposant genannt werden können. Auch durch zahlreiche Querspalten ist zu derselben Zeit das vulkanische Material zu Tage getreten und zwar scheinen in diesen Querlinien mehr kettenförmig aneinandergereihte Krater vorzuliegen, wogegen in der eben besprochenen vulkanischen Hauptlinie die Eruption ihren Weg durch gerade Spalten genommen hat. Dem zu Folge treten in der Höhe des Bukit-Barissan die Andesite vorzüglich in Form langgezogener Bergrücken auf, während sich die Seitenausläufer dieses Gebirges mehr als Ketten ehemaliger Krater präsentiren, die häufig bis in die See hineinreichen und dann mit Wasser gefüllt, jene unvergleichlich schönen Baien bilden, wie man sie in grosser Zahl an der Küste von Padang bis Indrapura beobachten kann.

Die Thätigkeit des Vulkanismus auf Sumatra hat bis zur Gegenwart fortgedauert und zwar in einem grossartigen Maassstabe. Zählt doch diese Insel heute noch acht thätige Feuerberge, von denen einer erst im vorigen Jahre zu wirken begonnen hat. Auch führen die fast in jedem Monat sich bemerkbar machenden Erdbeben den Inselbewohnern deutlich genug vor Augen, dass die furchtbaren Kräfte des Erdinnern hier sich noch nicht zur Ruhe begeben haben. Die Vulkane von Sumatra bilden die letzten Glieder jener Länder umspannenden Kette von Feuerbergen, die sich von Kamtschatka, östlich um Asien herum, bis zu den Philippinen hin zieht, sodann über die Molukken und kleinen Sunda-Inseln verläuft, Java seiner Länge nach durchzieht, um auf Sumatra oder eigentlich auf Barren-Island im Meerbusen von Bengalen zu endigen. Nirgendwo auf der Erde findet sich auf einem so verhältnissmässig kleinen Raum eine solche Menge von feuerspeienden Bergen zusammengedrängt, wie auf Sumatra, Java (mit 28 thätigen Vulkanen) und den kleinen Sunda-Inseln.

Hier zwischen Sumatra und Java hat auch vor einigen Jahren die Eruption des Krakatau stattgefunden, wohl die furchtbarste in unserm Jahrhundert. Wenn man bedenkt, dass auf Sumatra zu den 8 noch wirkenden Vulkanen über 50 erloschene hinzukommen, so kann man sich leicht ein Bild von jener energischen vulkanischen Thätigkeit machen, welcher diese Insel noch nach der Tertiärzeit zum Schauplatze gedient hat. Dementsprechend finden wir fast in der ganzen Länge des Barissan-Gebirges enorme Mengen jüngeren vulkanischen Materiales aufgehäuft und ragt sogar einer der aus ihm gebildeten Kegel, der noch thätige Pic von Korintji (Indrapura) bis zu 3700 m. Höhe empor. Da nun aber trachytische resp. andesitische Gesteine verwittert einen ausgezeichneten Nährboden für Pflanzen abgeben, wie solches ja auch in Ungarn, dem Westen von Amerika und anderen Districten der Fall ist, wo diese Gesteinsarten auftreten, so tragen die vulkanischen Producte nicht minder zur Fruchtbarkeit des Bodens auf der Westküste von Sumatra bei als die granitischen Felsarten mit ihren Verwitterungsproducten. Viel weniger fruchtbar dürfte das in den Oberländern von Padang einige Verbreitung besitzende Eocän (alttertiäres Sedimentgestein) sein, weil es vorzugsweise aus Sandstein besteht, wogegen das Pflanzenleben im Bereiche des Diluvium's und Alluvium's üppiges Gedeihen findet. — Die Landschaften, welche über den genannten sedimentären und vulkanischen Bildungen hingebreitet liegen, gehören ohne jeden Zweifel zu den schönsten, welche die Sonne bescheint. Welcher Wechsel von anmuthigen und grossartigen Bildern, von der üppig begrünten Küste bis hinauf zu den Oberländern, vor welchen sich die abschüssigen Granit- und Andesitrücken des Bukit-Barissan wie gewaltige Bastionen aufthürmen, die man nur durch jene tiefeingeschnittenen Pässe (kloofen) ersteigen kann, welche durch ihre wilde Romantik unwillkürlich an Alpenlandschaften erinnern. Und nun erst die Oberländer mit ihrer

vielgerühmten Schönheit! Die Panoramen, welche ich in Padang-Pandjang und Fort de Kock im Golde der Abendsonne geschaut, sie sind so bezaubernd schön, dass ich ihnen bis heute nichts würdig zur Seite zu stellen wüsste. Dort in dem Oberlande ist auch das Klima dem Europäer mehr zusagend als an der Küste, weshalb erkrankte Colonisten hier vielfach Genesung suchen. Obschon nämlich die Westküste von Sumatra, namentlich dort, wo sich das Gebirge bis unmittelbar an's Meer erstreckt, viel gesunder als die Ostküste ist, so kann man doch leider auch von ihr nicht sagen, dass man daselbst ungestraft unter Palmen wandele. Es ist nicht zu hoch gerechnet, wenn man annimmt, dass wenigstens ein Drittel von allen Europäern, welche fünf Jahre im indischen Archipel verweilen, von dort den Tod mitbringt, oder gar nicht wiederkehrt. Malaria, oft mit furchtbarer Intensität auftretend und nach wenigen Stunden den Tod bringend, wie auch Leberleiden, vor welchen fast kein Nordländer bei längerem Aufenthalte verschont bleibt, sind es hauptsächlich, welche das Leben des Colonisten bedrohen, ganz abgesehen von epidemischen Krankheiten, wie z. B. der Cholera asiatica, die in diesem Theile der Tropen mit furchtbarer Vehemenz um sich zu greifen pflegen. Nur die in Europa ganze Familien dahinstreckende Schwindsucht scheint jene Gegenden zu meiden, wie ja auch schon die afrikanischen Küsten des Mittelmeeres in gewissem Grade vor ihr gefeit zu sein scheinen. Man wird es begreiflich finden, dass das Klima von Sumatra der Gesundheit des Menschen nicht zuträglich ist, sofern man nur bedenkt, dass die Durchschnittstemperatur an der Küste 25° C. beträgt und das Thermometer nie unter 20° C. fällt (allerdings auch niemals mehr als 32° C. anzeigt). Dazu kommt noch der grosse Feuchtigkeitsgehalt der Luft, hervorgerufen durch die enorme Menge des niederfallenden Regens. Die mittlere Höhe des jährlich niederkommenden Regenwassers beträgt nämlich 4,50 m., ist also mindestens fünfmal

so gross, wie in den meisten Gegenden Deutschlands. Die Luftfeuchtigkeit im malaiischen Archipel, bedingt durch dessen eigenthümliche Lage und Configuration, findet selbst in den Ländern, welche unter gleichen Breitengraden liegen, nicht ihres Gleichen. Eine solche kaum sich verändernde Treibhausluft muss aufreibend auf den menschlichen Organismus wirken und erklärt es sich somit leicht, dass die meisten Eingeborenen das vierzigste Lebensjahr nicht überschreiten.

Wie in einem Treibhause, ja noch viel üppiger, entfaltet sich aber auch in den Malaienländern das Pflanzenleben, sei es nun im Urwalde oder sei es unter der pflegenden Hand des Menschen. Farbenreiche Schilderungen erwecken in uns meistens überschwängliche Vorstellungen von den Dingen, welche sie behandeln, so dass wir uns arg enttäuscht fühlen, wenn wir das Geschilderte zu Gesichte bekommen. Durch zahlreiche Beschreibungen war mir auch Indien als ein Zaubergarten vorgeführt, in dem das Grünen und Blühen der herrlichsten Pflanzen nicht ende. Und doch, als ich zur Winterzeit Europa verlassen und nach längerer Seefahrt, nachdem ich mein Auge ermüdet hatte an den starren Granitmassiven und öden, vegetationslosen Sandflächen in der Umgebung des rothen Meeres, in die Pracht der indischen Pflanzenwelt eintrat, da sahen sich die Vorstellungen meiner Phantasie durch die Wirklichkeit weit übertroffen. Bis an die Brandung des Meeres drängt sich diese Pflanzenwelt in ihrer kraftstrotzenden Fülle vor, als biete ihr das Land keinen genügenden Raum, um alle ihre Wunder zur Schau zu stellen, ja sie nimmt auch noch von den seichten Stellen des Oceans Besitz, dorthin die Repräsentanten jener merkwürdigen Familie der Rhizophoreen vorschiebend, strauchartiger, bis 8 m. hoher Gewächse, die auf ihren beträchtlich langen Luftwurzeln wie auf Stühlen im Meere stehen, ohne dass jedoch ihr Stamm vom Seewasser berührt wird. (Diese wunderbaren

Strandpflanzen bilden oft Wälder von bedeutender Ausdehnung, so z. B. an der Ostküste von Sumatra, wo dieselben Hunderte von Meilen an Länge und mehrere Meilen an Breite erreichen). Wie überraschend gross zeigt sich aber die Schöpfungskraft des Pflanzenreiches auf dem Lande selbst! Wo man ein Reis in den Boden steckt, da fängt es an zu grünen, und wo der Mensch den Urwald lichtete, da behauptet er sofort wieder sein uraltes Besitzrecht, sobald jener abzieht. Wo man freilich mit Axt und Feuer grössere Strecken des Waldes niederlegte, den Boden in sinnlosester Weise ausschmarotzte und dem herabströmenden Tropenregen gestattete, die mächtige Humusdecke und vielleicht auch die Dammerde hinwegzuspülen, da bleibt die Waldvegetation auf lange Zeit oder für immer fern. Dafür stellen sich aber dann mehr als 3 m. hohe Gräser ein, die nicht selten unübersehbare Prairien, die sogenannten „Alang-alang-Felder", bilden. Heute bedeckt jedoch der Urwald noch den weitaus grössten Theil von Sumatra, wie schonungslos auch der Mensch gegen ihn vorgeht. Den Europäer, wenn er in den Schatten dieser Tropenwälder eintritt, beschleicht ein eigenthümliches Gefühl, eine gewisse Melancholie und ehrfurchtsvolle Scheu vor den grossartigen, wunderbaren Gestalten, welche diese Wildniss in sich birgt. Das ist nicht unser anmuthiger deutscher Wald, der trotz der Fülle lieblicher Bilder, mit denen er uns entgegentritt, leise ernste Gedanken in uns weckt; hier im Lande des Lichtes wirkt das tiefe, scharf abstechende Waldesdunkel, nur hin und wieder durch einen grellen Sonnenstrahl unterbrochen, fast unheimlich auf unser Gemüth ein. Dazu enthüllt das uns umgebende Pflanzenleben vor unsern Augen eine so ausserordentliche, ich möchte sagen, wüste Schöpfungskraft, dass wir unwillkürlich des geringen Maasses unserer eigenen Kraft inne werden. Wie klein erscheinen wir uns diesen Baumriesen gegenüber, wie schwächlich gegenüber diesem Pflanzenwuchs, der überall unsern Schritten hemmend entgegentritt, als wolle

er uns begreiflich machen, dass er und nicht der Mensch Herr dieses Bodens sei. Die Flora zeigt sich hier fast nur in kolossalen Formen, sei es in den Riesengestalten der Bäume, sei es in jenen rankenden Gewächsen, welche ihre Schlingen auf Hunderte von Fussen auswerfen und Alles zu umgarnen suchen, oder sei es in den Sträuchern und Kräutern mit unförmlich grossen Blättern und Blüthen. Wirkt nun schon das Zurücktreten zierlicher Pflanzengestalten, wie sie dem nordischen Walde zum Schmucke gereichen, wenig anheimelnd auf das Gemüth ein, so ist es nicht minder der Mangel an bunten Farben, welcher die Urwälder der Malaienländer, besonders so weit dieselben nicht bis zu 1000 m. Meereshöhe emporreichen, charakterisirt. Allerdings sind diese Wälder nicht arm an Blumen und sogar solchen von riesenhaften Dimensionen, wie z. B. die Rafflesia Arnoldi R. Brown und Amorphophallus Titanum Becc., von denen erstere einen Durchmesser von 1 m., die zweite aber über 1,60 m. Höhe erreicht; allein diese Blüthen kommen zwischen der üppigen Blätterfülle weniger zur Geltung und vertheilt sich ihr Erscheinen auf alle Monate des Jahres, während sich bei uns die Zeit der Blumenpracht vorzugsweise auf den Lenz und Sommer erstreckt. Aber dessen ungeachtet hat der tropische Urwald für den Fremdling, namentlich Anfangs, etwas ungemein Anziehendes. Im Ganzen jedoch möchte ich den Wäldern unserer gemässigten Zone den Vorzug vor denen der Tropenzone geben. Es mag sich hiermit verhalten, wie mit den Pflanzen und Blumen aus diesen Himmelsstrichen; man bewundert eine Zeit lang ihre seltsame Gestalt, ihre intensiven Farben und ihren berauschenden Duft, allein auf die Dauer erwerben sich doch wieder Veilchen, Rosen und andere ihrer Geschwister, die sich mit den Verhältnissen unseres heimathlichen Bodens begnügen, ihre alte Gunst. Was aber die Pflanzenwelt des malaiischen Archipels und der Tropen überhaupt entschieden

vor der nordischen auszeichnet, das ist die grossartige Entwickelung der Palmen, Farne und Gräser. Mit „Trin'aradscha", „König der Gräser", wird im Sanskrit die Palme bezeichnet und ihre Familie bildet in der That die Aristokratie in dem Pflanzenreiche. Die Palme giebt der Landschaft eine eigenthümliche, malerische Physiognomie wie kein anderer Baum, mag sie nun im Walde sich zu Bäumen aus anderen Familien gesellen, selbst ganze Wälder bilden, wie die Nibungpalme (Areca Nibung) an sumpfigen Küsten, oder vereinzelt ihre stolze Blätterkrone über der Hütte des Eingeborenen ausbreiten, wie die Cocospalme, die „freundliche Gesellin des Menschen". Wohl verdient letztere mit diesem Ausdrucke von einem der grössten Naturforscher aller Zeiten bezeichnet zu werden; denn sie ist sicherlich unter den Tropen diejenige Palme, welche der Mensch ihres vielseitigen Nutzens wegen am Meisten hegt und pflegt, die ihn stets in seine Ansiedlungen begleitet, soweit die Ungunst von Boden und Klima es nicht verbietet. Alle Theile dieses herrlichen Baumes, von der Wurzel bis zur Krone, finden in der Oekonomie der Tropenbewohner Verwendung, vorzüglich aber seine stattlichen, nussartigen Früchte, von denen er im Jahre eine grosse Menge hervorbringt. „Die Cocospalme" sagt ein altes singhalesisches Sprüchwort „dient dem Menschen bereits für neun und neunzig Zwecke, der hundertste aber ist noch aufzufinden". Wo man deshalb vom Gebirge herab oder vom Meere aus nach menschlichen Wohnungen sucht, da findet man sie stets nur dort, wo man jenen stolzen Baum aufragen sieht. Was Nützlichkeit angeht, macht die unscheinbare Sagopalme (Metroxylon Rumphii) der vorher genannten Palme entschieden den Rang streitig, indem sie mehr als 2,000,000 Menschen im östlicheren Theile des malaiischen Archipels [Borneo, Celebes etc.] ihre tägliche Nahrung, den Sago liefert. Da aber dieses Ernährungsmittel den dortigen Bewohnern ohne grosse Mühe in der erforderlichen Menge geboten ist, so sind

dieselben niemals bis zum Reisbau, also dem alle Cultur bedingenden Ackerbau vorgeschritten und mehr Wilde geblieben, im Gegensatz zu den Eingeborenen Sumatra's und Java's, welche den Reisbau schon sehr frühzeitig übernommen haben und nur zur Zeit von Hungersnoth zur Sagopalme ihre Zuflucht nehmen. — Andere Palmenarten wie Areca Nibung, Areca catechu, Arenga sacharifera u. A. m. gewähren der malaiischen Bevölkerung nur geringen Nutzen. Dagegen spielen die Musaceen, welche mit ihren majestätisch entfalteten Riesenblättern eine besonders malerische Wirkung ausüben, im Haushalte der Bewohner von niederländisch Indien eine bedeutende Rolle. Es vergeht wohl kein Tag, wo daselbst nicht der Europäer so gut wie der Eingeborene einige ihrer reichlich vorhandenen, köstlichen Früchte verzehrte. Die Gattung Musa ist zweifelsohne im malaiischen Archipel heimisch, indem hier ausser der Musa sapientum (M. paradisiaca) im Malaiischen „Pisang" [Sanskrit „Pissanga"], in der westlichen Hemisphäre „Banane" genannt, mehrere ihrer Arten wie Musa simiarum, Rumph., M. Amboinensis, M. Mindanensis Rumph., wildwachsend vorkommen. Vom Pisang, jener sicherlich schon sehr lange domesticirten Musa-Art, unterscheidet man eine grosse Anzahl (wohl über 50) Abarten, gerade wie man bei uns ganze Sortimente von Birnen und Aepfeln zusammenstellt, deren Stelle die Bananen im Haushalte des Tropenbewohners in gewissem Sinne vertreten.

Die Gruppe der Gräser präsentirt sich auf Sumatra in wahrhaft grossartiger Weise mit nicht weniger als 104 Gattungen und 431 Species. Unter diesen zahlreichen Gräsern sind es besonders zwei, von welchen der Malaie hervorragende Vortheile zieht, nämlich der Reis und der Bambus. Der Reis ist die wichtigste Culturpflanze auf Sumatra's Westküste und bildet dort die Grundlage bei allen Mahlzeiten, wenigstens der Eingeborenen, wobei er das Brod

und die Kartoffel vollständig ersetzt. Der Reisbau wurde im Westen des malaiischen Archipels schon in vorgeschichtlicher Zeit, wahrscheinlich von dem continentalen Indien her, eingeführt und zeigt sich ebenso wie auf Java auch auf Sumatra sehr hoch entwickelt. — Das Bambusrohr stellt das beliebteste Baumaterial der Inselbewohner dar. Zwar weiset das waldbedeckte Sumatra vorzügliches Bauholz in Menge auf, allein der Malaie, ein geschworener Feind jeglicher Anstrengung, bedient sich des leicht zu verarbeitenden Bambusrohres, wo ihm dasselbe nur irgendwie verwendbar erscheint. Da nun die Halme dieser Grasart, wie diejenigen aller Gramineen in ihrer Oberhaut Kieselerde reichlich eingelagert enthalten, so sind sie über Erwarten fest und dauerhaft. Auch die Bambuseen, diese Grasbäume, gehören zu jenen Pflanzen, welche der Tropenlandschaft eine so eigenthümliche Physiognomie verleihen. Welchen Eindruck muss nicht ein solcher Bambusstrauch machen, dessen 20 bis 50 Riesenhalme in eleganter Biegung bis zu 80 ja 160—170 Fuss (Bambusa nigro-ciliata) Höhe emporragen! Man begegnet diesen königlichen Gräsern nicht selten in den Wäldern, häufiger aber in der Nähe menschlicher Wohnungen, wohin man sie verpflanzte, um ihre Halme stets zum Gebrauche in der Nähe zu haben.

Fürwahr keinen Theil der Erde hat die Natur so verschwenderisch mit den Schätzen des Pflanzenreiches bedacht, wie die Malaienländer. Ich will hier nicht reden von jenen werthvollen Erzeugnissen des indischen Archipels, welche als Colonialwaaren dem Norden zugeführt werden, da ich denselben ein besonderes Capitel widmen möchte; vielmehr möchte ich nur noch einige jener köstlichen Früchte erwähnen, welche zum Theil einzig und allein in den genannten Landstrichen angetroffen werden. — Der Frucht von Durio Zibethinus Linn., im Malaiischen „Durian“ genannt, dürfen wir gewiss, was Wohlgeschmack anbetrifft, unter allen den Vorrang einräumen. Der berühmte Wallace zeigt sich als ein so be-

geisterter Verehrer jener Frucht, „die vollkommen ist, so wie sie ist“, dass er sich zu folgenden Worten versteigt: „Durian essen ist in der That eine neue Art von Empfindung, die eine Reise nach dem Osten lohnt“ und „wenn ich zwei Früchte nennen sollte als vollkommenste Repräsentanten der beiden Classen, so würde ich zweifellos die Durian und die Orange wählen, als König und Königin unter den Früchten“. Möchte nun auch Mancher der selbst Durian gegessen, diese Aeusserung des grossen Naturforschers nicht in ihrem ganzen Umfange unterschreiben, so ist doch nicht zu läugnen, dass in dem Genusse der Durian ein ganz ungewöhnlicher Reiz für viele Menschen liegt, ein Reiz, der schon mehr an die Lotophagie des alten Vater Homer erinnert. Sagt man doch von den malaiischen Damen, dass sie bei ihren Gelüsten nach dieser Frucht, deren reichlicher Genuss die Körpertemperatur bedeutend erhöht, sich bis an den Kopf in kühles Wasser hineinsetzten und dann dem Durian-Genusse fröhnten. Wenn dem so ist, dann wäre es nicht so ganz unmöglich, dass der berühmte Apfel der Stammmutter dieser Damen nichts anderes als Durian gewesen wäre, zumal ein bekannter Naturforscher unserer Tage das Paradies in den indischen Ocean westlich von Sumatra verlegt. Durio Zibethinus, ein hochstämmiger, nicht sehr dicht belaubter Baum aus der Familie der Sterculiaceen, kommt sowohl wild in den Wäldern, als auch cultivirt und dadurch veredelt bei den Hütten der Eingeborenen vor. Seine theils mehr kugel- theils mehr ovalrunden Früchte, von 30—50 cm. Längendurchmesser, tragen auf ihrer holzigen graugrünen Schale in ihrem ganzen Umfange Stacheln. Das Innere der Frucht enthält fünf lange Fächer oder Zellen, worin zwei bis vier Kerne liegen, umgeben von einer weichen, crêmeartigen Fleischlage, deren Wohlgeschmack vom Menschen so ausserordentlich hoch geschätzt wird, aber auch von keinem Thiere verschmäht werden soll. Einige Europäer geben jedoch, wahrscheinlich abgeschreckt durch den eigenartigen, nach

meiner Ansicht infernalen Geruch der Durian, der Frucht von Garcinia Mangostana, malaiisch „Mangostan“ oder „Mangis“ den Vorzug unter den Früchten der Malaienländer. In diesem Fruchtgebilde könnte man schon viel eher den verhängnissvollen Apfel der Eva erblicken; denn es ist wirklich „schön zu schauen und lieblich zu essen“. Ich kenne keine Frucht, welche einen herrlicheren Anblick darböte, als diese bei geöffneter Schale. Da liegen in dem prächtigen Roth der innern Schale, schimmernd in einem reinen, schneeigen, fast durchscheinendem Weiss, die eigentlichen Früchte, fünf bis acht an der Zahl, deren Fleisch so ausserordentlich wohlschmeckend und gesund ist, dass ein malaiisches Sprichwort den Fieberkranken für verloren erklärt, der eine Mangostan nicht mehr essen möge. — Die Früchte von Mangifera indica, malaiisch „Manga“ werden hinsichtlich ihres Wohlgeschmackes von Vielen den Mangostans gleichgestellt. Auch die Ananas (Ananassa sativa), mal. „Nanas“, liefert im indischen Archipel sehr schöne Früchte, wie auch verschiedene Arten der Gattung Citrus, obgleich ich gestehen muss, dass mir von letzteren keine an Güte unseren Orangen gleichzukommen scheint. Sehr häufig findet man an der Westküste von Sumatra ferner die aus Südamerika stammende Papaja, den Melonenbaum (Carica Papaja) angepflanzt. Ebenso verdienen als Fruchtbäume noch genannt zu werden: Artocarpus incisa, mal. „Nangka“, verschiedene Species von Jambosa, mal. Djambu, wie auch zwei Arten von Anona. Bei dieser Fülle von verschiedenartigen Früchten wird der Fruchtkorb in den Malaienländern niemals leer, mögen auch alle diese Fruchtgebilde zum Werden und Vergehen nur kurze Zeiträume gebrauchen. Wohl kein Nordländer in Indien enthält sich gänzlich dieser überaus herrlichen Naturgaben, die seine vielleicht bescheidene Tafel mit so reichem, wohlschmeckenden Dessert ausstatten, dass ihn darum der reichbegüterte Gourmand in Europa beneiden dürfte.

In Mitten des grossen, ewig grünenden und blühenden Gartens von Sumatra lebt und webt eine Thierwelt, wie sie reichhaltiger und schöner wohl kein anderes Eiland der Erde aufzuweisen hat. Fast alle Classen des Thierreiches sind hier mit einem solchen Reichthum an Arten vertreten, dass dagegen die Fauna unserer nördlichen Gegenden weit zurücktreten muss. So zählt Sumatra über 80 verschiedene Species von Säugethieren, zum Theil Familien angehörig, die in Europa höchstens durch gefangene Individuen in den Menagerien vertreten sind. Da sind zunächst die Affen, jene Kobolde des Waldes, zu nennen, denen das Klima von Sumatra ganz vorzüglich zu behagen scheint. Der Orang-Utan (nicht O.-Utang) ist allerdings wie auf Borneo, so auch auf Sumatra selten geworden und lebt hier nur noch im Norden der Westküste, in der Gegend von Siboga (Tapanuli). [In früheren Jahren jedoch muss dieser Affe auf der Westküste recht häufig gewesen sein; denn wie mir Herr Dr. Dubois, welcher im Auftrage der holländischen Regierung zur Zeit verschiedene Höhlen in den Padang'schen Oberländern durchsucht, sagte, wurden in der zuerst untersuchten Höhle bei Pajakumbuh sehr zahlreiche Zähne vom Orang-Utan gefunden]. Von Gibbons sind auf Sumatra zwei Arten, nämlich der Siamang [Hylobates syndactylus, Siamanga Gray] und der Unko [Hylobates variegatus], von Schlankaffen [Semnopithecus] vier Species bekannt. Fast über den ganzen indischen Archipel verbreitet und auch auf Sumatra ungemein häufig ist Cercopithecus cynomolgus, von den Malaien „Karo" oder „Kara" genannt, welchen man besonders an Waldesrändern in ganzen Schaaren beobachten kann. Er wie sein Vetter, der nur auf Sumatra und Borneo lebende Baru oder Schweineschwanzaffe [Inuus nemestrinus], sind beliebte Hausgenossen des Malaien, besonders aber Letzterer, der nicht selten in der Familie den Rang des Brodvaters einnimmt oder vielmehr einzunehmen gezwungen ist. Diesen Affen hat nämlich der arbeitsscheue Eingeborene

derart abgerichtet, dass er für ihn die Cocospalmen besteigt und auf Befehl die reifen Nüsse durch Drehen um ihren Stiel abpflückt, wofür dem Eigenthümer des Thieres jede zehnte Cocosnuss als Entgelt zufällt, was unter Umständen einen ganz respectablen Verdienst ausmacht. Es ist wirklich ergötzlich, dem Baru, diesem sonst so behäbigen Gesellen, bei seiner Arbeit zuzuschauen, welche er nur mit sichtlichem Widerwillen verrichtet, der er aber mit Fleiss obliegen muss, wenn er nicht von seinem Herrn durch Zerren an der langen, an seinem Halse befestigten Leine gar unsanft an seine Pflicht erinnert werden will. Ueberhaupt sind die Affen, mit Ausnahme der Zug- und Lastthiere, wohl diejenigen Geschöpfe, welchen in ihrer Gefangenschaft die meisten Unbilden widerfahren. Daher kommt es auch, dass diese klugen, dabei aber nicht selten sehr misstrauischen Thiere in unseren Menagerien jede Spur von Gutmüthigkeit verlieren und ein verbissenes Wesen zur Schau tragen. Ganz anders aber, wenn man den armen Gefangenen von Anfang an eine gute Behandlung zu Theil werden lässt und zum Misstrauen keinen Grund giebt. Ich selbst habe auf Sumatra mehrere Exemplare sowohl von Hylobates syndactylus als auch Innus nemestrinus und Cercopithecus cynomolgus gehalten und kann nur sagen, dass diese Affen viel besser als ihr Ruf sind. Es waren gar anhängliche, liebe Thiere darunter, wie mir auch anderweitig versichert wurde, dass dieselben viel treuer seien, als man gewöhnlich annehme. Freilich, wenn man ein schon bejahrtes Thier einfängt, so geräth es in der ungewohnten Gefangenschaft bei jeder Gelegenheit in Angst und sucht sich zu wehren so gut es eben angeht. — Neben den Affen verdient unter den Waldbewohnern Sumatras in erster Linie, der Tyrann des Urwaldes, der Tiger genannt zu werden. Gewiss übt der Königstiger eine grausame Herrschaft über die Thierwelt seines Gebietes aus, allein mit dem Menschen scheint er sich im Allgemeinen nur ungern in Fehde zu begeben und ihm deshalb gewöhnlich

auszuweichen. Meistens wird daher die von diesem Raubthier drohende Gefahr mit zu grellen Farben geschildert. Fast jeder aus Indien zurückkehrende Europäer will Tiger in der Wildniss gesehen, womöglich auch einen davon erlegt haben; denn „wenn Jemand eine Reise thut, so will er was erzählen“. Obgleich ich mich jedoch mehr im Urwalde bewegt habe als Mancher von diesen Salon-Indianern und selbst einige Male die Nacht darin zugebracht habe, so muss ich doch mit vielen der Wildniss äusserst kundigen Malaien gestehen, diesen furchtbaren Räuber niemals in Freiheit gesehen zu haben. Der Tiger unternimmt seine Raubzüge hauptsächlich nur in der Dunkelheit, greift dann allerdings, wenn ihn der Hunger peinigt, auch leicht den Menschen an, sofern ihn dieser nicht durch Feuer verscheucht, allein bei Tage sucht er so leicht nicht mit ihm anzubinden. Eigenthümlicher Weise macht jenes mordlustige Thier bei seinen Angriffen auf Menschen einen Unterschied hinsichtlich der Person; es respectirt den Europäer mehr als die Malaien, was diese auch sehr gut wissen. Ferner ergreift es von Menschen, welche hintereinander marschiren, stets den zuletzt gehenden. Auch sind die Tiger am Meisten zu fürchten, die einmal Menschenblut gekostet haben. — Die auf Sumatra vorkommenden Panther werden ebenfalls bei uns für viel gefährlicher gehalten als in ihrer Heimath, wo ich niemals davon gehört habe, dass ein Mensch durch sie zu Tode gekommen sei. Noch einen verrufenen Gast des indischen Urwaldes glaube ich hier nennen zu müssen, nämlich den auf Sumatra und Borneo lebenden Malaienbären, ein in seltenen Fällen sich auch an den Menschen heranwagendes Raubthier, welches sich noch leichter als sein Stammesgenosse in Europa zu verschiedenen Kunststücken abrichten lassen soll (?).*) — Aus der Gruppe der Ungulaten

*) Es scheint mir hier eine Verwechselung mit dem südasiatischen Lippenbär [Ursus labiatus] vorzuliegen.

sind besonders zu nennen: der Schabrackentapir [Tapirus malajanus Horsf.] und das nur auf Sumatra vorkommende, zweihörnige Nashorn [Rhinoceros sumatranus]. Wildschweine [Sus vittatus Sal. Müll.] und Hirsche [Cervus equinus Cuv. und C. Muntjak Horsf.] wie auch eine Antilopen-Art [Nemorrhedus sumatrensis Desmar.] bewohnen gleichfalls die Wälder von Sumatra und liefern recht wohlschmeckendes Fleisch. [Das Fleisch indischer Wildschweine scheint mir viel schmackhafter als das der bei uns vorkommenden [Sus sorofa] zu sein. Ebenso kann ich das, wie vorzügliches Rindfleisch schmeckende, Fleisch des Schabrackentapirs sehr empfehlen]. Auch der Elephant ist auf Sumatra nicht selten, auf keiner andern Insel des Archipels aber sonst heimisch. Was die Vogelwelt anbetrifft, so muss bemerkt werden, dass sie um so grossartiger und glänzender zur Erscheinung kommt, je mehr man sich der östlichen Gränze des malaiischen Inselmeeres, den Molukken und Neuguinea nähert, wogegen das Reich der Säugethiere im Westen des indischen Archipels am Meisten ausgebreitet erscheint, eine Thatsache, welche schon Wallace hervorgehoben hat. Natürlich ist selbst die westlichste der grossen Sunda-Inseln, Sumatra, als Tropeneiland noch reicher an Vogelarten und namentlich solchen mit farbenprächtigem Gefieder als unsere nordischen Länder, dagegen fehlt dem gefiederten Volke der Tropen viel mehr jene herzerfreuende Gabe des Gesanges, durch welche sich so zahlreiche Repräsentanten dieses Thierkreises in unserer Heimath auszeichnen. Aus der Vogelwelt Sumatra's sei hier nur die Familie der Bucerotiden, der Nashornvögel besonders hervorgehoben, da sie nirgends auf der Erde in der Weise vertreten ist, wie auf dieser Insel. Die Nashornvögel mit ihren unverhältnissmässig grossen Schnäbeln, auf welchen sich hornartige Erhebungen und Verdickungen befinden, bilden unstreitig eine der merkwürdigsten Sippen des Vogelreichs. Ganz in neuerer Zeit hat die Vogelwelt von Sumatra einen sonderbaren Gast

als Zuwachs bekommen, nämlich unsern Sperling, welcher hier den Grund zu einer blühenden Colonie zu legen scheint. Vorläufig hat er sich nur in Padang, dem Anlegeplatze der von Europa kommenden Dampfboote, sesshaft gemacht, besitzt aber dort bereits zahlreiche Familie, deren Unverfrorenheit und Keckheit unter dem Tropenhimmel nur noch zugenommen hat. — Die Classen der Reptilien und Amphibien sind auf Sumatra durch eine Menge wirklich unheimlicher Gestalten vertreten, die nicht allein in ihrer ganzen Erscheinung den Menschen grösstentheils anwidern, sondern ihm zum Theile auch geradezu verderbenbringend werden können wie die Crocodile und Schlangen, die Teufel der Thierwelt. Die Hauptabtheilung der Schildkröten, welche auf genannter Insel günstige Existenzbedingungen zu finden scheint, macht noch den verhältnissmässig biedersten Eindruck und gewährt dem Menschen sogar einigen Nutzen, indem sowohl ihre Panzer (Schildpat) als auch ihr Fleisch und ihre Eier in der menschlichen Oekonomie Verwendung finden. Die grosse Gruppe der Eidechsen enthält auf Sumatra, so viel mir bekannt, nur eine einzige Thierart, welche sich wirklich der Sympathie der Inselbewohner erfreut. Es ist das der zur Familie der Geckotiden gehörige Hemidactylus marginatus Wigmann, im Malaiischen „Tjit-tjak“ genannt. Diese höchstens 12 cm. langen, im Ganzen zierlichen Eidechsen leben als wahre Stammgäste in jedem Hause, wo sie besonders zur Nachtzeit [auch bei'm Lampenschein] an den Wänden und Decken der Wohnräume Jagd auf Insekten aller Art machen. Die Tjittjaks werden allmählich so zutraulich, dass sie ihr Jagdrevier auch auf die Tische, an denen man arbeitet, ausdehnen und sogar nach der schnell über das Papier hinfliegenden Stahlfeder-Spitze schnappen in dem Glauben, ein Insekt vor sich zu haben. Wahrhaft abschreckende Formen von Eidechsen haben wir in den Crocodilen vor uns, von denen besonders Crocodilus biporcatus häufig auf Sumatra angetroffen wird

[vorzüglich auf der Ostküste]. Das Geschlecht der Schlangen, für Menschen und Thiere gleich Abscheu erregend, ist im malaiischen Archipel leider zu arg und zwar mit einer grossen Anzahl giftiger Arten verbreitet. Es ist deshalb in der That unbegreiflich, dass während in dem britischen Continental-Indien alljährlich viele Tausende diesen Scheusalen zum Opfer fallen, auf der ganzen Westküste von Sumatra in derselben Zeit keine zehn Menschen auf diese Weise zu Grunde gehen. Auch Riesenschlangen, 20 Fuss und darüber an Länge erreichend [Gattung Python], leben in niederländisch Indien. Was die Classe der Amphibien anbelangt, so ist zu bemerken, dass auf den malaiischen Inseln nur Anuren, d. i. schwanzlose Arten angetroffen werden. Froscharten scheinen sich auf Sumatra ungemein behaglich zu fühlen. Das beweisen die vielstimmigen Concerte, welche diese Natursänger allabendlich in den nassen Reisfeldern abhalten, mehr als zur Genüge. — Sowohl an See- als Süsswasser-Fischen ist der indische Archipel sehr reich, so reich wie vielleicht keine andere Gegend der Welt. Kommen doch unweit der kleinen Insel Amboina über 780 Fischspecies vor, also beinahe ebenso viel Arten, wie in und um Europa in der See und den süssen Gewässern bekannt geworden sind. Die malaiische Fischfauna zeichnet sich der europäischen gegenüber nicht minder durch die in ihr zur Erscheinung kommende, fast an das Wunderbare angränzende Mannigfaltigkeit ihrer Formen als durch das bei so manchen Arten hervortretende bunte und farbenprächtige, die verschiedensten Abstufungen von Roth, Gelb und Blau durchlaufende Colorit aus, wohingegen die Fische unserer nördlichen Gegenden in gastronomischer Beziehung wegen des im Allgemeinen grösseren Wohlgeschmackes ihres Fleisches den Vorzug verdienen.

Es würde in der That zu weit führen, an dieser Stelle in dem weiten Reiche der wirbellosen Thiere genauere Umschau zu halten und auch nur die hervorragendsten Sippen und

Thierarten zu nennen, welche die Gewässer auf und um Sumatra bewohnen oder sonst auf dieser Insel leben. Doch möchte ich einem jeden Naturfreunde wünschen, dass es ihm einmal vergönnt wäre, früh am Morgen in eine jener herrlichen Baien hinauszufahren, welche so zahlreich in das vulkanische Gebirge der Westküste hineingeschoben erscheinen, und dann durch das krystallklare Wasser hindurch die märchenhaft schönen Bilder zu schauen, welche die Natur dort auf dem flachen Grunde der See entfaltet. Da sind nicht jene verblassten Korallengebilde und Strahlthierhüllen zu schauen, deren zierlichen Bau wir in unsern Sammlungen bewundern, nicht jene erstarrten Lebewesen der See, welche vom Zoologen mit Weingeist umhüllt, doch nur den Alles entstellenden Tod vor Augen führen, nein, hier breitet sich eine Wunderwelt voll glänzender Farben aus, wohl noch glänzender als die Welt „die da athmet im rosigen Licht“. Auch hier herrscht überall Leben, mag es im Allgemeinen unter dem Drucke des Meerwassers auch langsamer pulsiren als in dem leichten Elemente der Luft. In diesem Meere der Luft da tummeln sich auf Sumatra Milliarden und abermals Milliarden von Insekten aller Art; seltsam gestaltete, riesenhafte Käfer, prächtig gezeichnete Schmetterlinge [einzelne mit einer Flügelweite von mehr als einem halben Fuss], die sich wie fliegende Blumen im Sonnenglanze dahinbewegen und eine Menge anderer mehr oder weniger interessanter Arten von Kerbthieren, die an dieser Stelle jedoch nicht näher besprochen werden können. Nur über die Ameisen glaube ich Einiges sagen zu müssen, weil sie im malaiischen Archipel das Pflanzen- und Thierleben nicht wenig beeinflussen und sogar dem Menschen Respect vor ihrem vereinten Wirken einzuflössen wissen. Wie ziemlich allgemein bekannt ist, spielen in fast allen Gegenden der Tropen die Termiten eine viel wichtigere Rolle als die Ameisen. Nicht so auf Sumatra, wo das zahllose Heer dieser emsigen Thiere eine solch' grossartige Thätigkeit

entfaltet, wie gewiss sonst nirgends auf dem Erdenrunde. Auf der einen Seite greifen sie energisch und kräftig in die Sanitätspolizei ein, um mich so auszudrücken, indem sie alle der Verwesung anheimgefallenen, animalischen und vegetabilischen Stoffe aus dem Wege räumen, auf der anderen Seite jedoch zeigen sie sich als furchtbare Räuber und Vandalen, indem sie in erschreckender Menge in die Vorrathskammern der Häuser eindringen und alles Essbare wegschleppen und verzehren, dazu auch das Balken- und Bretterwerk der Wohnungen, Papier und pflanzliche Gewebe so vollständig zernagen, wie es andere Insekten auch nicht annähernd vermögen. Weitaus die meisten Häuser auf Sumatra [die fast sämmtlich aus Holz erbaut sind] müssen nach verhältnissmässig wenigen Jahren abgebrochen werden, weil die sogenannte „weisse Ameise", ein sehr kleines, unscheinbares Thier, die Holztheile so sehr zerfressen hat, dass sie wie Stroh zusammenbrechen. Ein viel geringeres Interesse als die auf Sumatra wildlebenden Thiere gewähren die dort gehaltenen Hausthiere, die sich auf nur wenige Arten beschränken. Auch findet man selbst auf den westlichen Inseln des indischen Archipels, wo doch die Reiscultur, also der Ackerbau, schon sehr lange Zeit besteht, ungemein viele Häuser, in denen nicht ein einziges Hausthier gehalten wird. Der Hund, schon seit grauer Urzeit des Menschen treuer Gefährte, durch dessen Verstand, wie eines der ältesten Bücher der Menschheit [Vendidad] behauptet, die Welt besteht, ist dem Malaien als Muselmann ein Gräuel. Aber auch der Europäer hat an diesem Thiere in den Malaienländern nur wenig Freude, weil alle edlen Rassen daselbst schnell aussterben oder völlig degeneriren. Die Hunde, welche man daher in den dortigen Europäer-Wohnungen antrifft, sind kaum besser als jene widerlichen Bestien [„Gladdacker" oder „Jackhälse" von den Holländern genannt], welche sich gerade so wie in Aegypten und der Türkei wild in den Dörfern und Städten umhertreiben. Dagegen scheint das Klima Indiens

der Hauskatze besonders zuzusagen, da sie hier entschieden grösser, schöner und muthiger ist, als in Europa, wobei sie leider nur den einen grossen Fehler besitzt, dass sie nur wenig Lust zur Mäusejagd zeigt. Pferde werden auf Sumatra in viel geringerer Zahl als bei uns gehalten. Dieselben haben die Grösse unserer Ponys und finden nur zum Reiten und als Zugthiere vor den leichten zweiräderigen Reisewagen Verwendung. Die Schnelligkeit dieser Thiere lässt nichts zu wünschen übrig, leider aber sind sie wenig ausdauernd und sehr häufig so arbeitsscheu, dass man mit Anwendung von Gewalt und List nicht im Stande ist, sie auch nur hundert Schritte voran zu bringen. Ein sehr williges Thier dagegen ist der indische Büffel (Bubalus Kerabau), von den Malaien „Karbau“ genannt, trotz seiner enormen Stärke und Wehrhaftigkeit, die ihn aus dem Kampfe mit dem Tiger meistens als Sieger hervorgehen lässt. Der so überaus bequeme Malaie hat ihn nicht allein zum Ziehen, sondern sogar dazu abgerichtet, dass er auf Befehl das Joch auf seinen Rücken schiebt, sich also selbst anschirrt. Die Milch des weiblichen Karbau's wird kaum benutzt, wie die Malaien überhaupt nur wenig Werth auf Milchvieh zu legen scheinen. Zwar werden in einzelnen Haushaltungen wohl holländische Kühe [eine entartete Rasse] und Buckelrinder (Bos Zebu), malaiisch „Sapis“ genannt, ihrer Milch wegen gehalten, allein, weil man keine geeignete Weiden besitzt und die meisten einheimischen Gräser als Viehfutter zu hart sind, so erzielt man von diesen Thieren nur erstaunlich wenig Milch. Auch das Fleisch sowohl vom Büffel als den genannten beiden Rinderarten steht an Güte weit hinter unserm Rindfleisch zurück. Ein Glück deshalb für den Europäer — denn die Malaien geniessen nur selten Fleisch — dass in jenen Landstrichen das Geflügel [namentlich Hühner] so leicht zu züchten ist. Hausschweine werden auf Sumatra nur von den Chinesen gehalten; ebenso sieht man das Hausschaf dort selten.

Das Eiland Sumatra, auf welchem sich das Pflanzenleben in so wunderbarer Ueppigkeit entfaltet und das Reich der Thiere mit einer solchen Fülle interessanter und schöner Formen auftritt, darf auch in landschaftlicher Beziehung als eine der schönsten Inseln bezeichnet werden, welche die Sonne in ihrem Laufe begrüsst. Man muss sie gesehen haben diese Tropenlandschaften mit ihren scharf abstechenden Farben, sonst hält man den Pinsel des Malers für zu verwegen, der diese Farbencontraste etwa wieder zu geben sucht, diese Farbencontraste, welche der lichtarme Norden nicht kennt und welche selbst den sonnigen Fluren Italiens fremd sind. Wie zauberhaft schön erscheinen aber diese Tropengefilde, sobald der Mond seinen Silberglanz über sie ergiesst! Man glaubt sich entrückt in das Land der „Märchen von tausend und eine Nacht“ und nimmt Eindrücke in sich auf, die sich später im Leben so leicht nicht wieder verwischen. Niemals mehr, als wenn ich in der indischen Mondnacht da sass und die gefiederten Blätter in den Kronen der Cocospalmen sanft zu lispeln begannen, wurde ich an Göthes so innig gedachtes Lied „An den Mond“ erinnert, von dem ich hier nur den Anfang und das Ende anführen will.

„Füllest wieder Berg und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.
— — — — — — —
— — — — — — —
Was von Menschen nicht gewusst,
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

II. Die Bewohner von Sumatra's Westküste.

Es bestehen verschiedene Gründe für die Annahme, dass vor den Malaien in dem nach ihnen benannten Archipel bereits ein den heutigen Papuas ähnlicher Menschenschlag sesshaft war. Zwar bilden diese wollhaarigen Menschen von dunkelbrauner, fast schwarzer Hautfarbe gegenwärtig nur noch auf Neu-Guinea und den angränzenden kleineren Inseln den eigentlichen Kern der Bevölkerung, allein unzweifelhafte Abkömmlinge von ihnen findet man zur Zeit noch sowohl auf den Philippinen [die Negritos], den Molukken auf Borneo, als auch auf den Andaman-Inseln und der Halbinsel Malakka [die Samangs]. Es war daher als eine gewiss recht auffallende Erscheinung anzusehen, dass sich auf Sumatra, welches doch von Malakka nur durch eine schmale Meeresstrasse getrennt ist und entschieden innerhalb des Bereiches, in welchem man Reste der genannten Menschenrasse angetroffen hat, liegt, nirgends Spuren von dieser, den Papuas verwandten, früheren Bevölkerung nachweisen liessen. Von grossem Interesse war deshalb für mich eine Mittheilung, die mir seiner Zeit der Herr Assistent-Resident Kooremann zu Païnan machte, wonach sich in seinem Verwaltungsbezirke, der sich an der Westküste von Sumatra von Indrapura bis fast nach Padang hinzieht, an verschiedenen Stellen sehr alte Gräber von den sogenannten „Orang-Rupis" befänden. Diese Orang-Rupis gehören nach der dort bestehenden Ueberlieferung keineswegs zu den Malaien, auch in des Wortes weiterer Bedeutung genommen, und sollen so gross

gewesen sein, dass sie aufrecht stehend die Nüsse von den Cocospalmen zu pflücken vermochten. Später habe sich dieses Riesenvolk in die Wälder zurückgezogen. Bei der Untersuchung und Durchgrabung eines dieser Rupi-Gräber in der nächsten Nähe von Balei-Selassa, etwa 30 km. nördlich von Indrapura, fanden sich leider nur so arg verwitterte Knochenreste, trotz der zähen plastischen Thonerde, in welche dieselben gebettet waren, dass sich wohl nichts Genaueres an ihnen ersehen lässt. Die in das Grab geworfene Erde zeigte sich überall mit Stückchen von Holzkohle durchsetzt und lagen in circa 1,25 m. Tiefe verschiedene kleine Thonscherben von sehr roher Arbeit. Haben wir es hier auch nur mit wirklich spärlichen Funden zu thun, so möchte doch immerhin der Weg für weitere, vielleicht mit besseren Erfolgen gekrönte Untersuchungen gezeigt sein. [Das niederländisch indische Gouvernement könnte sich entschieden um die Wissenschaft verdient machen, falls es weitere Nachforschungen nach diesen Grabstätten, die von Indrapura bis weit hinaus über Padang bekannt sind, anstellen liesse, was sich durch den ihm zur Verfügung stehenden, ausgedehnten Beamtenapparat sehr leicht erreichen lassen würde].

Auch Hindus, von denen die in den besprochenen Gräbern vorgefundenen Knochenreste indess sicherlich nicht abstammen, haben früher einen Theil von Sumatra bewohnt, wie unter Anderem z. B. jene drei Tempelruinen beweisen, welche Rosenberg vor einigen Jahrzehnten in den Battaländern entdeckte und beschrieben hat, die aber nur unbedeutend genannt werden können im Vergleiche mit jenen überaus grossartigen und herrlichen Bauresten, wie wir sie auf Java als von den Hindus herrührend in den Tempeln von Boro-Budur und Mundut besitzen. Ueberhaupt scheint auf Sumatra der Einfluss der Hindus auf Cultur und Volksleben ein bei Weitem nicht so tiefgehender, wie auf dem genannten Nachbareilande gewesen zu sein. Im Volke von Sumatra's Westküste ist der

Name der Hindus längst vergangen und vergessen, wenn sich überhaupt auf dieser Seite der Insel in der Vorzeit jemals Hindus als Einwanderer niedergelassen haben, und erinnert ausser den wenigen unbedeutenden Bauresten und einzelnen [namentlich auf Waffen] von den Malaien angewandten Ornamenten, die wohl zweifellos von jenem kunstsinnigen Volke übernommen sind, heute dort nichts mehr an die Hindu-Zeit, es sei denn, dass die Einführung des Reisbaues auf den westlichen Inseln des malaiischen Archipels ein Geschenk jener Zeit ist.

Höchst wahrscheinlich haben die ehemals wohl viel zahlreicheren Angehörigen der Papua-Rasse auf den dem Südosten des asiatischen Continentes genäherten Inseln den über Malakka kommenden Malaien weichen müssen und sind dort heute entweder ganz verdrängt oder doch so sehr zusammengeschmolzen, dass ihre geringe Zahl eigentlich gar nicht mehr in Betracht kommt. Was nun die Malaien, die gegenwärtig im malaiischen Archipel vorherrschenden Bewohner angeht, so versteht man darunter im weiteren Sinne des Wortes alle jene Volksstämme, welche der fünften der von Blumenbach aufgestellten Menschenrassen, der malaiischen angehören, einer Rasse, welche die heutigen Anthropologen meistens mit jenem grossen Hauptzweige der Menschheit vereinigen, den man den mongolischen nennt. Dieser malaiische Menschenschlag, welcher im Laufe der Zeit nicht nur von dem ganzen nach ihm benannten Archipel Besitz ergriff, sondern nach Osten bis Madagaskar, nach Westen aber bis weit in die Südsee, bis zu den Sandwichs-, Freundschafts-, Marquesas- und anderen dort gelegenen Inseln vordrang, wo er sich bis heute behauptet hat, muss sich schon sehr frühzeitig in zahlreiche in Sprache, Sitten und Gewohnheiten mehr oder weniger auseinandergehende Volksstämme geschieden haben, deren einen die eigentlichen Malaien bilden. Die eigentlichen Malaien, wir wollen sie „jüngere Malaien“ heissen, versetzen ihre Wiege in das

Königreich Menang-Kabau, das jetzige Gouvernement „Sumatra's Westküste". Von ihrem Stammsitze aus haben sie dann später die Halbinsel Malakka bevölkert, hier zum ersten Male unter dem Namen der Orang-Malaiou, d. i. Wandermenschen auftretend. Malakka wurde in der Folge der Ausgangspunkt weiterer Siedelungen, die sich namentlich auf die Küsten der benachbarten Sunda-Inseln erstreckten, von wo, wie auf Borneo, die ansässigen älteren Malaien ins Innere zurückgedrängt wurden. Das Königreich Menang-Kabau, wie gesagt, der Stammsitz der jüngeren Malaien, umfasste zur Zeit seiner Blüthe, wo sich seine Beherrscher „Mâhâradja di Radja" oder „grosse Könige der Könige" nannten und sich dem Padischah von Istambul wie auch dem Kaiser im Reiche der Mitte im Range gleichstellten, den ganzen mittleren Theil von Sumatra, die Westküste zwischen den Flüssen Mandjouta und Singkel und an der Ostküste die Reiche Siak, Indragiri und Jambi, dazu aber das ganze dazwischen liegende Gebirgsland, gebildet durch den Bukit-Barissan und die ihm parallelen Höhenzüge. Der südlich an Menang-Kabau gränzende Theil der Insel, unter dem Namen Batanghari vereinigt, stand mehr oder weniger unter javanischem Einfluss, während den Norden des Eilandes das Batta-Land [Tanah-Batta] bildete, aus welchem später das Reich Atschin hervorging, dessen ruhmreicher Geschichte ich weiter unten einige Zeilen zu widmen gedenke. Der Verfall des mächtigen Königreiches Menang-Kabau hatte sich schon vorbereitet, als die niederländisch-ostindische Compagnie ihre ersten Niederlassungen an der Westküste von Sumatra errichtete, er wurde aber zu einer unvermeidlichen Thatsache, als sich der arglose Mâhâradja die Radja von den schlauen Holländern durch Abschliessung eines Vertrages überlisten liess, welcher die noble Kaufmannszunft, die niederländisch-ostindische Compagnie, zur factischen Gebieterin auf der Westküste zwischen den Flüssen Singkel und Mandjouta machte. Schritt für Schritt, fast unmerklich,

gingen darauf die klug berechnenden Ritter des Mercur weiter vor und so wurden die freien Malaien ohne besondere Waffenthaten von den weissen Männern, die sie gastfrei in ihrem Lande aufgenommen hatten, zu Knechten gemacht. — In den Bewohnern des Gouvernements „Sumatra's Westküste" haben wir also eigentliche, wie wir sie nannten, jüngere Malaien, die Orang-Menang-Kabau vor uns, als welche sie noch heute allgemein von den Eingeborenen des Archipels bezeichnet werden. Vom anthropologischen Standpunkte aus betrachtet stellen diese Malaien ein Volk dar „mit schlankem, wohlgebautem Körper, von kaum mittlerer Grösse, gelblich brauner oder brauner Hautfarbe, mit langem, schwarzen, schlichten Haupthaare sowie einer in den wesentlicheren Punkten mit jener der Mongolen übereinstimmenden, oder sich mehr oder weniger ihr annähernden Gesichts- und Schädelbildung." Die Museulatur ist bei den Männern im Allgemeinen nicht kräftig entwickelt, weshalb dieselben auch zu schwereren Arbeiten kaum herangezogen werden können. Bewunderungswürdig dagegen erscheint die Ausdauer des Malaien auf dem Marsche, wie auch seine schöne Haltung im Stehen und Gehen, welche zum Theil wohl ihre Entstehung der Gewohnheit verdankt, alle grösseren und kleineren Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Auch den Frauen kann man eine schöne Haltung ebensowenig, als hübsche, üppige und dabei doch zierliche Formen absprechen; was jedoch die Gesichtsbildung dieser Töchter der Eva anbetrifft, so scheinen sie mir weniger glücklich von der Natur bedacht zu sein; denn mit geringen Ausnahmen verräth das Gesicht mit seiner platten Nase und den meistens etwas aufgeworfenen Lippen zuviel Gemeinheit und Sinnlichkeit. Hin und wieder begegnet man allerdings unter den Malaiinnen feingeschnittenen, geradezu schönen Gesichtern, am Häufigsten noch im Hochlande, wo z. B. die Gegend von Pajakumbuh, wie bei uns das Land von Sachsen, ihrer schönen Mädchen wegen berühmt ist, ein Ruf der ihr

nach meiner Meinung nicht ganz mit Unrecht gebührt. Mag nun aber auch der Geschmack verschieden sein — ich kann nicht dafürhalten, dass die Grazien malaiischer Abkunft gewesen sind. — Die Hautfarbe der Eingeborenen Sumatra's ist sehr verschieden, je nach der Beschäftigung, welcher dieselben nachgehen. Sie ist, wie bei uns, dunkler bei allen Personen, welche sich viel im Freien und namentlich an oder auf dem Wasser aufhalten, wie Fischern und Schiffern, wogegen diejenigen, welche sich nur selten den Sonnenstrahlen aussetzen, wie z. B. die vornehmeren Frauen, die Dank den Satzungen des grossen Propheten gleich den Eulen ihr werthes Antlitz vor der Sonne und den Menschen zu verbergen suchen, einen mindestens ebenso hellen Teint besitzen, wie die meisten Bewohner des europäischen Südens. Häufig kann man auf der Haut der Malaien eine eigenthümliche Degeneration des Malpighi'schen Schleimes, namentlich an den Beinen beobachten, in Folge dessen die Hautfärbung vollkommen scheckig erscheint. Unter den Männern und Knaben trifft man zuweilen wirklich schöne Typen an, nur schade dass dieselben, besonders in Gegenden, wo das Impfverfahren erst seit wenigen Jahren in Gebrauch ist, nicht selten durch Pockennarben entstellt sind.

Was die geistige Beanlagung unserer Malaien betrifft, so ist dieselbe nicht zu unterschätzen, ein Fehler, in den man leicht verfallen kann, indem diese ächten Kinder der Tropen bei ihrer so überaus grossen Trägheit von ihren Talenten nur in wenigen Fällen Gebrauch machen. Ich habe auf Sumatra häufig genug Gelegenheit gehabt, den scharfen Blick der Eingeborenen zu bewundern, nicht nur, wenn sie nach Indianer-Art mit ihren Falkenaugen Dinge in Erfahrung zu bringen wussten, die ein Europäer gewiss niemals erschaut hätte, sondern auch, wenn es galt, mehr mit Anwendung der Augen des Geistes, schnell sämmtliche Merkmale eines Gegenstandes aufzufassen und im Gedächtniss fest zu halten. So

konnte ich z. B. sicher sein, von den malaiischen Fischern und Schiffern, ja von halb erwachsenen Knaben, stets die Arten von Conchylien und anderen Seethieren zu erhalten, deren Abbildungen ich ihnen für einige Augenblicke gezeigt hatte, oder wenn minimale Unterschiede vorhanden waren, auf dieselben sofort aufmerksam gemacht zu werden. Jene scharfe Auffassungsgabe für Naturgegenstände erklärt sich nun wohl zum Theile dadurch, dass bei allen Völkern auf niedrigerer Culturstufe der Blick der unveränderten Natur und ihren Erzeugnissen mehr zugewandt geblieben ist, wogegen das hochentwickelte Culturleben, welches gleichsam eine künstliche Welt innerhalb der grossen Naturwelt aufbaut, den Menschen der alten Mutter Natur mehr und mehr entfremdet. Der Malaie ist aber nicht allein begabt, die Bilder von Gegenständen der ihn umgebenden Natur schnell seinem Geiste einzuprägen, er besitzt auch ein unverkennbares Geschick in der Wiedergabe derselben durch die Zeichnung. Ich habe mich wirklich gewundert, unter der malaiischen Schuljugend eine solch' grosse Zahl jugendlicher Zeichenkünstler zu sehen. Weniger gut als der Gesichtssinn scheint mir bei den Eingeborenen Sumatra's das Gehör ausgebildet zu sein und was gar das musikalische Gehör angeht — nun, da sind sie nichts weniger als der Töne Meister. Zum Rechnen und Calculiren besitzen unsere Malaien entschieden gute Anlagen. Ebensowenig kann man ihnen eine ganz bedeutende Fingerfertigkeit und Geschick zu mancherlei Arbeiten absprechen. Aber das ganze Malaienvolk ist von einem bösen Geiste, der jede Lebensregung bei ihm hemmt, besessen, dem Geiste der Trägheit. Ich kann wohl sagen, auf Deutschlands hohen Schulen Menschen genug kennen gelernt zu haben, die es im „Dolce far niente" gar herrlich weit gebracht hatten, allein ich muss doch gestehen, dass jene Tropenbewohner diese zeitverlängernde Kunst noch mit viel mehr Virtuosität auszuüben verstehen. Wenn wir mit dieser ausserordentlichen

Trägheit des Malaien zu rechnen verstehen, so wird uns Manches in seinem Leben und Trachten erklärlich, was sonst unbegreiflich erscheint. „Den Lump wenn ih hätt, der die Arbeit erfunden hat!“ soll einst ein Bruder Straubinger ausgerufen haben. Ob nicht schon mancher unserer Sunda-Insulaner ebenso geredet hat, wenn auch nicht in bairischer Mundart? Wozu auch arbeiten? Giebt doch die Natur im indischen Archipel dem genügsamen Menschen ohne grosse Mühe das, was er zu seinem Lebensunterhalt nöthig hat. Ein Fetzen Kattun, allerdings etwas grösser als das berühmte Feigenblatt, genügt obendrein vollkommen, um auch der lästigen Bekleidungsfrage für längere Zeit aus dem Wege zu gehen. Wozu also viel arbeiten? So und nicht anders denkt weitaus die Mehrzahl der Eingeborenen. Es ist geradezu ergötzlich, sich den Malaien zu betrachten, wenn er das „Dolce far niente“ in vollen Zügen geniesst. In kauernder Stellung, so dass die Fusssohlen und das Gesäss auf dem Boden ruhen, den Rücken angelehnt, die Arme über die Kniee gestreckt, jedoch die Hände schlaff herabhangen lassend, im Munde das beliebte Ruku, eine Art von Cigarrette, welches jedoch nicht wagerecht gehalten wird, sondern zur Schonung der Kaumuskeln schräg nach Unten hängt, so sitzt er da Stunden lang und denkt an — — — nichts. In solch' süssen Stunden vermeidet der sonst so sehr Redselige nach Möglichkeit selbst das Sprechen; denn es ist im Grunde genommen ja auch Arbeit. Fürwahr, über die malaiische Trägheit und ihre Früchte liessen sich ganze Bücher schreiben, allein es reicht dieses Thema zu sehr in das Reich des Komischen, welchem ich hier doch den Platz nicht weiter einräumen möchte, hinein. Begreiflicher Weise kann man auf Sumatra diese Prototypen von Trägheit zur Arbeit bei den industriellen Unternehmungen, wo ein regelmässiges, unausgesetztes Wirken erfordert ist, nicht verwenden, sondern muss zu fremden Arbeitern [Chinesen] seine Zuflucht nehmen. Zum Belege

hierfür möge Folgendes dienen: Bei einem Bergbauversuche, welcher zu meiner Zeit auf Sumatra ausgeführt wurde, zog man so viel wie möglich auch die Eingeborenen zur Arbeit heran. Allein trotz des verhältnissmässig sehr guten Lohnes waren nur ganz ausnahmsweise Malaien zu finden, welche mehr als dreimal in der Woche anfuhren, [also mehr als dreimal in der Woche acht Stunden arbeiteten]. Die meisten malaiischen Kulis verschwanden, nachdem sie wenige Male sich der sehr leichten, ungefährlichen Arbeit unterzogen hatten, entweder für längere Zeit oder für Immer von der Grube. Um nun die Leute zu regelmässigem Anfahren zu bewegen, wurde den täglich sich zur Arbeit Einstellenden ein fast verdoppelter Lohn ausgesetzt. Was war die Folge? Man hielt nach wie vor daran fest, einen bis drei Tage in der Woche zu arbeiten, an vier Tagen aber zu ruhen. Geld hat allerdings bei jenen Naturkindern nicht den Werth wie bei uns, wo sich Alles in wirbelndem, oft zügellosem Tanze um das goldene Kalb dreht. Und zweifellos würde der Mammon noch weniger von vielen Eingeborenen beachtet, wenn er sich nicht zu Spielpfennigen verwenden liesse. Hazardspiele mit oder ohne Karten und Wetten, gewöhnlich mit Hahnenkämpfen verbunden, üben auf den Malaien einen mächtigen Zauber aus und ist er stets dabei, dem wenderischen Glücke seine Deuten und Cents, und seien es auch die letzten, anzuvertrauen. Böse Zungen behaupten sogar, auch die bessere Hälfte der Spielenden müsse sich oft auf die Karte setzen lassen. Die niederländische Regierung hat nun, um dieser Leidenschaft zu steuern, auf derartige Spiele Gefängniss- oder Geldstrafe gesetzt, und so kommt es denn, dass bei Weitem die meisten Insassen der Gefängnisse dem Orden der Glücksritter zugehören. Wie Kinder, unbesorgt um das Kommende, sind auch jene erwachsenen Kinder der malaiischen Rasse und das „Lass du den lieben Gott nur walten“ es wird gewiss nirgends mehr in's Praktische übertragen als unter unseren Eingeborenen.

Man mache beispielsweise nur einmal eine Reise mit einem malaiischen Fahrzeuge, sei es zu Lande oder zu Wasser, und man wird von der Sorglosigkeit dieser Leute schon einen Begriff bekommen. Bald ist dieses, bald jenes defect, bald das Ruder, bald das Steuer, bald das Rad, bald die Deichsel, aber die blosse Möglichkeit, dass der schadhafte Gegenstand unter Umständen noch eine Reise aushalten könne, ist Grund genug, die Reparatur zu verschieben. Mitten im Urwalde oder auf dem Meere, in weiter Entfernung vom Lande, wird dann nicht selten das Fahrzeug unbrauchbar und kann man froh sein, wenn man sich mit heiler Haut aus einer solchen Affaire herauszieht. Während der Europäer nun bei derartigem Ungemach aufgeregt wird, verzieht der Malaie keine Miene dabei und kommt kein Laut der Ungeduld über seine Lippen. Nur in äusserst seltenen Fällen bricht diesen Menschen überhaupt die Geduld, wie sie auch fast niemals in Wuth gerathen, oder dieselbe wenigstens äussern. Wehe aber, wenn die Leidenschaft des Zornes einmal bei dem Malaien zum Ausbruch kommt! Dann tritt sie gewöhnlich in der Form jener erschrecklichen Raserei auf, welche unter dem Namen „Amok“ im indischen Archipel nicht weniger gefürchtet ist, als bei uns die Tollwuth. Ein Eingeborener, welcher „Amok macht“ ist auch nicht anders in seinem Benehmen wie ein toller Mensch. Alles, was nur in seinen Bereich kommt, schlägt und sticht er nieder, weshalb auch in jedem Orte, wo sich ein von dieser Art Tobsucht Befallener zeigt, sämmtliche Lärmtrommeln geschlagen werden, damit die Einwohner in ihre Häuser entfliehen können. Alsdann machen sich die Polizeimannschaften oder andere beherzte Männer auf, um den Wuthbesessenen mittelst langer Gabeln von Stachelbambus einzufangen, indem man ihm die federnden, mit Stacheln besetzten Zinken um den Hals schiebt. Ist der Maleficator also im wahren Sinne des Wortes aufgegabelt, so wird er durch einen kräftigen Stoss niedergeworfen, mit

Hülfe der spitzen Zinken an die Erde geheftet und schliesslich gebunden. Will diese seltsame Manipulation, die an das Einfangen der tollen Hunde durch unsere Landleute vermittelst der Düngergabeln erinnert, nicht gelingen, so wird der Rasende einfach wie ein von der Tollwuth besessenes Thier getödtet. Das Amok-machen scheint indessen wegen seiner verhängnissvollen Folgen immer seltener zu werden, scheint auch früher nicht allzu häufig vorgekommen zu sein; wie der Malaie es ja im Allgemeinen meisterhaft versteht, Zorn und Hass in seinem Innern zu verbergen. Vergessen soll er aber empfangene Beleidigungen niemals und dieselben stets, oft erst nach dem Verlaufe von Jahren zu vergelten suchen. Auch wurde mir wiederholt von erfahrenen holländischen Verwaltungsbeamten gesagt, dass unter den Eingeborenen noch die Blutrache bestehe und dass oft die ganze Sippe eines Ermordeten auf Rache ausgehe, wenn der Mörder nach der Volksmeinung durch die Justiz zu gelinde bestraft sei. Sogar die holde Weiblichkeit unter der malaiischen Bevölkerung, welcher doch im Grossen und Ganzen ein hoher Grad von Stumpfsinn eigen zu sein scheint, waltet zuweilen unbefugter Weise des Amtes der Erinnyen. So soll es [namentlich aber auf Java] nicht sehr selten vorkommen, dass eine dieser Donnas, welche mit einem Europäer eine Zeit lang in wilder Ehe gelebt hat, grausame Rache zu nehmen sucht, sobald sich der Gespons einer andern braunen Grazie oder einer Europäerin zuneigt. Es ereignet sich dann nämlich, wie man sagt, sehr häufig, dass der frühere Galan oder dessen Neuerwählte an einer langsamen, nicht zu ergründenden Krankheit dahinsiegt [was vielfach darin seinen Grund haben soll, dass man den Gehassten sehr fein zertheilte Haare in die Speisen mischt], dass die eventuell geschlossene Ehe kinderlos bleibt, oder dass anderweitiges Unglück, nach dessen Entstehung man sich vergeblich fragt, eintritt. Im Ganzen jedoch zeichnet sich der Malaie Sumatra's durch einen sanften,

friedliebenden Character aus, weshalb er sich auch nur in ganz seltenen Fällen zu Raufereien und Gewaltthätigkeiten hinreissen lässt. Ich selbst habe niemals einen Eingeborenen bei Streitigkeiten zu Thätlichkeiten übergehen und auch nie Prügeleien unter der Schuljugend entstehen sehen. Auch ist die malaiische Sprache im Vergleich mit den europäischen wirklich arm an Schimpfworten. Es scheint mir daher unbegreiflich, wie einige Reisende die Eingeborenen Sumatra's als feindselige, rohe und bösartige Menschen hinstellen können. Es heisst denn doch ungerecht sein, von diesem unterjochten Volke zu verlangen, dass es seinen Beherrschern und deren Verwandten, den Europäern, stets die liebevollsten und wohlwollendsten Gesinnungen entgegenbringe. Danach haben es auch die Holländer und die übrigen Vertreter der weissen Rasse in niederländisch Indien wahrlich nicht angefangen, sich die Liebe dieser braunen Leute zu erwerben, besonders in früherer Zeit, wo es fast nur der Auswurf der Menschheit war, den Europa nach den Colonien entsendete. Ist es nicht geradezu lächerlich, dem Malaien daraus einen Vorwurf zu machen, dass er mit so grosser Liebe an seinem Vaterlande hängt und dasselbe gern wieder frei sehen möchte, wo man doch in Europa dem Volke derartige vaterländische Gesinnungen selbst auf unnatürliche Weise einzupflanzen sucht? Liebe zur engeren und weiteren Familie, zum Volke und Vaterlande, diese Tugenden sind im Malaienvolke unter dessen Energielosigkeit niemals erstickt, sie sind erhalten geblieben trotz der Jahrhunderte währenden Bestrebungen einer geistig weit überlegenen Nation, dieselben einzuschläfern und auszurotten. Kein Gut der Erde könnte die Meisten der Eingeborenen verlocken, ihre Heimath dauernd aufzugeben und Manche von ihnen sollen allein aus Wehmuth sterben, wenn sie Verbrechen halber ihrer Insel entführt werden. Auch mit seiner Familie verknüpfen den Malaien gar feste Bande; er kennt die entferntesten Glieder seiner Sippe und achtet und

ehrt sie. Treu hält er am Althergebrachten und erachtet es für sündhaft und unheilvoll, sich leichtsinnig über die Sitten und Gebräuche der Väter hinwegzusetzen. In treuer Ueberlieferung bewahrt er den Stammbaum der Häuptlinge seines Volkes und bezeugt den Sprösslingen seiner alten Fürstengeschlechter noch dieselbe Achtung, als wenn ihre ererbte Würde unter dem blau-weiss-rothen Banner fortbestände. Zu diesen Tugenden gesellt sich bei den Malaien noch ein hoher Grad von Ehrlichkeit. Diebstahl gilt als ein ganz unerhörtes Verbrechen unter den Eingeborenen, wo diese noch nach alter Väter Weise fort leben und mit den Angehörigen anderer Völker noch nicht allzu viel in Berührung gekommen sind. Wo dieses aber der Fall ist, wie z. B. in der Hauptstadt Padang, da kann man unter den Malaien heute ebenso raffinirte Spitzbuben finden, wie bei uns auch. Nach meiner Ansicht muss man jene grosse Ehrlichkeit, welche die Bewohner des Gouvernements „Sumatra's Westküste“ durchgehends auszeichnet, zum nicht geringen Theile den eigenartigen Institutionen zuschreiben, wie sie dort zu Lande, als in dem Gebiete des ehemaligen Königreiches Menang-Kabau, schon von Alters her bestehen und noch heute aufrecht erhalten werden, wonach für jedes Verbrechen an Leben und Eigenthum nicht nur der Uebelthäter selbst, sondern auch diejenigen in gewissem Sinne verantwortlich sind, welche in der Nähe des Ortes wohnen, an dem die Unthat begangen wurde. Ebenso ist die ganze Sippe nach diesen uralten Satzungen für den Diebstahl verantwortlich, den ein Sippengenosse begeht. Wohl unter keinem Volke der Erde ist man so sicher vor Dieben, wie unter unsern Malaien. Wie hoch jene armen Schlucker auch die Spielpfennige schätzen, so kann man doch selbst während der Nacht grössere Beträge in Kupfer offen auf die leicht zugängliche Veranda des Hauses legen, ohne dass am anderen Morgen auch nur ein Cent verschwunden wäre. Weniger ehrlich sind schon die stammes-

verwandten Javanen, allerdings immer noch ehrlicher als viele unserer weissen Brüder, vor welchen oft das Geld, selbst wenn es dreifach mit Erz umpanzert in der Truhe liegt, nicht sicher ist. Bei uns machen Noth und Genusssucht viele Tausende zu Dieben, zwei Factoren, die hinsichtlich der Malaien nicht zur Geltung kommen, weil einerseits diese Leute von Hause aus sehr genügsam sind, andrerseits aber sowohl eine freigebige Natur als auch jene vortrefflichen, vom Volke selbst ausgehenden Einrichtungen, wonach die ganze Sippe verpflichtet ist, den hülfsbedürftigen Sippengenossen in jeder Weise zu unterstützen, im Lande keine Noth aufkommen lassen.

Daher erklärt es sich auch, dass man im Gebiete der Westküste von Sumatra niemals von den Eingeborenen um ein Almosen angesprochen wird. Gewiss sollte man von unseren sonst so ehrlichen Insulanern nicht erwarten, dass sie sich so ungemein gewinnsüchtig und betrügerisch im Handelsverkehr zeigen. Wenn sie vermuthen, dass ein Europäer den Werth der Waare nicht zu schätzen wisse, so fordern sie mit grösster Ruhe wohl den zehnfachen Werth dafür, zeigen sich aber auch andrerseits gar nicht erstaunt, wenn man nur ein Viertel des wirklichen Werthes, also z. B. statt der geforderten zehn Mark ganze fünfundzwanzig Pfennige bietet. Am Handeln findet der Malaie überhaupt grosses Vergnügen, wie unter Anderem auch daraus hervorgeht, dass er häufig mit Waaren von geringem Werthe zu weit entlegenen Märkten zieht, um hier für seinen ganzen Kram oft nicht einmal soviel zu lösen, wie die auf die Reise verwendeten Unkosten betragen. Aber er reiset auch gern, dieser Orang-Malaiou, d. i. Wandermensch. Noch etwas glaube ich den Eingeborenen von Sumatra's Westküste zum Ruhme nachsagen zu können, dass sie nämlich weder Geiz noch Neid zu kennen scheinen. Was die Sittlichkeit des malaiischen Volkes betrifft, so ist es damit jedenfalls besser bestellt, als man in Europa auf

Grund oberflächlicher und lügenhafter Reiseberichte vielfach annimmt. Wenn schon unter uns Viele dazu neigen, die Sittlichkeit des eigenen Volkes mit zu stark aufgetragenen, möglichst hässlichen Farben darzustellen, so ist dieses noch in viel höherem Maasse bei Solchen der Fall, welche eine grössere Reise gemacht haben und dann, ob wahr oder unwahr, etwas Interessantes von fremden Völkern und Landen erzählen wollen. Geradezu wie Hohn muss es aber klingen, wenn die Seefahrer früherer Jahrhunderte, von denen Manche, wie ein geistvoller Culturhistoriker bemerkt, „in der Welt herumzigeunerten", gar heftig über die Sittenlosigkeit unserer Malaien und anderer Tropenbewohner raisonniren; denn diese noblen Vagabunden waren es gerade, welche die armen Eingeborenen in wahrhaft bestialischer Weise zur Unzucht zwangen. Und jene sich in früheren Zeiten fast ausschliesslich aus Abenteuerern und Taugenichtsen recrutirenden Schaaren von Soldaten und Beamten, welche die colonisirenden Handelscompagnien und Staaten zur Beherrschung und Verwaltung der occupirten Inseln und Landstriche aussandten, sie haben ihre Macht zu gleichen Abscheulichkeiten missbraucht. Auch heute noch soll es unter den Colonialbeamten, [unter den holländischen vielleicht noch weniger als denen anderer Nationen] einzelne solcher Gentlemans geben, welche ohne Wissen ihrer Regierungen von den Eingeborenen in ihren Verwaltungsbezirken Aehnliches fordern, wie das mittelalterliche jus primae noctis. Die niederländische Regierung thut sehr wohl daran, dass sie, um derartigen Vorkommnissen vorzubeugen, ihren in den Colonien lebenden Beamten und Officieren die Verheirathung mit Europäerinnen möglichst zu erleichtern sucht, durch Auszahlung der Ueberfahrtsgelder für die erwählten Damen u. dgl. Um auf unsere Eingeborenen im Gouvernement Sumatra's Westküste zurückzukommen, so glaube ich sie also gegen den Vorwurf grosser Sittenlosigkeit vertheidigen zu müssen. Freilich es sind Kinder der Tropen,

von denen hier die Rede ist, der Tropen, wo das Leben im Menschen, wie auch in der Thier- und Pflanzenwelt viel intensiver pulsirt als in der Kälte des Nordens. Unter den Bewohnern der Westküste bestehen aber verständige Einrichtungen, um die schnell und mächtig erwachenden Leidenschaften in die Schranken der Sitte einzudämmen. Früh schon werden die Heirathen geschlossen und da die Existenzbedingungen für die Ehepaare nicht so erschwerte sind, wie in Mitten der Civilisation Europas, so bleiben nur Wenige von der Ehe ausgeschlossen. Zur Vielweiberei aber reicht das Vermögen der Eingeborenen nur selten hin. Um den unangenehmen Folgen aus dem Wege zu gehen, welche häufig durch die entstehende gegenseitige Abneigung der Verheiratheten hervorgerufen werden und welche sich dort zu Lande noch viel unheilvoller gestalten würden als bei civilisirten Europäern, bei denen übrigens auch mancher mehr als dreissigjährige Krieg auf diese Weise entsteht, hat man die Ehescheidung nicht sonderlich erschwert und finden deshalb solche Scheidungen und auch Wiedervereinigungen [ebenso Weibertausch] verhältnissmässig häufig statt. Für die dem Ehebündnisse entsprossenen Kinder sorgt stets die ganze weitere Familie der Mutter, doch ist es auffallend, dass im Allgemeinen die Ehen mit so wenig Kindern gesegnet erscheinen, ein Umstand, der deutlich an das berüchtigte Zwei-Kinder-System der Franzosen erinnert. Der ausserehelichе, geschlechtliche Verkehr ist durch angemessene Strafen und Infamirung von Seiten des Volkes sehr beschränkt. Dazu nimmt die mohamedanische Religion mit Hülfe ihrer Priester von Zeit zu Zeit einen Anlauf, die Sittlichkeit unter den Malaien zu heben und zu fördern, wie z. B. im Anfange dieses Jahrhunderts, wo die Secte der Padries es sich angelegen sein liess, das Volk zur Zucht und Mässigkeit zu ermahnen. Dagegen treten aber die Europäer und andere Ausländer im indischen Archipel als Sittenverderber der schlimmsten Art auf. Wohl die Hälfte

der Europäer lebt dort zu Lande im Concubinate mit eingeborenen Frauen, ja in früheren Zeiten ist dieser Procentsatz ein noch bedeutend grösserer gewesen. Wie sich leicht denken lässt, waren es vordem hauptsächlich nur Männer, welche von Europa aus nach den fernen Malaienländern übersiedelten und auch heute noch befinden sich dort die europäischen Damen, besonders aber unverheirathete, den männlichen Stammesgenossen gegenüber bedeutend in der Minderzahl, sodass also junge Europäer daselbst wenig Aussicht haben, eine Lebensgefährtin ihres Stammes zu finden, es sei denn, dass sie auf einige Zeit in ihre Heimath zurückkehrten und hier von dem Ueberflusse nähmen, welcher daselbst zum Schrecken des schönen Geschlechtes besteht. Nun sollte man eigentlich glauben, auch in Indien müsse sich in Folge der dort immer häufiger werdenden Ehen zwischen Europäern allmählich ein günstigeres Verhältniss in der Zahl der weissen Männer und Frauen herausbilden. Dieses ist jedoch deshalb nicht der Fall, weil die europäischen Familien meistens, nachdem ihre Begründer eine Anzahl von Jahren in den Tropen verbracht haben, für Immer nach ihrem Vaterlande zurückkehren, oder doch ihre Kinder zur Erziehung nach Europa senden. Ueberhaupt halten in diesem Theile der Tropen die Europäer nicht in mehreren Generationen aus. Auf diese Weise kommt es, dass sich viele unserer Stammesgenossen dort braune Gefährtinnen, entweder auf Kündigung oder auf Lebenszeit, suchen. Man hat zwar nicht selten Beispiele, dass Europäer mit malaiischen Frauen in sehr glücklicher Ehe zusammenleben und dass die daraus hervorgehenden Kinder mit warmer Elternliebe erzogen werden, allein man muss im Allgemeinen sagen, dass ein solches Zusammenleben, besonders für die armen Malaiinnen der Quell unsäglichen Unheils wird, ganz abgesehen davon, dass derartige Verhältnisse auf die Bevölkerung sehr demoralisirend wirken müssen. Bietet sich nämlich dem Europäer später Gelegenheit zu einem Ehebünd-

nisse mit einer Frau aus seinem Stamme, dann wird jenen bedauernswerthen braunen Frauen, wie treu sie auch ihrem Manne ergeben sein mochten, meistens ohne Weiteres der Laufpass gegeben und auch die erwählten weissen Damen scheinen in einem solchen Vorleben ihres Zukünftigen wenig Anstössiges zu finden. Mit Recht könnten die armen braunen Frauen ihren herzlosen weissen Genossinnen zurufen: „Wir sind doch bessere Menschen“. Der Unfug solcher Liaisons zwischen Weissen und Malaiinnen ist bereits so tief eingewurzelt [da er vielleicht schon mit dem Erscheinen der ersten Portugiesen oder Holländer im Archipel seinen Anfang genommen hat], dass auch die Eingeborenen fast nichts Verabscheuenswerthes mehr darin erkennen und ohne Anstoss die Weiber zu Ehegenossinnen nehmen, welche vorher schon diese Stelle bei Europäern einnahmen. Allerdings mag wohl häufig die kleine Geldsumme, mit welcher die Europäer gewöhnlich jene Unglücklichen bei ihrer Verstossung abzufinden pflegen, die Eingeborenen bewegen, solche Frauen sich zu erwählen. Gewiss, einen Sündenlohn pflegt man den armen Weibern zu zahlen, damit glaubt man aber auch genug gethan zu haben, ganz ausser Acht lassend, dass man vielleicht ein Herz gebrochen. Freilich ist es ja nur ein Malaienherz, aber fühlt es vielleicht weniger als das, welches unter weisser Haut schlägt? Erwachsen aus jenen Mesalliancen Kinder, was man gewöhnlich zu verhüten sucht, so wird ihnen nur in wenigen Fällen ein günstiges Loos zu Theil. Von den Europäern werden solche Bastarde nicht für voll angesehen, von den Eingeborenen nicht zu den Ihrigen gerechnet. Sie müssen sich also ihre eigenen Wege suchen, auf denen sie bald mit den Weissen, bald mit den Braunen in Collision gerathen. Von Statur sind diese, von den Holländern gewöhnlich „Singos“ genannten Mischlinge, durchweg kleiner als ihre europäischen Väter und auch zierlicher gebaut. Ihre Gesichtsbildung verräth Züge von beiden Eltern. Manche Singos können ihrer

ganzen Erscheinung nach keineswegs als unschön bezeichnet werden, namentlich aber findet man unter den Frauen gemischter Rasse einzelne, welche wegen ihrer Schönheit den Neid europäischer Damen wachrufen würden. Ob diese Mischlinge, was Geistesanlagen anbetrifft, den Europäern merklich nachstehen, wage ich nicht zu beurtheilen; das aber kann man behaupten, dass sie fast durchweg ungemein misstrauisch und unzuverlässig sind. Wie könnte es auch anders sein, wo ihnen von den weissen Halbbrüdern eine nicht selten geradezu schnöde Behandlung zu Theil wird! So ergeht es ja auch den Krüppeln und den mit anderen sichtbaren körperlichen Gebrechen behafteten; sie begegnen ihrer rücksichtslosen Mitwelt mit gleichem Misstrauen. Zu einflussreichen Stellungen bringen es die Singos wohl selten und selbst dann, wenn der europäische Vater Gerechtigkeitssinn genug besass, um den Kindern seines braunen Weibes Bildung und Vermögen zu verschaffen, nehmen letztere niemals den Rang ein, wie Weisse unvermischten Blutes unter gleichen Umständen. Doch als habe die Natur mit dem herben Geschick dieser unglücklichen Parias Mitleid, lässt sie ihr Blut nur wenige Generationen fortleben und ihre Zahl nicht grösser werden. Dagegen kann man von der rein malaiischen Bevölkerung Sumatra's annehmen, dass sie sich gegenwärtig vermehrt. Neben den eigentlichen Malaien findet man über das Gebiet von Sumatra's Westküste eine beträchtliche Anzahl von Javanen zerstreut. Dieselben sind meistens als Bediente von Europäern, oder mit den Colonialtruppen hierher gekommen und sind entweder als Soldaten activ, nehmen Stellungen als Diener und Köche ein, oder sie zeigen sich als Waschmänner, Schneider u. dgl. thätig. Zu Domestiken eignen sich die Javanen viel besser als die Malaien Sumatra's, welche weniger geschickt und fleissig, dabei aber auch weniger servil sind. Als sehr verbreitet auf der Westküste sind ferner die den Malaien verwandten Niasser, Eingeborene von Nias, einem

der westlichen Nachbareilande von Sumatra, welches in Folge von Uebervölkerung viele Auswanderer entsendet, zu nennen. Kräftiger entwickelt und fleissiger als die Eingeborenen der Westküste, kann man diese Einwanderer schon eher zu Unternehmungen, bei denen es auf schwerere, anhaltende Arbeit ankommt, verwenden. Die Niasser sind noch dem Heidenthum zugethan, sind grosse Liebhaber des Schweinefleisches und halten auch viel von alkoholischen Getränken. Besondere Tugendhelden hat man nach meiner Ansicht gerade nicht unter ihnen zu suchen, vielmehr kann man eher von ihnen sagen: „So viel Köpfe, so viel Gaunerphysiognomien.“ Sie müssen aber ausgezeichnete Krieger sein, diese seltsamen Menschen, denn sie zeigen sich nicht allein äusserst gewandt im Fechten, sondern sollen auch sehr tapfer sein. Die Frauen von Nias, sehr üppige Gestalten, trifft man recht häufig als Concubinen der Europäer an, ebenso auch als Ehegenossinnen der auf der Westküste von Sumatra ansässigen Chinesen. Was jene Söhne des himmlischen Reiches angeht, so sind sie, wie in manchen anderen Gegenden auch auf Sumatra schon zu zahlreich vertreten, sich wie überall auch hier als gefährliche Parasiten geltend machend. Nicht alle von ihnen sind unvermischten Blutes, viele entstammen vielmehr Ehen von Chinesen mit eingeborenen Frauen oder Niasserinnen, die meistens einen recht glücklichen Verlauf nehmen. Der Vollblut-Chinese, in der Landessprache „Ké“ genannt, ist nicht wenig stolz auf seine Abstammung und zeigt sich keineswegs erbaut darüber, wenn man ihn als „Bawa“, als Chinesen von gemischtem Blute bezeichnet. Ihrer Religion, ihren Sitten und Gebräuchen scheinen die Söhne China's auf Sumatra im Ganzen getreu geblieben zu sein, jedoch haben sie sich in ihrer Lebensweise schon mehr den Verhältnissen des Landes angepasst. — Eingeborenen aus Britisch-Indien [im Malaiischen „Orang-Kling“ genannt] begegnet man vereinzelt ebenfalls auf Sumatra's Westküste, wo sie zumeist als Handelsleute und zwar als

recht geriebene thätig sind. Ihre Ueberlegenheit den Malaien gegenüber in körperlicher und geistiger Beziehung kann wohl nicht in Zweifel gezogen werden. Als fernere Einwanderer von dem asiatischen Festlande sind die Araber zu nennen, deren Zahl auf der Westküste allerdings nur klein ist. Es sind dieses dieselben nervigen, wohlgebauten Männergestalten, wie man ihnen in Arabien und Aegypten begegnet und ich muss gestehen, es thut dem Auge wohl, zwischen den schwächlichen Malaien solche Erscheinungen zu sehen.

Alle diese Angehörigen von Völkerschaften mit mehr oder weniger gebräunter Hautfarbe werden nun in den Colonien von niederländisch Indien nur als Menschen zweiten Ranges betrachtet, als Menschen par excellence gelten allein die Weissen, die Europäer. Letztere gehören fast ausnahmslos der germanischen Rasse an. Alle haben bei allerdings tiefgreifenden Veränderungen in ihrer Lebensweise die Eigenthümlichkeiten ihres Volkes bewahrt, aber alle haben das gemein, dass sie vollständige Realisten geworden sind und den Idealismus der europäischen Heimath gänzlich über Bord geworfen haben. Aeusserungen von religiösem Fanatismus und erregte ernstliche Debatten über politische Dinge werden daher selten unter den Europäern in diesem Winkel der Welt, wo der Mammon König und Gott ist, wahrgenommen. Nach Gütern rennt, um Gelder drängt sich hier Alles, voran die Holländer, die Herren der Colonie, welche in ihrem Vaterlande schon als Kaufleute und nichts weniger denn als Schwärmer geboren, nach den Tropen einen gewaltigen Durst nach Geld und indischen Producten mitgebracht haben. Eine rühmliche Ausnahme hiervon machen die holländisch-indischen Beamten und Officiere, unter denen im Ganzen ein entschieden guter Geist herrscht. Die Engländer, welche auf Sumatra und im ganzen indischen Archipel bedeutende Capitalien angelegt haben, zeigen sich auch hier als praktische, unternehmungslustige und gut calculirende Leute, die allerdings in Bezug

auf Geldgier ihren niederländischen Nachbaren nichts vorzuwerfen haben. Unseren deutschen Landsleuten, welche ja heute fast überall zu finden sind, möchte ich ein besonderes Capitel widmen. Das französische Element ist nicht stark auf der Westküste von Sumatra vertreten. Der spanisch-portugiesische Volksstamm, welcher doch früher als andere europäische Nationen seine Banner in den indischen Gewässern entfaltet und auch im malaiischen Archipel einst Colonien angelegt hat, dürfte auf Sumatra vielleicht keinen Repräsentanten unvermischten Blutes mehr aufzuweisen haben, wie ja überhaupt die romanische Rasse in den Colonien mit der germanischen auf die Dauer nicht concurriren zu können scheint.

Es ist eine auf den ersten Blick gewiss seltsam erscheinende Thatsache, dass wie auf den meisten Inseln des malaiischen Archipels, so auch auf Sumatra, einem Eilande, welches die Natur mit den mannigfaltigsten, herrlichsten Gaben gleichsam überschüttet hat, einem Eilande mit einer paradiesischen Pflanzenwelt und einer Thierwelt, die vielleicht in keinem Theile der Welt an Grossartigkeit ihres Gleichen findet, der alle Zonen unseres Erdballes bewohnenden Menschheit Wachsthum und Gedeihen versagt ist; denn schon seit so überaus langer Zeit bevölkert, ist diese Insel bis heute menschenarm geblieben und machen die wenigen hier sesshaften menschlichen Bewohner, welche nicht allein in geistiger, sondern auch körperlicher Beziehung hinter den Sprösslingen zahlreicher anderer Völker zurückstehen, neben diesen ganz den Eindruck wie Pflanzen, welche unter ungünstigen Existenzbedingungen nicht zu voller Entwickelung gekommen sind neben kräftig entfalteten Individuen derselben Gattung. Und jene Nordländer, welche in der Fülle ihrer Kraft und Gesundheit nach diesen gesegneten Gefilden übersiedeln, sie sinken entweder selbst schnell dahin, oder sicherlich ihre Sprösslinge in zweiter oder dritter Generation. Ist das nicht gleich einer

Vertreibung aus dem Paradiese! Dort, wo paradiesische Lüfte wehen, wo das Blühen und Grünen nie endet, da wandelt unser Geschlecht nicht ungestraft; sein unbehindertes Dasein ist nur dort, wo die nährende Erde alljährlich unter einer Decke von Eis und Schnee wie unter einem Leichentuche erstarrt und dem Menschen nicht ohne harte Arbeit sein tägliches Brod spendet.

III. Wohnung und Lebensweise der Malaien.

Dass das Klima eines Landes die Gestaltung und Bauart der in ihm errichteten menschlichen Wohnungen wenigstens theilweise bestimmt, wird wohl Niemand in Zweifel ziehen, andrerseits aber gestattet die Bauweise der Häuser gewisse Schlüsse nicht minder auf die geistige Beanlagung und den Charakter als auch die äusseren Verhältnisse ihrer Bewohner. Wirft man nun einen Blick auf die Behausungen des Malaienvolkes, so kann man, ich möchte sagen, durch die Wände dieser elenden Hütten hindurch, die ganze Trägheit und Sorglosigkeit ihrer Insassen sehen. Gewiss gebricht es auf der holzreichen Insel Sumatra nicht an Baumaterial, ebensowenig fehlt es den Eingeborenen an Geschick oder an Werkzeugen, um sich bessere Wohnungen zu erbauen, wie ja die stattlichen, gut gezimmerten Häuser beweisen, die sie den Europäern und ihren malaiischen Häuptlingen für Geld und gute Worte errichten, auch macht sich bei dem feuchten, regenreichen Klima entschieden das Bedürfniss nach trockenen, gesunden Wohnstätten geltend, allein jenes malaiische Grundübel, die Trägheit, lässt es nicht zu Besserem kommen. So wohnen denn diese arbeitsscheuen Menschen weiter in ihren jämmerlichen Baracken, bis ihnen dieselben über dem Kopfe zusammenfallen. Entschliesst man sich dann endlich zum Aufbau eines neuen Hauses, so wird die bis dahin bewohnte Ruine vollends niedergelegt, um aus den alten Hölzern einen Nothbau zu errichten, in welchem die obdachlos gewordene Familie eine Zeit lang hauset. Wenn der Neubau nun innerhalb eines

Jahres fertiggestellt wird, so heisst das sehr schnell gearbeitet; gewöhnlich ersteht das Haus im ersten Jahre nur in seinem Gebälk und geht der Prachtbau erst im zweiten Jahre, oder auch wohl noch später seiner Vollendung entgegen. Indem nun aber das Holz in Folge der reichlichen atmosphärischen Niederschläge leicht der Fäulniss verfällt und dazu auch die weissen Ameisen die Bauhölzer in wenigen Jahren vollständig zernagen, geschieht es, dass während ein Haus auf der einen Seite vollendet wird, es auf der anderen schon wieder der Reparatur bedarf. Und doch nimmt die Errichtung dieser malaiischen Villen nur verhältnissmässig wenig Arbeit in Anspruch. Von Mauerwerk ist nämlich bei den meisten der Malaienwohnungen nicht die Rede. Man hat den Grund hierfür nicht etwa darin zu suchen, dass Häuser mit Mauerwerk leichter der Zerstörung, durch die im indischen Archipel so häufig vorkommenden, starken Erdbeben anheimfallen; denn sonst würde man auf Java, wo dieses Phänomen noch öfter und intensiver auftritt, nicht so viele Steinbauten antreffen. Abgesehen davon, dass die auf Sumatra's Westküste anstehenden Felsgebilde fast ausschliesslich aus Massengesteinen [Andesit, Granit, Diabas u. dgl.] bestehen, welche sich nur ungemein schwer zu Bausteinen verarbeiten lassen, sind es wohl besonders sanitäre Erfahrungen, welche die Eingeborenen bestimmen, ihre Wohnungen aus Holz aufzuführen. [Selbst in Gegenden, wo Kohlenkalk ansteht, also sowohl ein leicht zu verarbeitender Baustein, als auch Mörtel nicht fehlt, sieht man nur den Unterbau der Häuser aus Mauerwerk zusammengesetzt]. Keine Bauart dürfte nämlich in Tropengegenden, wo die Malaria oft in so grässlicher Weise wüthet, angebrachter sein, als der Pfahlbau und möchte ich fast glauben, dass mehr noch als die Furcht vor dem Angriffe wilder Thiere, die in Bezug auf das Wechselfieber gemachten Erfahrungen die Bewohner feuchter Tropenländer bewogen haben, hinsichtlich ihrer Wohnungen eine ähnliche Bauweise einzuschlagen, wie sie einst in vor-

historischer Zeit bei den Pfahlbauten Europas in Anwendung kam. Bekanntlich ziehen sich die Sumpfgase und mit ihnen die gesundheitsgefährlichen, Wechselfieber erzeugenden Miasmen vorzugsweise nahe am Boden hin und bleiben aus dem Grunde die Behausungen um so mehr von jener Krankheit befreit, je höher die Wohnräume über dem Erdboden angebracht und je weniger sie feucht sind. Demgemäss bringen die Malaien den Fussboden ihrer Wohnungen in 1—2, ja 3 m. Entfernung von der Erde an, indem sie ihn durch ein Pfahlwerk stützen, zwischen welchem der Raum entweder frei bleibt, oder zum Unterbringen von Gebrauchsgegenständen, Holz und bisweilen auch Vieh benutzt wird. Das Gebälk des Hauses besteht gewöhnlich aus Holz, seltener aus Bambus, welch' letzterer jedoch häufig zur Construction des Daches benutzt wird. Zum Eindecken des Daches, welchem man wegen der Menge des herabfallenden Regens eine sehr spitze Form giebt, verwendet man entweder den sogenannten Atap, d. h. die übereinander gelegten Blätter (Folioli) der Nipa-Nibung- und Sagopalme, oder einen eigenartigen, schwarzbraunen, unter dem Namen „Gomuti" bekannten Faserstoff, welcher sich an den Blattstielen einzelner Palmen [Arenga, Metroxylon] abscheidet und ein sehr dauerhaftes Deckmittel darstellt. In neuerer Zeit findet man den First des Daches zuweilen mit Eisen- oder Zinkblech belegt. An gesonderten Gemächern ist das malaiische Haus ungemein arm. Meistens stellt das Innere desselben nur einen einzigen Raum dar, welcher der ganzen Familie zugleich als Küche, Wohn- und Schlafstube dient. In mehr als zwei Räume ist das Haus der Eingeborenen sehr selten geschieden. Will man sich einigen Luxus gestatten, so bringt man wohl eine Veranda an der Wohnung an, darüber aber geht man so leicht nicht hinaus. An Fenster von Glas ist gar nicht zu denken; ist man doch schon froh, wenn man statt dessen Klappen oder Luken von Holz, sowie eine in Angeln gehende Thür besitzt, was noch lange nicht

jedes Haus aufzuweisen hat. Im Innern von Sumatra kann man sogar ganze Dörfer finden, in denen auch nicht eine Wohnung vorhanden ist, zu deren Aufbau irgend ein Eisentheil, und sei es auch nur ein Nagel, als Baumaterial verwendet worden wäre. Die Holztheile des Hauses sind in diesem Falle entweder verankert oder durch Holzpflöcke mit einander verbunden, das Dach aber ist mit Rotang zusammengefügt. Bambus und Rotang [das ungemein biegsame und feste Holz verschiedener Kletterpalmen, welches unter den Namen „spanisch Rohr, Riet oder Reit“ auch bei uns bekannt ist und zu Stöcken, Stuhlgeflechten u. dgl. verwandt wird] sind überhaupt die beliebtesten Baumaterialien des Malaien, in deren Benutzung er bedeutendes Geschick besitzt. Leider aber zwingt ihn die geringe Haltbarkeit des Bambusrohres dazu, bei seinen Bauten auch Holz, dessen Verarbeitung ihm im Ganzen viel zu viel Mühe macht, zu gebrauchen. So findet man gar nicht selten in den an Dörfer angränzenden Walddistricten die prächtigsten Baumstämme gefällt; aber man hat sie unbenutzt liegen lassen, weil es sich vielleicht später zeigte, dass ihr Holz schwer zu bearbeiten sei, oder der Transport ein Wenig mühsam erschien. Auch sind unsere Eingeborenen keine besonderen Verehrer von jenen grossen Werkzeugen, mit welchen unsere Holzarbeiter die Rohhölzer zu façonniren pflegen, als da sind, schwere, wuchtige Aexte und grössere Sägen. Ihnen genügen ihre kleinen Beile, an denen nur die meisselartige Schneide, welche in eine gekrümmte Handhabe eingekeilt ist [ähnlich den Schaftcelten der Bronzezeit], aus Eisen besteht, vollkommen. Da man keine andere Säge als eine Art kleiner Stosssägen, den sogenannten Fuchsschwanz unserer Schreiner, zu gebrauchen weiss, so ist man gezwungen, dickere Baumstämme dadurch der Quere nach zu zertheilen, dass man sie mit dem Beile allmählich durchschlägt, eine Arbeit, mit welcher oft mehr als ein Tag hingeht. Doch das kümmert unsern

guten Malaien wenig; denn das Sprichwort: „Zeit ist Geld“, ist ihm gänzlich unbekannt. Die namentlich bei Hausbauten in Menge zur Verwendung kommenden Bretter werden ebenfalls nicht aus den Baumstämmen herausgesägt, sondern herausgespalten und dann zugehauen, eine nicht minder zeitraubende Arbeit, verbunden mit bedeutender Materialvergeudung. An grösseren Plätzen haben die Eingeborenen in der Concurrenz mit den vorzüglichen chinesischen Handwerkern sich schon mehr an den Gebrauch geeigneter Werkzeuge gewöhnt und wissen dieselben recht gut zu handhaben. — Sehr primitiv ist in den Malaienhäusern die Heerdanlage. Diese besteht nämlich aus nichts anderem, als einem kleinen Aufbau aus Erde und Steinen, welcher nicht selten in Holz eingekastet ist. Besondere Einrichtungen zum Aufhängen oder Aufstellen von Kochgefässen, sowie Rauchfang und Schlot fehlen vollständig. Natürlich versieht ein solch' ungekünstelter Heerd die Wohnung namentlich in ihren oberen Partien so reichlich mit Rauch, dass unseren biederen Metzgermeistern bei'm Anblick jener geschwärzten Räucherkammern gewiss das Herz aufgehen würde. Zu verwundern ist nur, dass die nach allen Seiten offenen Feuerstätten, aufgestellt in den nur aus Holz hergestellten Wohnräumen, so selten Ursache von Feuersbrünsten werden. [Solche Hausbrände, welche übrigens nur selten vorkommen, da auch absichtliche Brandstiftungen keineswegs häufig sind, können wegen der feuergefährlichen Bedachung der Häuser in Dörfern und Städten höchst verhängnissvoll werden.] Der Zugang zu den Wohnungen der Eingeborenen besteht im günstigsten Falle aus einer Treppe oder Leiter, sonst aber aus einem mit Einkerbungen versehenem Baumstamme, oder einigen zusammengewälzten Steinen. Fast bei jedem Hause steht eine kleine Reisscheuer [Rangkian, Kapuh], ein auf Pfählen ruhender, nach Oben hin breiter werdender, aus Brettern oder Holzgeflecht bestehender Behälter, mit quadratischer oder runder Grundfläche [von 4—9 m.

Umfang], über welchem sich ein nach zwei Seiten abfallendes Dach erhebt. In dieser Scheuer wird der Reis sammt der Spreu von einer Aerndte bis zur anderen aufbewahrt. Der Malaie erbaut im Allgemeinen dort seine Wohnung, wo es ihm beliebt, doch haben es die holländischen Beamten durch ihre Bemühungen wenigstens in den grösseren und zugänglicheren Orten dahin gebracht, dass ein gewisser Bauplan inne gehalten wird und gerade Strassen zwischen den Häusercomplexen durchführen. Auch muss der die Wohnung umgebende Hofraum, zum Mindesten nach der Strasse hin, durch eine Umzäunung (Pagger) oder eine lebende Hecke abgesperrt sein. Ebenso verdient es entschieden Anerkennung, dass die Holländer nach Möglichkeit darauf halten, dass die Malaien ihre Ortschaften (Kampongs) von allem Unrath säubern und faulende Pflanzenreste, Küchenabfälle u. dgl. entweder verbrennen, oder in die Flüsse werfen, ein Vorgehen, wodurch manchen epidemischen Krankheiten entschieden vorgebeugt wird. Im Grossen und Ganzen ziehen es die Eingeborenen vor, in Dörfern oder Städten zu wohnen, doch begegnet man gar nicht selten auch einsam liegenden Häusern, vorzüglich in den sogenannten „Ladangs", d. h. urbar gemachten Stellen des Waldes, an denen Zuckerrohr, Pfeffer und andere Nutzpflanzen gezogen werden. Man macht sich in diesen Pflanzungen wohl hauptsächlich deshalb sesshaft, um dieselben beaufsichtigen und vor Affen, Wildschweinen, Stachelschweinen und anderen schädlichen Thieren schützen zu können. Von Zeit zu Zeit soll der Malaie gern seinen Wohnsitz wechseln, besonders aber dann, wenn er vermuthet, dass man ihn demnächst zu Herrndiensten, zur Arbeit an den öffentlichen Wegen, der einzigen Last, welche ihm in manchen Gegenden vom Gouvernement aufgelegt ist, heranzuziehen beabsichtigt. Wenn in einem Districte, so hörte ich von holländischen Beamten, zu frühzeitig ruchbar würde, dass die Regierung Derartiges im Schilde führe, so könne man darauf gefasst sein, dass für diese

Zeit einige Leute auswanderten. Man kann sich leicht vorstellen, wie verhasst solche Arbeiten ohne Entgelt jenen arbeitsscheuen Menschen, welchen schon die Bemühungen um das tägliche Brod eine grosse Plage sind, sein müssen. Auch sehen unsere Eingeborenen darin gewiss eine ganz bedeutende Anforderung an ihr religiöses Gefühl, dass sie zum Aufbau und zur Erhaltung ihrer Moscheeen [Messigits] beizutragen haben. Deshalb muss sich denn Tuan Allah es gefallen lassen, wenn er von diesen seinen Kindern nur in schmucklosen Holzbaracken, deren Seitenwände zuweilen gar nicht einmal zur Vollendung kommen, verehrt wird. Vereinzelte Fälle giebt es freilich, dass Eingeborene, besonders aber Häuptlinge viel Fleiss und Sorgfalt auf ihre Wohnungen verwenden. In den Padang'schen Oberländern findet man mitunter sogar stattliche Wohnhäuser, welche in wirklich geschmackvoller Weise mit geschnitzten und buntbemalten Arabesken und anderen Ornamenten ausgestattet sind; doch das sind Ausnahmen, im Allgemeinen bilden die Behausungen der Malaien auf der Westküste von Sumatra elende Hütten und so wird es auch wohl noch längere Zeit bleiben. Sehen wir uns nun einmal nach dem in diesen Wohnungen untergebrachten, ganz im Sinne des alten Vater Diogenes zusammengestellten Hausrath um! Als wichtigstes Haus- und Küchengeräth stellt sich uns ein aus Thon gebrannter, bauchiger Topf, in welchem die Familie ihren Reis zu kochen pflegt, dar, oft das einzige Product der keramischen Gewerbe innerhalb der Malaienwohnung. Daneben steht ein Stück geöffneten Bambusrohres, welches zur Herbeischaffung und Aufbewahrung des nöthigen Wassers gebraucht wird. Zur Completirung dieses luxuriösen Kücheninventariums dienen noch einige durchgeschnittene Schalen von Cocosnüssen, die Trinkgefässe und Schöpflöffel darstellend. Dank dem anhaltenden Wirken der dortlebenden Europäer im Genusse von gegohrenen Getränken haben heute auch schon Glasflaschen ihren Einzug in zahlreiche malaiische

Hütten gehalten, jedoch sind diese Reliquien europäischer Trinklust im Innern der Insel und an abgelegenen Theilen der Küste noch so rar, dass sie als Aequivalente für Hühner und andere Lebensmittel angesehen werden. Für eine Flasche aus weissem Glase werden wohl zwei oder drei Hühner eingetauscht. Bei fortschreitendem Comfort werden auch eine oder mehrere Caffeetassen und, wenn es hoch geht, sogar Teller angeschafft, allein diese sind besonders an abgelegenen Orten noch so selten, dass man in Hunderten von Häusern vergeblich nach ihnen suchen kann. Gewöhnlich isset der Malaie seinen Reis ohne Weiteres aus dem erwähnten Universalkochtopfe, oder von dem ausgebreiteten Stücke eines Pisangblattes. Auch bedient er sich bei'm Essen gemeiniglich nur jener natürlichen fünfzinkigen Gabeln, deren bekanntlich jeder Mensch zwei besitzt, sofern ihm dieselben nicht durch Unglück abhanden gekommen sind. [Gabeln findet man daher auf Sumatra eigentlich nur in den Häusern der Europäer vor, denn die Chinesen, welche im Ganzen ihre Wohnungen schon besser auszustaffiren wissen, bedienen sich statt der Gabel zweier zugespitzten Stäbchen zum Essen.] Das Inventar der combinirten malaiischen Wohn- und Schlafstube lässt sich sehr leicht aufzählen, indem es gewöhnlich nur aus einigen am Boden hingebreiteten Matten besteht. Um die Beschreibung des Hausrathes in den Wohnungen unserer Eingeborenen zu vervollständigen, so sind nur noch drei Gegenstände anzuführen, nämlich ein kleiner Holzklotz mit einer halbkugelförmigen Vertiefung, worin mittelst eines circa 2 m. langen Holzstampfers der Reis gestampft wird, eine Wanne zum Reinigen des Reises von Spreu und Unreinigkeiten, und eine Thonlampe [Palita], in der Cocosnussöl gebrannt wird. In neuerer Zeit verdrängen jedoch europäische Petroleumlampen diesen primitiven Beleuchtungsapparat mehr und mehr. Das Petroleum ist gegenwärtig in den Malaienländern schon ein sehr wichtiger Handelsartikel geworden und wird daselbst in

Gegenden verführt, in die noch nie ein Europäer seinen Fuss gesetzt hat. Ebenso ist es mit den schwedischen Zündhölzern, welche heute in der Tasche keines Malaien mehr fehlen und von Europa und Singapore hierher verführt werden. — Wie man aus dem Gesagten ersehen kann, macht es den jungen malaiischen Ehepaaren auf Sumatra nicht allzuviel Schwierigkeit, sich mit dem nöthigen Hausrath zu versehen; denn es genügt dazu ein Anlagecapital von weniger als einem Gulden. Eine recht komische Bereicherung erfährt das Inventar der Malaienwohnungen durch die sogenannten „Vendutie's" oder Auctionen der Nachlassenschaft von verziehenden Europäern und solchen, welche gestorben, ohne auf der Insel directe Erben zu hinterlassen. Soll eine Vendutie abgehalten werden, so wird dieses einige Zeit vorher in der Umgegend bekannt gemacht und finden sich dann in dem Verkaufslokale sowohl die in der Nähe wohnenden Europäer als auch zahlreiche Eingeborene ein. Unter Leitung des Vendumeesters (Auctionators), gewöhnlich eines Regierungsbeamten, geht hierauf der Verkauf ganz in derselben Weise vor sich, wie auch bei unseren Auctionen [auf Credit]. Häufig werden die ausgebotenen Gegenstände viel zu theuer ersteigert, namentlich wenn dieselben einem Beamten zugehören, der sich grosser Beliebtheit erfreute und von welchem man daher gern ein Andenken erwerben möchte. Andrerseits werden nicht selten werthvolle Gegenstände zu wahren Spottpreisen verschleudert; besonders solche, welche im Haushalte des Malaien weniger Verwendung finden. Hohe Preise erzielt man für Schiesswaffen, Messer, Uhren, Spiegel, Lampen und solche Dinge, welche durch ihr buntes Aussehen in die Augen stechen. Es ist in der That interessant, bei einer solchen Auction zu beobachten, wie eigenthümlich die Malaien den Werth mancher europäischen Producte beurtheilen. Genau betrachtet, kann man diese Verkäufe nur als ein nothwendiges Uebel ansehen, indem es auf der einen Seite bei der Kostspieligkeit des Transportes nur

hierdurch den im Innern der Insel, oder weit von Verkehrscentren abwohnenden Europäern, oder deren Erben ermöglicht wird, grössere Gegenstände von geringerem Werthe wie Meubles u. dgl. verhältnissmässig preiswürdig wieder abzusetzen, auf der anderen Seite aber dadurch den Eingeborenen Veranlassung gegeben wird, bei dem wenigen Gelde, welches sie besitzen, unnütze Gegenstände einzukaufen und diese noch zu bisweilen ganz unverhältnissmässig hohen Preisen zu erstehen. Namentlich aber sollte die Regierung mit Energie darüber wachen, dass nicht ihre Beamten die Eingeborenen geradezu antreiben, die ausgebotenen Gegenstände sich übermässig aufzubieten, sobald dieselben entweder ihnen selbst, oder ihren Collegen zugehören, was namentlich auf Java sehr häufig vorkommen soll, ich aber während meines Aufenthaltes auf Sumatra's Westküste nicht bestätigt gefunden habe. Ein nicht zu läugnender Unfug besteht ferner darin, dass sich das niederländische Gouvernement so willkürlich das Verfügungsrecht über den Nachlass von Europäern anmasst, die in Indien gestorben, ohne dort Erben zu hinterlassen. Wie manches theuere Andenken an einen geliebten Todten, welches die in Europa wohnenden Angehörigen gern mit Gold aufwiegen würden, kommt auf diese Weise vielleicht zu einem Schleuderpreise in unberufene Hände! In früheren Zeiten, wo die Transportmittel im malaiischen Archipel so ausserordentlich unvollkommen waren, dass man selbst kleinere Gegenstände nicht ohne grosse Schwierigkeiten und ohne unverhältnissmässig grossen Kostenaufwand den Hafenorten zuführen konnte, wo es dort einzelne Stationen gab, welche so zu sagen von der Welt abgeschlossen waren, liess sich ein derartiges Vorgehen in Betreff des Erbes fremder Personen noch rechtfertigen, allein gegenwärtig, wo sich der Verkehr auch dort zu Lande in ganz anderen Bahnen bewegt, sollte man doch andere Maassregeln treffen. Zum Wenigsten sollte man Gold- und Silbersachen und andere Gegenstände, welche

bei geringerem Gewichte grösseren Werth besitzen, den Erben zustellen und überhaupt, wenn möglich, diese darüber verfügen lassen, was mit dem Nachlasse geschehen solle. Wissenschaftliche Sammlungen müssten ebenfalls nach dem Tode ihrer Besitzer erhalten bleiben, dürften also nicht ohne Weiteres bei Seite geworfen werden, wie dies leider mehrfach vorgekommen ist, vielleicht zu nicht geringem Schaden für die Wissenschaft.

Um auf unsere Malaien zurückzukommen, so benutzen dieselben, wie gesagt, jene Auctionen zu den sinnlosesten Einkäufen. So kann man denn zuweilen das aus drei oder vier Stücken bestehende, primitive Inventar in den Wohnungen der Eingeborenen auf höchst komische Weise vermehrt sehen durch hochmoderne Hängelampen, elegant gearbeitete Stühle, Spiegel in breitem Goldrahmen und andere Dinge, welche hierher ungefähr geradeso passen, wie hochelegante, moderne Ausstattungsgegenstände zu der elendesten Köhlerhütte. Und da die Vorfahren, wenn sie über etwas Geld zu verfügen hatten, auf den schon damals stattfindenden Auctionen bei der Ergänzung ihres Hausrathes vielleicht einen geradeso eigenthümlichen Geschmack an den Tag legten, so ist die Ausstattung in einzelnen Wohnungen eine noch viel buntere geworden. Hier ein nur noch auf schwachen Füssen stehender Tisch, einst Eigenthum eines Beamten der alten indischen Handelscompagnie, darauf der schon mehrfach besprochene Repräsentant malaiischer Keramik, dort ein Fernglas in Nickelfassung, hier ein altes Gewehr mit Feuersteinschloss, dort ein recht moderner französischer Spiegel, kurzum eine Zusammenstellung, welche unsere stilsüchtigen deutschen Hausfrauen mit wahrem Entsetzen erfüllen würde. Dreimal hoch beglückt ein Haus jedoch unter unsern Malaien, das zieret solche Habe! Es müssen schon Nobili, Häuptlinge und andere begüterte Leute sein, welche ein derartiges Inventar besitzen. Freilich begegnet man, wenn auch nur ungemein

selten, Häusern von Eingeborenen, worin es recht wohnlich aussieht, in denen mit Geschick und Geschmack Alles angeordnet und auch kein Geld gespart ist, um ein anständiges Meublement zusammenzubringen. So steht mir namentlich noch das Haus des Tuanko von Trussan vor Augen, welches sich sowohl hinsichtlich seiner Bauart als auch seiner inneren Ausstattung recht gut mit einer Europäer-Wohnung messen kann. Auf der gut ausmeublirten Veranda hingen sogar zwei eingerahmte Stahlstiche, von denen der eine die Schlacht bei Gravelotte, der andere das Bombardement von Strassburg darstellte. Der Besitzer des Hauses, ein Malaie von hervorragender Intelligenz, frug mich sofort, nachdem er erfahren, ich sei ein Deutscher, wie es dem Tuan (Herrn) Kaiser Frederik und dem Tuan Kanzler ergehe. Doch dieser malaiische Districtshäuptling steht mit seiner Hauseinrichtung unter den Eingeborenen vielleicht unerreicht da.

Schmucklos wie die Hütte des Malaien selbst, ist auch deren Umgebung, insofern man von den stolzen Cocospalmen, die um den elenden Bau herum, ich möchte sagen, wie Könige um einen Bettler stehen, absieht. „Aber wo sind denn die Gärten“, wird man vielleicht fragen, „dort in dem Lande, wo Alles so üppig grünt und blüht?“ Gärten, wohl gar noch solche mit Blumen und Ziersträuchern, anzulegen und zu pflegen, das fehlte unsern biederen Malaien. die selbst zur rechtzeitigen Bebauung ihrer Reisfelder von den Regierungsbeamten angetrieben werden müssen, noch gerade! Man lässt also die Umgebung des Hauses unbenutzt; höchstens pflanzt man ausser den Cocospalmen einige Pisangstauden, Mangas, Mangustans, Papajas und andere Fruchtbäume dort an. Hin und wieder findet man auf den Hofräumen allerdings auch einzelne andere Nutzpflanzen, jedoch ohne besondere Vorbereitung des Bodens und ohne alle Ordnung angebaut, so namentlich einige Convolvulus- und Dioscorea-Arten, die Cassave- und ähnliche Pflanzen mit essbaren Wurzelknollen,

im Malaiischen „Obi-obi“ genannt, ebenso Gurken, Melonen, mehrere Dolichos- und Phaseolus-Arten und wenige andere Gewächse, aus denen Gemüse, die unter dem Namen „Sajor“ eine Zuspeise zum Reis bilden, bereitet werden. Im Ganzen jedoch ist der Malaie zu wenig Gourmand, um auf solche Gemüse besonderen Werth zu legen und sie deshalb in grösserer Menge anzubauen. Er ist vollkommen zufrieden mit seinem Reis, den er Morgen's, Mittag's und Abend's geniesst, sobald er nur etwas Lombok-Pfeffer und getrockneten, halbfaulen Fisch als Beigabe dazu essen kann. Der Reis wird gewöhnlich nur mit Wasser gekocht [Nassi], seltener mit Milch und Zucker [Bubur]. Einen ganz hervorragenden Antheil an der Volksernährung nehmen in holländisch Ostindien die Früchte, namentlich die Pisangs; ferner auch die Früchte von Manga, Papaja, Durian, Citrus und anderen schon genannten Fruchtbäumen. Auch das Zuckerrohr wird recht häufig zur Nahrung verwendet, indem man es entweder zerkaut und aussaugt, oder den mittelst einer sehr primitiven Presse daraus gewonnenen Saft als Getränk benutzt. Das Zuckerrohr, die verschiedenen Pfeffer-Arten, die Obi-obi und die anderen Gemüse, welche als Zuspeisen zum Reis genossen werden, baut man vorzüglich in den schon erwähnten Ladangs an. Im Hochlande werden auch wohl Kartoffeln, Kohlarten, Zwiebeln, Salate, Bohnen und noch einige andere europäische Gartengewächse gezogen, weniger wohl für die Haushaltung der Eingeborenen selbst, als für die Küche der Europäer. Die Preise für diese Gemüse und besonders für Kartoffeln stellen sich durchschnittlich sehr hoch und sind dieselben in einigen Gegenden überhaupt nicht erhältlich. Fleisch geniesst der Malaie nur selten, am Häufigsten noch das von Geflügel, welches hier in den Tropen ausserordentlich leicht zu züchten ist, so dass beispielsweise ein Dutzend fast ausgewachsener Hühner auf 3—4 Mark zu stehen kommt. Auch für Entenzucht müssen die Verhältnisse sehr günstig liegen und sieht man nicht

selten wirkliche Prachtexemplare von diesen Hausvögeln, besonders in der Nähe der sumpfigen Reisfelder. Gänse und zwar Höckergänse findet man schon weniger häufig. Tauben sieht man in den Wohnungen der Eingeborenen sehr häufig, weil dieselben allgemein als glückbringende Thiere gelten. In der Nähe der Meeresküste, an welcher die Fischerei mit Hülfe von Schleppnetzen in grossem Maassstabe betrieben wird, werden Seethiere in grosser Menge genossen. Namentlich sind es Fische, von denen zahlreiche Arten, darunter auch Haifische, verspeiset werden, daneben aber auch Krebse und Muscheln, deren Genuss hier noch häufiger als im Norden tödtliche Folgen hat. Junge Tintenfische sind ebenfalls [wie ich mich überzeugt habe mit Recht] als Speise sehr geschätzt, wogegen die so zahlreich auf den Korallenriffen vorkommenden Holothurien, aus welchen die Chinesen den bei ihnen so sehr beliebten Trepang bereiten, von den Malaien verschmäht werden. — Wenn man nach dem Gesagten die Ernährungsweise der Eingeborenen vom chemischen Standpunkte aus betrachtet, so muss es einleuchtend erscheinen, dass dieselbe gar wenig dazu angethan ist, jene Menschen zu Kräften zu bringen; denn der Reis, die Hauptnahrung derselben, steht in seinem Nährwerthe weit unter unsern Cerealien; dazu ist der Verbrauch an animalischer Kost im Ganzen viel zu gering. Dieser Umstand macht es auch begreiflich, weshalb der Malaie so wenig Kraft und Energie besitzt. Was Getränke angeht, so ist derselbe ebenfalls sehr bescheiden. Wein, Schnaps und Liqueur zu geniessen, verbieten schon die mohamedanischen Religionsvorschriften, welchen man im Allgemeinen nachkommt. Bier hat der grosse Prophet nicht gekannt, konnte es also auch nicht verbieten, weshalb die Eingeborenen dieses schäumende Nass sich auch unbedenklich zu Gemüthe führen. Allein derselbe Grund, welcher bei uns so manchen Musensohn davon abhält, am Ende des Monats dem Biergenusse zu fröhnen, bestimmt auch die Eingeborenen, dem Gambrinus zu

entsagen. Der Hauptlabetrank für Männlein wie Weiblein bleibt daher der Caffee, wenn auch das niederländisch-indische Gouvernement allzu weise dafür sorgt, dass der Orden der Caffeeschwestern auf der Insel wenigstens unter den Malaien nicht zu viel Mitglieder bekommt. Saft vom Zuckerrohr und schäumende Citronade, welche man zur Zeit schon an mehreren Stellen im Archipel fabrikmässig darstellt, sind gleichfalls geschätzte Getränke. Einer grossen Beliebtheit hat sich ferner das Selterswasser zu erfreuen, im Malaiischen „Ajer-blanda", d. i. europäisches Wasser genannt, wovon nach malaiischen Begriffen alle Brunnen in Europa überfliessen, ein Irrthum, der wohl dadurch entstanden ist, dass in früheren Zeiten nur natürliches Mineralwasser nach Indien ausgeführt wurde, nicht aber künstliches, welches gegenwärtig auch im Archipel selbst fabricirt wird, indem man dazu flüssige Kohlensäure von Europa kommen lässt. Das Eis, dessen Consum sich unter den Europäern an grösseren Plätzen von Tag zu Tag steigert, im Malaiischen „Ajer-batu oder Steinwasser" genannt, ist den Eingeborenen nur noch wenig bekannt geworden, ist übrigens bis heute noch Gegenstand eines gewissen Misstrauens.

Die Sorge für Küche und Keller fällt also den malaiischen Frauen bei Weitem nicht so schwer, wie ihren Genossinnen in Europa. Geradeso ist es mit der Toilettenfrage bestellt. Zwar haben sich auch im fernen Sumatra die diesbezüglichen Verhältnisse geändert, indem sich die Eingeborenen die Stoffe zu ihren Kleidungsstücken nicht mehr selbst verfertigen, sondern geradeso wie unsere Damen die Spinnereien und Webereien für sich arbeiten lassen, aber dieses geschieht nicht etwa aus dem Grunde, um moderne Dessins zu erhalten, sondern lediglich deshalb, weil Europa jene Stoffe so billig liefert, wie sie kein dortiger Handwerker darstellen kann. Von Mode, insofern man darunter eine veränderte Geschmacksrichtung bezüglich der Bekleidung zu verstehen hat, kann

bei den Malaiinnen wohl gewiss nicht die Rede sein; denn das schöne Geschlecht trägt sich auf Sumatra gewiss schon seit sehr langer Zeit genau so wie heute, zeigt somit einen Conservatismus, den mancher deutsche Ehemann seiner besseren Hälfte wünschen möchte. Als eigentliche Kleidungsstücke der Frauen sind nur zwei zu nennen, nämlich der Sarong und die Kabaja. Der Sarong ist ein sehr einfaches Gewand, welches über den Hüften befestigt wird und ohne nach Unten merklich breiter zu werden, bis etwa zur Mitte der Unterschenkel reicht. Die Kabaja, von der Form eines kurzen Jäckchens, legt sich lose um den Oberkörper. In den Padang'schen Oberländern erscheint der Sarong an der linken Seite von der Hüfte bis zum Unterschenkel aufgeschlitzt, sodass bei'm Gehen das ganze wohlgeformte Bein zum Vorschein kommt. Der Kopf bleibt bei den Frauen entweder unbedeckt und wird dann durch einen Sonnenschirm geschützt, oder man bedeckt ihn mit einem, meistens weissen Kopftuche, häufiger aber noch mit einem breitkrämpigen Hute von Pandanus-Blättern, der in der Mitte spitz nach Oben zuläuft. Besonderer Fleiss wurde früher auf die Herstellung der Sarongs verwendet und wussten die Eingeborenen dieselben mit vielem Geschmack anzufertigen, sogar Fäden von gediegenem Golde hineinwebend. Die malaiischen Männer tragen ebenfalls Kabajas und sehr kurz geschnittene, nicht über die Kniegelenke hinaus reichende Sarongs, dazu aber auch sehr weite Beinkleider. Bejahrte Männer pflegen sich zuweilen, von der Kopfbedeckung abgesehen, gerade wie Frauen zu tragen. Kinder sieht man, besonders in abgelegeneren Ortschaften, häufig vollständig nackt umherlaufen. Wie schon gesagt, werden die Stoffe zu den Kleidungsstücken gegenwärtig fast sämmtlich aus Europa eingeführt und bestehen theilweise aus Leinen, hauptsächlich aber aus Kattun mit ganz eigenthümlichen Farben- und Figuren-Zusammenstellungen. Ich weiss nicht, wie weit sich deutsche Kattunfabriken im malaiischen Archipel

eingeführt haben, doch würden diese Inseln ein ganz vorzügliches Absatzgebiet bilden, sobald man dem wunderlichen Geschmacke der Eingeborenen gerecht zu werden verstände. In neuerer Zeit kommen auch dünne Wollstoffe, besonders in Form von Tricotagen unter den Malaien mehr zum Gebrauche. Seide erfreut sich auch unter den Eingeborenen von niederländisch Indien einer grossen Beliebtheit und wird wahrscheinlich von den Chinesen, die ja für diesen Stoff eine uralte Vorliebe haben, importirt. Die Malaien, Männer und Frauen, gehen gewöhnlich barfuss, doch bekleiden die Vornehmeren und besser Situirten unter ihnen, besonders bei festlichen Gelegenheiten, ihre Füsse mit einer Art von Pantoffeln, Sandalen und Halbstiefeln. Was die Kopfbedeckung der Männer angeht, so trägt man wohl ebendieselben Hüte von Pandanus-Blättern, wie man sie auch bei den Frauen findet, ferner solche von chinesischem Schnitt, oder auch europäische Filzhüte. Die typische Kopfbedeckung besteht jedoch in einem Tuche, welches zu einer Art Zipfelkappe geformt wird. Turbans sieht man ziemlich selten. Die Sonnenschirme (Pajongs), deren man sich bedient, scheinen mir chinesischen Ursprungs zu sein. Vornehmere Malaiinnen besitzen schon europäische Schirmchen aus Seide. Zwar halten Männer und Frauen unter den Eingeborenen sehr viel von hübschen Gewändern, allein man kann nicht sagen, dass man Stutzer und Kleidergecken unter ihnen anträfe. Eigenthümlich ist es nur, dass besonders die vornehmeren Malaien eine entschiedene Vorliebe für europäische Kleidertrachten an den Tag legen, eine Passion, der sie entschieden mehr folgen würden, wenn sie nicht auf die conservative Gesinnung des Volkes Rücksicht nähmen. So sieht man immer mehr Chemisettes, Manchettes, Strümpfe und andere Kleidungsstücke europäischen Ursprungs unter der braunen Noblesse des Landes zum Vorschein kommen, wodurch nicht selten die malaiischen Costume in gar sonderbarer Weise ergänzt werden. — Dass die Eingeborenen um

die Reinlichkeit ihrer Kleidung gerade zu ängstlich besorgt wären, kann man wohl nicht behaupten. Wenn, wie man sagt, der Consum an Seife einen ungefähren Maassstab abgiebt für die Culturhöhe eines Volkes, dann stehen unsere guten Malaien gewiss noch sehr tief. Dieselben waschen zwar ihre Kleidungsstücke häufig genug, aber wie — das ist eine andere Frage. Auch die Reinlichkeit des Körpers, welche in den Tropen ja doppelt angezeigt ist, streben die Eingeborenen durch häufiges Baden und Uebergiessen desselben mit Wasser entschieden an, allein nach meiner Ansicht wäre der Gebrauch von Seife sehr zu empfehlen. Menschen, welche den vielleicht nicht sehr beneidenswerthen Vorzug eines feinen Geruchssinnes besitzen, werden stets — man gestatte, dass ich mich hierüber ausspreche — an den Individuen der malaiischen Rasse einen gewissen unangenehmen Geruch, den ich als Rassengeruch bezeichnen möchte, wahrnehmen, wie umgekehrt Angehörige anderer Rassen uns Europäern einen specifischen Geruch, erinnernd an den von Melasse [Zucker], zuschreiben. [Ebenso müssen wir Weissen bei jenen sich verwahrlost in den Dörfern Sumatra's herumtreibenden Hunden, den sogenannten Jackhälsen, in nicht besonders gutem Geruche stehen, denn diese Bestien fangen zuweilen, wenn sie einen Europäer wittern, so kläglich an zu heulen, als komme der liebe Mond in Sicht. De gustibus [odoribus] non est disputandum!] Die Künste der Parfumerie, welche sich in den civilisirten nordischen Ländern oft nur allzu sehr breit machen, sind auch den malaiischen Damen nicht gänzlich unbekannt geblieben, jedoch bedient man sich, um Wohlgerüche zu erzeugen, nur inländischer Pflanzen.

Wie wir an der Hand der vorstehenden Darstellung erfahren haben, stehen die Eingeborenen Sumatra's in allen dem, was dazu gehört, um sich das Leben bequem und angenehm zu gestalten, weit hinter uns Europäern zurück. Ueber das

hinaus, was zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nothwendig ist, besitzen jene mehr Naturkinder gebliebenen Menschen nur sehr wenige eigentliche Genussmittel. Hierher ist in erster Linie das Betel-Kauen zu rechnen. Das Betel- oder Siri-Kauen geschieht in der Weise, dass man ein Stück von der Nuss der Pinang-Palme [Areca Catechu und A. triandra] nebst etwas gebranntem Kalk und Gambir [aus den Blättern einer Rubiaceen-Art, der Uncaria-Naucha bereitet] in das Blatt des Betelpfeffers [Chavica Betle Miquel] einhüllt und die daraus gebildete voluminöse Pille zwischen den Zähnen hin- und herschiebt. Es lässt sich nicht läugnen, dass das Betel-Kauen ungemein erfrischend wirkt, allein es möchte wohl keine ekelhaftere Angewohnheit geben als diese. Und doch fröhnen unter den Malaien Männlein und Weiblein diesem Genusse. Bei dem Siri-Kauen sondert sich sehr reichlicher Speichel im Munde ab und erfüllt denselben mit einer blutrothen Jauche, welche Zähne und Lippen binnen Kurzem dunkelbraun färbt, eine in der That widerliche Erscheinung, wozu noch das kommt, dass durch das Hin- und Herschieben der umfangreichen Pille im Munde das Gesicht dauernd entstellt wird. Auch sieht es dort, wo sich ein Betel-Kauer längere Zeit aufgehalten, nicht anders aus, als habe sich daselbst ein blutendes Thier umhergetrieben. Nicht minder als das Siri-Kauen ist auf Sumatra die Gewohnheit des Tabakrauchens, welcher allerdings nur der männliche Theil der Bevölkerung, dieser aber so zu sagen von Kindheit an huldigt, verbreitet. Der Tabak, welcher von den Eingeborenen gezogen und geraucht wird [Schnupfen und Kauen scheint nicht üblich zu sein], ist wohl ausnahmslos der Nicotiana rustica, dem sogenannten Bauerntabak zuzuzählen. Ein besonderes Renommée geniessen unter der malaiischen Bevölkerung die in den Padang'schen Oberländern bei Pajacumbuh wachsenden Tabake. Die Tabaksblätter werden für den Handel in der Weise zugeschnitten, dass lange, sehr zarte Fäden entstehen, welche den türkischen

Tabak an Aussehen entschieden übertreffen, wohingegen ihr Aroma hinter diesem weit zurückbleibt. In der Form aber, in welcher die Eingeborenen jenes Kraut zu rauchen pflegen, wird es der europäischen Zunge gewiss noch viel weniger behagen. Man raucht den Tabak nämlich nicht etwa aus Pfeifen oder in Form von Cigarren, sondern präparirt daraus dünne, conisch gewickelte Cigaretten und zwar benutzt man als Deckblatt die zarten Theile von getrockneten Pisangblättern. Die Malaien rauchen indess diese „Glimmstengel", in ihrer Sprache „Ruku's" genannt, mit sichtbarem Wohlbehagen, wenngleich sie die in Europa fabricirten Cigarren, die „Ruku-ruku Manilla" [sogenannt weil in früherer Zeit nur Manilla-Cigarren nach Sumatra gelangten] noch weit höher schätzen. Den Genuss einer solchen Cigarre gestatten sich jedoch diese armen Teufel nur selten; denn er kommt ihnen fast ebenso theuer zu stehen, wie eine einfache Reis-Mahlzeit. Opium-Raucher findet man unter den Eingeborenen selten, obgleich man hin und wieder chinesische Opiumkneipen im Lande findet.

Bei dieser einfachen Lebensweise bringen unsere Malaien ihre Tage recht zufrieden dahin; nur muss man sie mit Arbeit verschonen. Will man sie recht vergnügt sehen, so muss man ihnen bei ihren geselligen Unterhaltungen zuschauen, bei denen es niemals an Gesprächsstoffen mangelt. So können diese grossen Kinder bis tief in die Nacht hocken bleiben [in der oben beschriebenen Stellung] und an die unscheinbarsten und gleichgültigsten Dinge von der Welt ellenlange Gespräche knüpfen, wobei sich natürlich Jeder köstlich amusirt. Vorzüglich sind es die „Labu's", Restaurationen, in welchen Reis, Caffee, Früchte, Ruku's und, wenn es hoch hergeht, auch „Queque", d. i. süsses Gebackwerk, verabreicht wird, wo man häufig wie zufällig zusammenkommt, um sich nach Herzenslust auszuplaudern. Wenn eben möglich, besucht man auch die sämmtlichen Märkte, welche in weiter Umgegend abgehalten werden

und auf welchen gewöhnlich Früchte, Tabak, Reis, Hühner, Kupferdraht, Eisen, Baumwollstoffe, Tücher, Schirme und andere Gegenstände zum Verkauf ausliegen. Auch schwärmen die Eingeborenen sehr für ihre malaiischen Comoedien, die herumziehende Banden aufzuführen pflegen. Der Vortrag bewegt sich bei diesen Schauspielen, wobei die nur aus Männern bestehenden Mimen unter seltsamen Masken, mitunter auch als Weiber verkleidet erscheinen, fast ausschliesslich in Gesängen, unter denen ein sehr gefälliges, javanisches Recitativ besonders häufig wiederkehrt. Die Comoedianten können meistens auf ein ebenso zahlreiches als dankbares Publicum rechnen.

Man sollte gewiss nicht glauben, dass ein Volk, im Ganzen viel zu träge, um sich ein behaglicheres Dasein zu verschaffen, noch irgendwelchen Sinn für Kunst an den Tag legte. Und doch ist dieses der Fall, wie einerseits die schon besprochenen, wohlgelungenen Verzierungen an einzelnen Häusern und Reisscheuern, vorzüglich aber jene wundervollen Filigranarbeiten beweisen, welche den europäischen Arbeiten dieses Genres mindestens gleichkommen, wenn sie dieselben nicht gar übertreffen. Solche Arbeiten werden in Padang, besonders aber in Kotta-Gadang unfern Fort de Kock, verfertigt und zwar mit Instrumenten, wie man sie in den Händen unserer Gold- und Silberschmiede sicherlich nicht sehen wird. Auch der Geschmack, welcher aus den Filigranarbeiten spricht, ist ein überraschend feiner. Augenscheinlich liegen einigen Fabricaten europäische Muster zu Grunde, aber die meisten haben entschieden Anspruch auf Originalität. Mit vielem Geschmack sind auch oft die Schnitzereien an den Griffen jener Dolche [Krisse], welche der Malaie gewöhnlich, schräg unter den Gurt des Sarong gesteckt, bei sich trägt, verfertigt. Ebenso habe ich in Gold oder Silber getriebene Beschläge an Krissen und Säbelscheiden gesehen, welche mit wahrhaft kunstvollen Arabesken verziert waren. [Doch möchte ich, wie schon be-

merkt, glauben, dass die Hindus gewissermaassen die Vorbilder zu diesen Arbeiten geliefert haben.] Immerhin legen diese wenigen Kunsterzeugnisse den Beweis in unsere Hände, dass wir in den Malaien ein hochbeanlagtes Volk vor uns haben, dessen höherer Fortentwickelung sich wohl hauptsächlich nur jenes malaiische Cardinallaster, die Trägheit entgegenstellt.

IV. Wohnung und Lebensweise der Europäer.

Indien, „der reich blühende Garten“, ernährt seine Bewohner, ohne ihnen jenes beträchtliche Maass von Arbeit und Anstrengung als Existenzbedingung zu stellen, welches unsere nördlichen Landstriche, von den Menschen, die in ihnen leben, unumgänglich fordern. Wirkliche Armuth, gepaart mit Hunger, namentlich im Norden noch gegenwärtig das Loos von so Manchem unserer menschlichen Brüder, kann auf den gesegneten Eilanden von niederländisch Indien, namentlich aber auf Sumatra, als eine sehr seltene Erscheinung, die eigentlich nur in den Jahren des ausnahmsweise vorkommenden Misswachses hervortritt, angesehen werden. Wie mancher „arme Schlucker“ in unsern gepriesenen europäischen Ländern würde in seinem Hunger gierig nach den köstlichen Früchten greifen, welche die Oeconomie der mit Naturschätzen überhäuften Tropenländer nicht zu verwerthen weiss. Glückliche Gefilde, welche die Armuth in ihrer elendesten, unheimlichsten Gestalt nicht kennen! Und der Europäer, der hier ja als ein Mensch höherer Art angesehen wird, er bekommt in diesen Landstrichen gewiss keinen Begriff davon, was bittere Armuth heisst! Schon die niederländische Regierung trägt aus vielleicht nicht gerade zu verwerfenden Gründen Sorge dafür, dass kein Europäer sich in diesen ihren Colonien aufhält, welcher nicht die „Mittel zum Bestehen“, wie man sich ausdrückt, nachweisen kann. Auf diese Weise hält das Gouvernement manche sogenannte zweifelhafte Existenz aus seinen Gebietstheilen fern und wird dadurch auch der Respect der Ein-

geborenen vor den Herrn der Colonie, den Weissen, besser bewahrt; denn nichts setzt leider mehr eine Person in den Augen der Nebenmenschen herab als Armuth. Staaten, welche sich wie Holland und England mit Colonien so zu sagen übersättigt haben und an sich nicht stark genug sind, um alle von ihnen abhängigen Gebiete bei eintretenden schwierigen Verhältnissen unter ihrer Botmässigkeit zu erhalten, müssen aber gewiss sehr darauf Bedacht nehmen, dass unter der eingeborenen Bevölkerung in den unterworfenen Landstrichen das mit vieler Mühe eingepflanzte Gefühl der Inferiorität gegenüber ihren europäischen Gebietern nicht verloren gehe. In diesem Sinne ist es zweifellos als ein sehr günstiges Verhältniss anzusehen, dass die Europäer im malaiischen Archipel fast nur bevorzugte Stellungen, als Plantagenbesitzer, Kaufherrn, Beamte oder wenigstens Aufseher einnehmen, niemals aber als gewöhnliche Arbeiter und Domestiken thätig sind. Auch sieht man nur diejenigen Handwerke von Europäern betrieben, zu welchen sich Chinesen und Malaien noch nicht das nöthige Geschick angeeignet haben. Dahin gehören z. B. die Uhrmacherei, Maschinenschlosserei und ähnliche Handwerke, für welche bis heute eigentlich nur Europa und Amerika als Schule dienen können. Wenn wir daher die Lebensweise der Europäer auf Sumatra betrachten, so bietet sich uns ein ganz anderes Bild dar, als da, wo wir unter den Malaien hiernach Umschau hielten.

In erster Linie stellt das Tropenklima an den Nordländer die Anforderung, in Bezugauf Wohnung und Lebensweise tiefgehende Veränderungen zu treffen. Darum haben denn auch in früheren Zeiten die Holländer gar üble Erfahrungen gemacht, als sie sich nach alter Väter Weise in Batavia einzurichten suchten und Stadttheile mit engen Strassen und ganz im Stile ihrer Heimath angelegten Häusern erbauten. Heute werden diese Quartiere von den Europäern mehr und mehr verlassen, weil sie als wahre Krankheitsheerde erkannt worden sind und man im

neueren Batavia dem Klima mehr angemessene, gesundere Häuser zu errichten versteht. Wie gesagt, ist der Holzbau in feuchten Tropenländern der Construction der Wohnungen aus Stein vorzuziehen. Ferner ist es in sanitärer Beziehung unerlässlich, die Wohnräume in den Häusern möglichst hoch, geräumig und luftig zu bauen und letztere in angemessener Entfernung von einander an möglichst hoch gelegenen Stellen zu errichten. Besonders gefährlich muss, wie auch die Erfahrung lehrt, das Wohnen an seichten Meeresküsten sein, wo unter Anderem auf den Korallenbänken eine permanente Verwesung von Thieren und Pflanzen vor sich geht. Ebenso schädlich wirkt die Nähe sumpfiger Thäler und Niederungen besonders dann, wenn der Sumpfboden gelegentlich des Anbaues von Reis einige Male im Jahre aufgerissen wird. Meistens findet man die Häuser selbst in folgender Weise eingerichtet: Der ganze einstöckige, aber auf sehr ausgedehnter Basis angelegte Holzbau ruht auf kräftigen Pfosten und zwar so, dass der Fussboden der Veranden und inneren Gemächer 1—2 m. hoch über dem Erdboden liegt. Die Grundpfosten besonders werden zweckmässig mit Theerstoffen angestrichen oder imprägnirt, um sie dadurch einestheils gegen Fäulniss, andererseits gegen die Zerstörung durch die weissen Ameisen zu schützen. Das nach zwei oder vier Seiten abfallende, seitlich weit vorstehende, spitze Dach wird wie bei den Wohnungen der Malaien mit Atap oder Gomuti eingedeckt. [Zink- oder Eisenblech ist aus verschiedenen Gründen zu diesem Zwecke nicht zu empfehlen.] Das ganze Haus zerfällt in drei Hauptabtheilungen, eine grössere in der Mitte und zwei kleinere zu beiden Seiten. Erstere, zuweilen an Ausdehnung den letzteren zusammen genommen gleichkommend, erscheint wiederum in einen vorderen grösseren, einen mittleren kleineren und einen hinteren ebenfalls grösseren Raum getheilt. Der vordere davon, die „Vorgallerie“ (Voorgalerij) ist nach der Front des Hauses hin offen und nur

mit einer 1—1,5 m. hohen Holzbrüstung versehen. Sehr häufig umfasst dieser Raum, welcher den Hausbewohnern vorwiegend zum Aufenthalt dient, die ganze Vorderseite der Wohnung und beginnt dann erst hinter ihm die bezeichnete Dreitheilung in Mittel- und Seitenräume. Bei dieser letzteren Anordnung, welche den Vorzug hat, dass dadurch eine grosse, an drei Seiten offene, luftige Veranda entsteht, lehnt man an diese häufig vorn einen kleinen überdeckten Ausbau an, zu welchem die seitwärts angelegten beiden Haupttreppen der Wohnung führen. Hinter der Vorgallerie, in der Mitte des Hauses, liegt der Innensaal (die Binnengallerie der Holländer), das eigentliche Empfangszimmer für die Dame des Hauses. Dieses Gemach empfängt sein Licht sowohl von der Vorgallerie als auch von der hinter ihm liegenden Hintergallerie, womit es durch Glasthüren oder Thüren mit Portieren verbunden ist. Die Hintergallerie (Achtergalerij) nach der Rückseite hin, wo eine Treppe auf den Hofraum [und zur Küche] hinabführt, geöffnet, wird vorwiegend als Speisesaal benutzt und dient in kühleren Gegenden auch wohl der Familie zum Aufenthalt nach dem Abendessen. Durch diese in der Mitte des Hauses gelegenen Räume gelangt man in die seitlich liegenden nach allen Seiten geschlossenen Gemächer, welche als Schlafzimmer, Garderoben und Vorrathskammern dienen. In grösseren Häusern findet man wohl eines von diesen Seitengemächern in eine sogenannte „Seitengallerie“ umgewandelt, welche von dem Hausherrn sehr häufig als Arbeitszimmer benutzt wird. Die Seitengallerie ist nach der betreffenden Aussenseite hin geöffnet und besitzt einen eigenen Aufstieg. Die Wände und das Gebälk im Innern des Hauses versieht man gewöhnlich mit einem weissen Oelanstrich. Tapeten sieht man seltener, weil sich dieselben überhaupt für Bretterwände wenig eignen, dazu aber leicht von den weissen Ameisen, welche ja, wie fast keinen organischen Stoff, so auch das Papier nicht verschonen, zerfressen werden würden. [Daher sieht man auch in Indien

so selten Kupfer-, Stahlstiche und andere Bilder auf Papier zur Ausschmückung der Wohnungen verwandt]. Die beschriebene Bauart der Europäerwohnungen ist eine entschieden praktische zu nennen und für die Tropen sehr zu empfehlen. Nur hat sie den einen Nachtheil, dass die Lichtverhältnisse wegen des nach allen Seiten weit vorspringenden Daches im Ganzen ungünstige sind. Es lässt sich dieser Uebelstand jedoch nicht leicht umgehen, indem bei einer Verkürzung des Daches die glühend heissen Sonnenstrahlen direct auf die Seitenwände des Hauses oder gar in letzteres hineinfallen und dadurch eine unerträgliche Hitze erzeugen würden. Gebäude aus Stein sieht man auf der Westküste Sumatra's nur selten, am Häufigsten noch in Padang, wo namentlich die Gouvernementsbauten und Magazine aus diesem Material hergestellt sind. Für Magazine mögen sich Steinbauten, oder noch mehr Betonbauten, die jedoch im Archipel noch unbekannt sind, vorzüglich eignen, für Wohnhäuser aber ist der Aufbau aus Holz zweifellos vorzuziehen. [Wo das Holz nicht allzu theuer in den Tropen ist — und das möchte wohl nur in wenigen Gegenden der Fall sein — wird es von dem Eisen als Baumaterial auch in Zukunft nicht verdrängt werden.] — Die Küche, das Badehaus und die Bedientenwohnung liegen stets getrennt vom Hause, jedoch führt des fast täglich niederfallenden Tropenregens wegen bei besser eingerichteten Wohnungen ein überdeckter Gang zu ihnen hin. Die Küche besteht gewöhnlich in einer einfachen Bretterbude mit sehr primitiver Heerdanlage ohne irgendwelche Eisentheile. Als Abzug für den Rauch des Heerdfeuers hat man meistens einige Luken in dem Dache angebracht. Auch das Badehaus muss man sich nicht auf europäische Weise eingerichtet denken, indem man in niederländisch Indien keine Wannenbäder nimmt, sondern das Baden dergestalt bewerkstelligt, dass man mit einem kleinen Schöpfeimer das Wasser aus einem grösseren Reservoir schöpft und dieses fortgesetzt

über den Körper giesst. Eine solche Art zu baden möchte der europäischen Manier vorzuziehen sein, weil sie viel mehr abkühlend auf den Körper wirken muss. Täglich, Morgens und Abends in der Weise zu baden, ist jedenfalls sehr zu empfehlen. Leider hat man im Allgemeinen auf Sumatra zu wenig Gelegenheit, Flussbäder zu nehmen, da erstlich nur sehr wenige Europäer-Wohnungen in der Nähe von Flüssen liegen und zweitens nur sehr wenige Flussläufe zum Baden geeignet sind, sei es wegen der Beschaffenheit des Wassers selbst, oder wegen der Crocodile und anderen Ungeziefers, das sich in demselben herumtreibt. Der Europäer bleibt also mit wenigen Ausnahmen auf Bäder der obenbeschriebenen Art angewiesen und findet man zu diesem Behufe eingerichtete Badezellen fast bei jeder Wohnung eines Weissen. — Was das Meublement anbetrifft, welches man in den Häusern der Europäer findet, so wird dieses gegenwärtig zum grössten Theile durch Chinesen, die sich auch als Schreiner sehr geschickt zeigen, verfertigt. Da sich gepolsterte Meubles in heissen Gegenden durchaus nicht empfehlen, so lässt man solche mit Rohrgeflecht an ihre Stelle treten. Hinsichtlich der Stühle und Sessel sieht man nicht so sehr darauf, ob sie auch recht stilgerecht sind und zu der übrigen Ausstattung des betreffenden Raumes passen, sondern betrachtet ihren ursprünglichen Zweck, dass sie bequeme Sitzplätze bieten, als Hauptsache. Wahre Idealstühle in dieser Beziehung sind die verschiedenen Arten von holländischen Lehnstühlen (Leuningstoel, Luijardstoel), das non plus ultra aller sogenannten „Faulenzer“, mag man bei uns die patentirten neueren Fabrikate mit noch so kühnen Namen, wie z. B. Triumphstuhl u. dergl. belegen. Auch Schaukelsessel kann man mitunter dutzendweise in besseren Häusern finden. Es mag komisch erscheinen, dass ich hier so viele Worte über die Bequemlichkeit der indischen Sitzapparate verliere, allein, wer sich in den Tropen aufgehalten hat, weiss,

mit welchem Raffinement man dort darauf sinnt, es sich möglichst bequem zu machen, und dass dort ein guter Stuhl mehr Werth hat als ein gutes Bett. Federbetten sind selbstverständlich in jenen heissen Ländern, wo die Temperatur selbst in der kühlsten Nacht nicht unter 20° C. sinkt, nicht angebracht und muss man sich daher an härtere, mit Rohbaumwolle gefüllte Betten gewöhnen. Dafür aber ist das wegen der Mosquitos und anderer lästiger Insecten [auf die allabendlich ein Diener mit einem Wedel Jagd zu machen hat, wenigstens in Gegenden, wo diese Thiere besonders zahlreich auftreten] mit Gazegardinen umzogene Himmelbett, „Klambu“ genannt, so breit, dass man allenfalls in Versuchung kommen könnte, sich der Abwechselung halber einmal quer hineinzulegen.

Was die gastronomischen Verhältnisse in niederländisch Ostindien betrifft, so haben mir dieselben niemals recht behagen wollen, wie sehr ich auch während meines kurzen Aufenthaltes in den Niederlanden die gediegenen holländischen Menus schätzen lernte. Wie mancher besser situirte Deutsche, hat nicht schon, während er im bunten Rock die grösseren militärischen Herbstübungen mitmachte, die Hühnlein und Hähnlein, die bekannten „Manoeuvre-Adler“, welche, als ob sie dem Heere auf Schritt und Tritt folgten, fast täglich auf der Tafel wie zur Parade erscheinen, verwünscht! Nun denke man sich dieses grausame Spiel Monate, ja Jahre lang fortgesetzt und noch Reis, viel Reis und immer wieder Reis hinzu, und man hat das tägliche Menu des in Indien lebenden Europäers der Hauptsache nach vor Augen. Doch sei es mir gestattet, dieses lucullische Leben etwas genauer zu schildern, wobei mir die Worte, welche weiland Vater Aeneas zum Troste seiner Gefährten ausgerufen haben soll: „Olim haec vos meminisse juvabit“ unwillkürlich wieder in den Sinn kommen. Nachdem man also sich mit aufgehender Sonne, gegen 6 Uhr, aus den Federn oder vielmehr der Baumwolle

erhoben [die Europäer pflegen in Indien der herrlichen Morgenstunden wegen frühzeitig aufzustehen] und sich gewissermassen für das neue Leben des Tages im Bade wiedergetauft hat, nimmt man eine Tasse Caffee zu sich. Der Caffee ist tadellos, doch nicht die condensirte Milch, zu welcher man hier seine Zuflucht nehmen muss, da, wie gesagt, nach Milch und Honig zu schliessen, das gelobte Land in Indien nicht zu suchen ist. Nun kommt das Frühstück, Reis mit Zucker: denn Brod kann man nur an den Hauptplätzen erhalten und wird das Mehl dazu aus Europa bezogen, weil ausser dem Reis keine Cerealie auf Sumatra angebaut wird. Mittags gegen zwölf oder ein Uhr servirt man den sogenannten „Reistisch", eine Mahlzeit, bei welcher, wie schon der Name sagt, der Reis wiederum die Hauptrolle spielt. Der Abwechselung halber wird der Reis nicht mit Zucker und Milch, sondern nur mit Wasser gekocht. Dazu kommt nun eine Menge von Zuthaten als da sind: Huhn gesotten und gebraten, mit und ohne Pfeffer, Schoten von Lombok-Pfeffer, in Essig eingemachte Gurken, Zwiebeln, Bambus, Datteln u. dgl., was man zusammengenommen unter dem Namen „Atjar" [Sauer] begreift, ferner gedörrtes Fleisch, getrocknete, gekochte und gebackene Fische, Krebse, Pilze, gebratene Pisangs, frische Gurken u. s. w. Aus allen diesen Dingen, von denen man wenigstens etwas nimmt, und dem Reis wird nun ein Mixtum compositum gebildet, welches wohl auf dieser weiten Erde seines Gleichen sucht, dem Magen aber nolens volens zur Verdauung übergeben wird. Das „Wohl bekomm's" und „Gesegnete Mahlzeit" habe ich niemals mit grösserer Aufrichtigkeit gesprochen, als nach einem solchen Reistisch, welcher nach allgemein geltender Ansicht sehr zuträglich für die Gesundheit sein soll, was ich aber nicht unterschreiben möchte. Am Nachmittage zwischen 4 und 6 Uhr wird gewöhnlich Thee genossen und am Abend gegen 8 Uhr das Abendessen servirt. Wer nochmals Reis essen will, mag es thun [es giebt auch solche Käuze]; im

Allgemeinen richtet man aber die Abendmahlzeit mehr nach europäischer Art her. Täglich Hühnersuppe zu essen, ist ein sehr zweifelhaftes Vergnügen und thut man deshalb gut, sich auch der Suppen in Conservenform zuweilen zu bedienen. Ich muss gestehen, dass die holländischen Conservenfabriken, wie so vieles Andere, so auch die Suppen für die Conservirung wirklich meisterhaft herzurichten verstehen. Und was kommt durch diesen Industriezweig, der in der Gegend von Harlem und Leiden, also gewissermaassen in dem Gemüsegarten von Holland, hauptsächlich Ausbreitung gefunden zu haben scheint, nicht alles in Form von Dauerpräparaten zum Versand nach den Colonien! Nicht nur sämmtliche Gemüse, Gemüse mit passendem Fleisch, Wurst und Kartoffeln zusammengekocht, die verschiedensten Fleischwaaren, Compots und Früchte, sondern auch Käse, Heringe, Brod, Puddings, Kuchen — Alles in Blechdosen verpackt. In neuerer Zeit betheiligt sich auch die deutsche Industrie mit zunehmendem Erfolge an der Herstellung von Conserven für den Welthandel. So versendet gegenwärtig schon eine Berliner Pumpernickel-Fabrik [die Firma Sökeland & Söhne], diese typisch westfälische Brodart, welche sich in der angewandten Conservirungsform Jahre lang hält, nach allen Welttheilen. Doch sehen wir zu, was der malaiische Diener seiner europäischen Herrschaft noch weiter zur Abendmahlzeit auftischt! Natürlich muss wieder das Hühnergeschlecht seinen Tribut für den Tisch, dieses Mal in Gestalt eines Bratens, abliefern, denn Büffel- und Rindfleisch ist nur an wenigen Plätzen zu haben und ohnehin kaum geniessbar. Jedoch gelingt es zuweilen, sich ein Wildschwein, eine Antilope oder einen Hirsch zu verschaffen, deren wohlschmeckendes Fleisch eine äusserst willkommene Veränderung des so ungemein einförmigen Küchenzettels bewirkt. Zu dem Braten geniesst man Kartoffeln und Gemüse, entweder frisch oder in Form von Conserven, seltener Compots. Das Dessert, im Norden fast nur auf der Tafel des wohlhabenden Mannes

zu finden, fehlt in Indien bei keiner Mahlzeit; denn bei dem Ueberfluss an den köstlichsten Früchten, wie er jeder Zeit im Lande herrscht, kann sich auch der ärmste Mann hiermit versorgen. Mit den Getränken ist es im malaiischen Archipel bei Weitem nicht so schlecht bestellt, wie man wohl anzunehmen geneigt ist, nur muss man in ihrem Genuss vorsichtiger sein als in gemässigten Klimaten, weil in den Tropen, wo ja bekanntlich das Katzengeschlecht zu so grandioser Entwickelung gelangt, auch der Kneipkater viel grösser und furioser wird als bei uns, dazu aber allzu reichlicher Alkoholgenuss leicht Fieber und Leberkrankheiten erzeugt. Andrerseits ist es auch nicht zu empfehlen, reine und gute geistige Getränke vollständig zu vermeiden, besonders nicht zur Zeit herrschender Epidemien, wie z. B. der Cholera Bei Märschen und Strapazen schadet ein guter Schluck ebenfalls nicht, wie ja auch bei militärischen Expeditionen an die Colonialsoldaten Genever verabreicht werden soll. Von einem alten Haudegen, einem Major, erzählte man mir sogar, dass er gelegentlich eines Kriegszuges durch sumpfige Landstriche die Leute seines Bataillons vor Anderen dadurch gesund erhalten habe, dass er ihnen Schiesspulver mit Genever zu trinken gegeben habe. Gewiss ein originelles Medicament! Auch die Soldaten der alten niederländisch-indischen Handelscompagnie, deren Leben an Abenteuern und kühnen Streifzügen reich gewesen sein muss, scheinen den „viereckigen Töpfen“ [der ächte Genever von Schiedam kommt schon seit sehr langer Zeit in viereckigen Flaschen in den Handel] recht eifrig zugesprochen zu haben, wie mich unter Anderem die Besichtigung eines sehr alten Forts an der Westküste von Sumatra, auf der kleinen Insel Chinko belehrte, woselbst ausser einigen dürftigen Mauerresten nur noch Porzellanscherben und zerbrochene Geneverflaschen Zeugniss ablegten von der vergangenen Herrlichkeit. Noch heut zu Tage geniesst man allgemein vor dem Mittag- und Abendessen ein oder zwei Gläschen Genever mit Pomeranzen-

bitter gemengt, eine Mischung, welche unter dem Namen „Pahit“ bekannt ist und entschieden anregend auf den Magen wirkt. Im Übrigen trinkt man bei den Mahlzeiten französischen Rothwein, welcher für 1,5—2 Gulden pro Flasche in recht guter Qualität käuflich zu haben ist. Rheinwein, etwas höher im Preise gestellt, wird weniger getrunken, wogegen Portwein in verhältnissmässig grossen Mengen und zu mässigen Preisen verkauft wird. In neuerer Zeit hat auch der Bierverbrauch im malaiischen Archipel bedeutend zugenommen und findet man dort sowohl englische, holländische, dänische als auch deutsche [Münchener-, Dortmunder-, Hamburger- etc.] Biere, von denen wohl das letztere sich allmählich den Markt erobern wird, vertreten. [Der Preis der Biere schwankt zwischen ein und zwei Mark pro Liter.] Wenn aber ein Getränk in Indien wenig bekömmlich ist, so ist es gewiss das Bier. Und doch muss der Consum dieses braunen Trankes gegenwärtig schon ein sehr grosser in niederländisch Ostindien sein, sonst würde sich nicht auf Java (in Batavia) vor ungefähr zwei Jahren eine Bierbrauerei aufgethan haben, die wahrscheinlich anstatt Gerste Reis verarbeitet. Ein sehr beliebtes, wirklich erquickendes Getränk, welches man auch unbeschadet in grösseren Quantitäten geniessen kann, ist der sogenannte „Brandy-Soda“, d. i. Cognac mit Selterswasser vermischt. Wo sich nach dem Abendessen einige Europäer, sei es zur gemüthlichen Unterhaltung oder zum Whistspiel zusammenfinden, da wird fast stets Brandy-Soda herumgereicht. Auch in den britischen Colonien muss dieses Getränk sehr begehrt sein, denn ich sah in einem Hôtel auf Ceylon [in Colombo] einen stark besetzten Schalter, wo ähnlich wie im Hofbräuhaus zu München Maasskrüge mit Bier, Gläser mit Brandy-Soda verabreicht wurden. Champagner [im Malaiischen „Angor-puff“ d. i. puffender Wein genannt], rechnet man wie in der ganzen Welt, so auch in Indien zur Kategorie der guten Dinge, welche lieblich zu trinken sind.

Man kann durchaus nicht sagen, dass die Holländer in ihren Colonien, was Speisen und Getränke angeht, es sich an irgend etwas fehlen liessen. Auch bezüglich der Kleidung rechnet man nicht besonders ängstlich mit dem Gelde. Die erste Bedingung, welche der das Praktische nie aus den Augen lassende Niederländer in dem erschlaffenden Tropenklima an seine Kleidung stellt, ist, dass sie möglichst bequem sei. Daher schreibt sich auch jenes seltsame Negligé, in dem die meisten, der in niederländisch Indien lebenden Europäer, die geborenen Holländer aber ausnahmslos, während des ganzen Tages, ausgenommen, wenn Besuch in Sicht ist, oder wenn sie selbst auszugehen beabsichtigen, stecken. Diese Tracht besteht aus der sogenannten „Slaapbroek", einem sehr weiten Pantalon aus Kattun, der schon erwähnten kurzen Jacke, „Kabaja" genannt, ebenfalls aus Kattunstoff, und einem Paar Pantoffeln. Strümpfe sind bei diesem Hausanzuge ausgeschlossen. Die beschriebene Kleidung hat sich einer solchen Beliebtheit zu erfreuen, dass man sich mit höchstem Wohlbehagen in dieselbe hineinwirft, sobald man eine Reise gemacht hat, oder von einem kürzeren Ausfluge heimkehrt, was der Holländer mit dem Ausdrucke „lekker maken", „es sich angenehm machen" bezeichnet. Bei den Damen setzt sich die Haustracht aus der Kabaja, einem dem malaiischen Sarong ähnlichen Gewande und Pantoffeln [ohne Strümpfe] zusammen. Man sollte nun denken, dass eine derartige Costumirung das schöne Geschlecht wenig vortheilhaft kleide; allein dem ist nicht so, besonders so weit es sich um zierlich gebaute Damengestalten handelt. Der weisse Tropenanzug, Beinkleid mit anschliessender Joppe, ist als Ausgeh-Anzug, weisses Beinkleid mit schwarzem Gehrock oder Frack als Visitenkleidung für Herrn gebräuchlich. Die Damen tragen sich, abgesehen von ihrem Hauscostume, nach europäischer Mode, doch zeichnet sich die Toilette im Allgemeinen durch viel mehr Gediegenheit aus, als bei uns zu Hause, was namentlich auch von den angelegten Schmuck-

sachen gielt, deren Überladung mit Brillanten oft nur zu sehr die Absicht, renommiren zu wollen, verräth. — Aus gesundheitlichen Rücksichten ist es ganz besonders zu empfehlen, in Indien wollene Unterkleidung zu tragen und beruht es unbestreitbar auf einem Vorurtheil, welches vielleicht die in neuerer Zeit auftauchenden Leinwandpropheten, die Antijägerianer, hervorgerufen haben, wenn man glaubt, das Tragen von Wollstoffen müsse in der heissen Zone geradezu unerträglich sein.

Die Lebensweise der Europäer im malaiischen Archipel muss durchschnittlich als eine sehr geregelte bezeichnet werden. Man steht am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, also gegen 6 Uhr auf, arbeitet 3—4 Stunden oder auch mehr, je nachdem man gestellt ist, nimmt gegen 12 Uhr das Mittagessen ein und beginnt einige Stunden später wieder mit seiner Beschäftigung. Am Abend vor 6 Uhr pflegt man ein Bad zu nehmen und dann zu promeniren. Wo mehrere Europäer zusammenwohnen, wird die Zeit zwischen sieben und acht Uhr gewöhnlich auf Abendvisiten verwendet. Nach der Abendmahlzeit geht man in grösseren Städten wohl noch aus, an einsamer gelegenen Plätzen aber begiebt man sich meistens schon gegen 10 Uhr zu Bette. So geht ein Tag hin wie der andere, ein im Ganzen sehr eintöniges Leben. Etwas mehr Amusement bietet sich an grösseren Orten, wo, wie z. B. in Padang, Clubhäuser (Societäten) bestehen. Hier finden sich Abends wohl recht zahlreiche Personen zusammen, allein die meisten nimmt nicht selten der Spielteufel in Besitz, sie bis tief in die Nacht an das Whistspiel kettend. [Das Skatspiel hat sich noch nicht bis hierhin Bahn gebrochen.] Passionirte Spieler bemerkt man auch nicht selten unter den Damen, welche wohl sämmtlich mit den Grundzügen des Whistspieles vertraut sind. An kleineren Orten, wo nur wenige Europäer leben, muss man sich mit der Gesellschaft behelfen, so gut es eben geht; kann man doch froh sein, wenn man überhaupt

Europäer als Nachbarn hat. Was mich betrifft, so habe ich, obwohl an einem kleineren Platze wohnhaft, doch im Ganzen nur angenehme Erfahrungen gemacht und unter den Colonial-Holländern wie auch den andern dort lebenden Europäern recht angenehme und gemüthliche Leute kennen gelernt. Um dem Mangel an Unterhaltung, an welchem im malaiischen Archipel der grösste Theil der eingewanderten Europäer zu leiden hat, einigermaassen abzuhelfen, hat man vielfach Lesezirkel gegründet, durch welche auch die auf abgelegenen Posten wohnenden Colonisten mit holländischen, deutschen, englischen und französischen Zeitungen und Journalen versehen werden. Das Familienleben scheint in den holländischen Colonien auf einer ebenso gesunden Basis zu beruhen, wie im Mutterlande. Ein Umstand nur wirkt störend auf dasselbe, nämlich der, dass gut situirte Eltern nicht im Stande sind, ihren Kindern in Indien eine bessere Erziehung angedeihen zu lassen und sie daher schon sehr früh aus ihrer Pflege und Obhut entlassen müssen, um sie in Europa weiter ausbilden zu lassen. Das hat nun allerdings auch seine gute Seite, weil der Aufenthalt in den kälteren, europäischen Ländern besonders auch auf die körperliche Entwicklung der in Indien geborenen Kinder, deren meistens sehr blasse Farbe deutlich Blutarmuth verräth, einen unverkennbar wohlthätigen Einfluss ausübt, allein es muss die Eltern doch ein grosses Opfer kosten, ihre Lieblinge schon so früh in die weite Welt, vielleicht unter vollständig fremde Leute hinausschicken zu müssen. Mit der Zeit wird es jedoch wohl dahinkommen, dass im Archipel selbst Gymnasien, Real- und Töchterschulen und andere höhere Bildungsanstalten in's Leben gerufen werden, da sich daselbst die Zahl der europäischen Familien von Jahr zu Jahr vermehrt. Damals, als die niederländisch-ostindische Compagnie noch am Ruder war und die nach den malaiischen Inseln Auswandernden, sich fast ausschliesslich aus Abenteurern recrutirten, haben sich gewiss nur sehr wenige Europäerinnen

entschliessen können, an der Seite solcher Colonisten fern von der Heimath zu leben. Das ist nun allmählich anders geworden, je mehr bessere Leute nach diesen Colonien übersiedelten und je leichter die Ueberfahrt vermittelst der Dampfschiffe und in Folge der Durchstechung der Landenge von Suez geworden ist. Allerdings haben heirathslustige Damen, wie gesagt, in jenem Archipel heute noch vorzügliche Aussicht, eine gute Partie zu machen; denn während bekanntlich bei uns sich die Zahl der Männer zu der der Frauen wie 20 : 21 verhält, gestaltet sich dort dieses Verhältniss vielleicht wie 20 : 5 [oder noch günstiger für das schöne Geschlecht], so dass also auf 4 erwachsene Herren nur eine Dame käme. Aus jenen Missverhältnissen entspringen nun all' die unseligen Mischehen, um nicht zu sagen Concubinate, zwischen Europäern und eingeborenen Frauen, auf die ich schon früher zu sprechen kam. Man kann sich leicht denken, wie nachtheilig derartige Vorkommnisse auf das Ansehen der Europäer wirken müssen und sollte deshalb ein solches Zusammenleben ganz besonders da vermieden werden, wo jene als Beamte und Vorgesetzte den Malaien gegenüber stehen. Vor Allem tritt auch die Dienerschaft in ein ganz anderes Verhältniss zum Hausherrn, wenn dessen malaiische Frau von den Eingeborenen keinen besonderen Respect beanspruchen kann. Dieses muss um so mehr der Fall sein, als sich eine solche Hausfrau gar manche Zurücksetzung von ihrem Gespons gefallen lassen muss, so z. B. nie recht zum Vorschein kommen darf, sobald Europäer zum Besuche in der Wohnung erscheinen u. A. m. Dessen ungeachtet erfüllen diese Weiber ihre Pflichten als Haushälterinnen meistens ausgezeichnet, indem sie auch namentlich die Diener besser anzuleiten verstehen. Die Zahl der Domestiken ist im Vergleich mit europäischen Verhältnissen eine ausserordentlich grosse, indem von wohlhabenden Familien ein ganzer Schwarm von Bedienten, in kleineren Haushaltungen aber deren mindestens zwei gehalten werden und zwar sind

es meistens Javanen, seltener Malaien. Wiewohl erstere im Allgemeinen gar nicht ungeschickt und dazu auch recht manierlich sind, so leisten sie doch nicht halb so viel, wie unsere Dienstboten, bekommen aber auch für dortige Verhältnisse keinen sonderlich hohen Lohn, nämlich 10—15 Gulden für den Monat. Frauen werden als Dienerinnen weniger verwendet, hauptsächlich nur in besseren Häusern als Kammerzofen und Kinderwärterinnen. Meistens versorgen Männer den Dienst in der Küche, eine Aufgabe, welcher sie sich gewöhnlich recht gut gewachsen zeigen. Ja, man hat sehr geschickte Köche unter ihnen.

Sehr eigenthümlich gestalten sich auf Sumatra die Verkehrsverhältnisse. Eisenbahnen hat die Insel kaum aufzuweisen; denn die lediglich militärischen Zwecken dienende, nach Kotta Radja (Atschin) führende Bahn und die unbedeutende Deli-Bahn besitzen zusammen nur eine Länge von wenigen Kilometern. Eine Bahnlinie von grösserer Bedeutung ist gegenwärtig in Bau begriffen und zwar führt dieselbe von Padang einerseits zum Zwecke der Kohlenabfuhr zum Umbilien-Revier, andrerseits als Abzweigung von Padang-Pandjang aus nach Fort de Kock. Diese Eisenbahn wird eine Adhäsionsbahn verbunden mit Zahnradbetrieb darstellen, da auf der gewählten Linie zum Theil ausserordentlich starke Steigungen zu überwinden sind. Der Hauptverkehr zwischen den grösseren Plätzen, soweit sie nicht unmittelbar an der Küste liegen, bewegt sich zur Zeit noch über jene durchweg breit und solide gebauten Heerstrassen, welche grösstentheils schon vor längeren Jahren angelegt worden sind. Der Achsentransport von Gütern wird durch zweiräderige Büffelkarren [Pedatis] bewirkt, jedoch hat diese Art der Fortbewegung bedeutende Mängel, indem erstens grössere und schwerere Frachtstücke, Maschinen u. dgl. auf diese Weise überhaupt nicht befördert werden können, sodann aber jener Transport äusserst langsam vor sich geht, weil sich die Büffel [Karbauen] sehr träge fort-

bewegen, dazu bei der Wärme des Tages trotz häufigen Badens nur wenig zu leisten vermögen, sodass sich die Fortbewegung der Güter hauptsächlich auf die Nachtzeit beschränkt. Der Gütertransport an der Küste vollzieht sich mit Hülfe der sogenannten „Prauen", kleiner Segelboote mit malaiischer Bemannung. Diese Fahrzeuge werden auch vielfach von Europäern, die sich den Luxus nicht gestatten können, einen kleinen Dampfer für sich zu miethen, zur Reise nach oder von kleineren Küstenplätzen aus benutzt, obgleich die Fahrzeit wegen allzu grosser Abhängigkeit von Wind und Wetter eine sehr unsichere, oft erstaunlich lange ist. Den Verkehr über See zwischen grösseren Orten vermittelte bisher eine englische Küstendampfschifffahrts-Gesellschaft, mit welcher das niederländisch-indische Gouvernement in einem Contractverhältnisse stand. Da die Leistungen dieser Gesellschaft jedoch den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr entsprechen, und trotzdem das Personenfahrgeld ausserordentlich hoch gestellt ist, so hat die Regierung den Vertrag gekündigt und werden nun mit Ende des Jahres 1890, wenn ich mich recht besinne, besser ausgestattete holländische Boote an Stelle der englischen treten. Eine Reise über Land ist heute auf Sumatra noch mit viel Mühe und verhältnissmässig grossen Kosten verbunden. Personenposten hat man bis jetzt selbst zwischen grösseren Orten noch nicht in's Leben gerufen, wahrscheinlich, weil man auf keine Rentabilität rechnen zu können glaubt, die Regierung bei ihrer Engherzigkeit aber so leicht nichts unternimmt, wobei sie nicht einen unmittelbaren Profit vor Augen sieht. Uebrigens stellen sich der Personenbeförderung durch Wagen dadurch bedeutende Schwierigkeiten entgegen dass die kleinen indischen Pferde zu wenig ausdauernd sind, um grössere Strecken mit ihnen zurücklegen zu können, obgleich die benutzten Vehikel, zweirädrige Dos à dos, welche für vier Personen Platz bieten, sehr leicht gebaut sind. Sollen daher in einer Tour grössere Entfernungen zurückgelegt

werden, so muss man schon am Tage vorher eine Anzahl Pferde vorausschicken, welche in verschiedenen [jedoch nie mehr als 10 km. betragenden] Zwischenräumen von einander je nach der Schwierigkeit des Geländes aufgestellt werden, so dass gewissermaassen eine Etapenstrasse gebildet wird. Da nun jedes Pferd wieder andere Untugenden besitzt und keines davon gänzlich frei ist, so muss man in der That stets unter der classischen Devise: „Per varios casus, per tot discrimina rerum, tendimus in Latium“ sein Reiseziel zu erreichen suchen. Freilich ist dieses Latium sehr häufig gar wenig einladend für den Reisenden, wenn er nämlich in jene kleinen Orte mit seinem Vehikel einläuft, in denen er nur ein ungastliches Malaienhaus als Absteigequartier wählen kann. Die Regierung hat nun die sehr anerkennenswerthe Einrichtung getroffen, dass an solchen Orten, welche von ihren Beamten oder anderen Europäern häufiger besucht werden, oder an welchen Durchreisende gezwungen sind, ihr Nachtquartier aufzuschlagen, Passantenhäuser, sogenannte „Pasangrahans“ vorhanden sind. Dieselben sind nach dem Muster kleinerer Europäer-Wohnungen gebaut und enthalten auch das nöthigste Inventar, als Betten, Tische, Stühle, Kochgeschirr, Porzellan, Lampen u. s. w., sodass man also hier nothdürftiges Unterkommen findet. Für Wegesstrecken, welche besonders häufig von Europäern passirt werden, bestehen auch wohl Haudereien, doch hat man, falls man von einem solchen Miethswagen Gebrauch machen will, diesen schon mehrere Tage vorher zu bestellen, damit die nöthigen Pferde an den Umspannstellen bereit stehen. Mögen derartige Touren auch verhältnissmässig kostspielig sein, so hat man doch wenigstens ein Mittel in den Händen, um weiter zu kommen ohne langwierige Fusstouren unternehmen zu müssen. Auch kann man den indischen Gouvernementsbeamten das Zeugniss ausstellen, dass sie sich im Allgemeinen die Sorge um Instandhaltung der Wege durch die Eingeborenen recht angelegen sein lassen. Nur in den

Padang'schen Oberländern habe ich ein oder zwei Mal Strassen passirt, die zwar mit grossem Aufwande an Arbeit sehr solide angelegt, aber zur Zeit geradezu vernachlässigt waren. Uebrigens kann man sich denken, welche Schwierigkeiten der Wegebau auf Sumatra zu überwinden hat, in Gegenden, wo in Folge des seit so langer Zeit und so gewaltig wirkenden Vulkanismus und durch die enormen Wassermengen, die alljährlich aus der Atmosphäre niederkommen, die Terrainverhältnisse sich so schwierig gestaltet haben, wie sicherlich nicht in vielen Ländern der Erde. Wo man daher von den grösseren Verkehrslinien abgeht und auf jene urthümlichen Wege geräth, wie sie die Eingeborenen zu benutzen pflegen, da ist es häufig nicht einmal möglich, zu Pferde weiter zu kommen und muss man froh sein, wenn man unbehindert sein Ziel zu Fusse erreichen kann. Erheischt der Zweck der Reise nun gar eine Passirung des Urwaldes auf ungebahnten Wegen, so sieht man sich gezwungen, eine ganze Schaar Malaien mit einer Art Faschinenmesser versehen, vorauszusenden, um überhaupt weiter vordringen zu können. Solche Wege werden dann vielleicht in Jahren von keinem Sterblichen mehr betreten. Für Naturfreunde sind aber gerade derartige beschwerliche Wanderungen von hohem Interesse; denn gerade hierbei gewinnt man einen richtigen Einblick in das wahrhaft grossartige Schaffen und Walten der Natur in den Tropen. Leider fehlen auf der steil abfallenden Westküste von Sumatra jene grossen natürlichen Wasserstrassen, wie sie die Ostküste in den Flüssen Siak, Indragiri, Jambi, Musi und anderen besitzt; aber immerhin fällt auch von dem westlichen Abhange des Bukit-Barissan eine nicht unbedeutende Anzahl kleinerer Wasserläufe dem Meere zu, die wenigstens auf einige Meilen mit kleineren Booten befahrbar sind. Die Eingeborenen bedienen sich gewöhnlich zu solchen Flussfahrten ausgehöhlter Baumstämme, welche vor den aus Planken gezimmerten Kähnen den Vorzug grosser Festigkeit haben. Es

ist wirklich erstaunlich, was ein solches Canoe auszuhalten vermag. Wer zum ersten Male demselben seine Haut anvertraut und nun auf dem reissenden Wasser, aus welchem überall mächtige Felsblöcke gefahrdrohend emporragen und entwurzelte Baumstämme mit ihren Zweigen als die gefürchtetsten Feinde des Schiffers hervorschauen, dahinschiesst, dem ist Anfang's nicht recht wohl bei der Affaire. Allein wenn man sieht, mit welcher Ruhe und Sicherheit die braunen Begleiter den Kahn lenken, mit welchem Gleichmuth sie dreinschauen, wenn ihr Fahrzeug irgendwo aufstösst, wie sie gleich Fröschen in's Wasser springen, sobald sie fürchten, auf einer Untiefe fest zu gerathen, dann erkennt man gar bald, dass man in guten Händen ist und wird ruhiger. Ja, diese Canoe-Fahrten bieten für den, welcher den Schönheiten und Wundern der Natur seine Augen nicht verschliesst, einen hohen Genuss; denn jene Flusslandschaften im Rahmen des jungfräulichen Urwaldes, der in seiner wunderbaren Ueppigkeit selbst über dem unstäten Wellengedränge sein grünes Kleid entfaltet, üben einen ganz eigenartigen Reiz auf den Beschauer aus. Hier tritt uns der Urwald zwar in seiner ganzen majestätischen Schönheit entgegen, allein er ruft nicht jene seltsame Melancholie in uns hervor, welche uns sonst in seinem Schatten empfängt; es ist als ob in den tanzenden Wogen ein Heer von Gauklern an uns vorüberzöge, welches jeden melancholischen Gedanken in uns zu verscheuchen suchte. Niemals wird jene Flussfahrt aus meinem Gedächtniss entschwinden, die ich um Weihnachten 1888 mit zwei holländischen Regierungsbeamten unternahm und die uns von Tapan nach Indrapura führte. Wahrlich, es wäre ein Maler von Gottes Gnaden nöthig, um all' die herrlichen Landschaftsbilder wiederzugeben, welche damals in wenigen Stunden an unserm Auge vorüberzogen! Es war mir als sei ich in die Tertiärzeit zurückversetzt, wo ja auch in unserm Vaterlande ähnliche Pflanzen grünten und blühten, wie hier, wo auch in Deutschland

noch Feuerberge thätig waren, wie dort im Hintergrunde, in Mitten blauer Berge der gewaltige Pic von Korintji [Indrapura].

Doch zurück aus dieser fernen Zeit, zurück aus dem Schatten des Urwaldes zu unseren Colonisten, zu deren Lobe ich hier noch einige Worte hinzufügen möchte!

Trotz der arg eigennützigen Gesinnung, welche so viele Holländer schon in ihrem Mutterlande characterisirt und die sie in noch erhöhter Potenz in ihre Colonien mitzubringen pflegen, haben diese unsere Stammverwandten eine schöne altgermanische Tugend, nämlich die der Gastfreundschaft, in Indien wieder unter sich aufleben lassen. Die indische Gastfreundschaft ist weltbekannt geworden und ich muss gestehen, dass sie dieses Renommée in vollem Maasse verdient. Es wirkt in der That wohlthuend, wenn man auf einer so wenig cultivirten Insel, wie es Sumatra ist, an gänzlich abgelegenen Orten die Wohnung eines Europäers antrifft und hier mit einer Freundlichkeit aufgenommen wird, als sei man ein guter, alter Bekannter. Mögen nun jene einsam wohnenden Stammesgenossen sich auch ihrerseits darauf freuen, sich einmal wieder mit einem Angehörigen ihrer Rasse unterhalten zu können und mag ein reichliches Auskommen im Allgemeinen den Sinn für Gastfreiheit heben, so bleibt doch immerhin diese Tugend ein Glanzpunkt im gesellschaftlichen Leben der den malaiischen Archipel bewohnenden Europäer. Ferner hat es mich in meinem Verkehr mit jenen Niederländern stets sehr angenehm berührt, dass sie nicht, etwa wie die Engländer, in ihrem lächerlichen Nationalstolz, die Conversation nur in ihrer Muttersprache zu führen suchen, sondern, sobald sie bemerken, dass einem Fremden die Sprache ihres Landes nicht besonders geläufig ist, die Unterhaltung in einer ihm möglichst bequemen Redeweise zu führen suchen. Dabei möchte ich bemerken, dass die Holländer im Grossen und

Ganzen sehr sprachengewandte Leute sind und dass man selbst unter den Damen sehr viele findet, welche sich sowohl in deutscher, französischer als auch englischer Sprache recht gewandt auszudrücken vermögen. Ueberhaupt kann ich nur sagen, dass der Bildungsgrad der Niederländer von uns Deutschen vielfach unterschätzt wird. — Es ist kaum begreiflich, dass man unter den holländischen Colonisten noch einzelnen Gebräuchen und Anschauungen begegnet, welche ungemein an die Zopfzeit gemahnen. So erscheint es bei Menschen, welche den Adel der Geburt so überaus geringschätzen, wie die Niederländer, doppelt lächerlich, wenn sie dem Geldadel, zu welchem sich gerade in den Colonien höchst zweifelhafte Subjecte vielfach aufschwingen, wahrhaft kriecherisch huldigen. Und wie peinlich wacht man in niederländisch Indien über diese Rangverhältnisse, die anstatt der Noblesse der Cent oder Gulden entscheidet! Da wagt beispielsweise bei den Abendgesellschaften in der Hauptstadt Padang Niemand an den Aufbruch zu erinnern, bevor Mynheer N. N., dem man schon auf den ersten Blick seine Vergangenheit und Herkunft ansieht, der aber aus einem vagabundirenden Abenteurer ein Nabob geworden, das erlösende Wort über seine geistreichen Lippen gleiten lässt. Dieser Cultus des goldenen Kalbes und das fast vollständige Ignoriren von Bildung und wirklicher Noblesse beherrscht jedoch hauptsächlich nur die Handelswelt, wie ja überhaupt die commercielle Beschäftigung leicht zu derartigen Anschauungen hinführt, eine Erfahrung, die man in jedem Lande bestätigt findet. Gegenüber diesen Schattenseiten hat der gesellschaftliche Verkehr in den holländischen Colonien des Ostens die beiden grossen Vorzüge aufzuweisen, dass erstens der religiöse Fanatismus, jenes Gemeingut beschränkter oder verschmitzter Creaturen, aus ihm verbannt ist und dass er zweitens jene erregten Debatten über politische Angelegenheiten nicht

kennt. Wohl liebt der Holländer sein Vaterland und hält es hoch, ja er überschätzt es vielleicht sogar, allein er prahlt mit diesen seinen Gefühlen nicht, wie dieses Angehörige anderer Nationen häufiger den Fremden gegenüber thun, viele Deutsche von Heute keineswegs ausgenommen.

V. Sumatra unter der blau-weiss-rothen Flagge.

Das Wort: „Viel Köpfe, viel Sinne“ es trat mir immer wieder von Neuem vor Augen, so oft ich einen Holländer über die Verwaltung der niederländisch-ostindischen Colonien reden hörte, denn hierüber sind die Ansichten in dem Mutterlande in der That sehr getheilt. Dieses Auseinandergehen der Meinungen in Bezug auf die Colonialverwaltung macht es auch einiger Maassen erklärlich, weshalb die Regierung im Laufe der letzten zwanzig Jahre so häufig mit ihren Maassnahmen und Grundsätzen gewechselt hat. Nur darin ist sich dieselbe ungemein gleich geblieben, dass sie stets darauf ausging, aus ihren Colonien so viel Geld als nur irgend möglich heraus zu ziehen, ein Bestreben, welches ja an sich sehr natürlich und wohl gerechtfertigt erscheint; nur hätte man dabei nicht mit solch' rücksichtslosem Egoismus zu Werke gehen sollen. Es ist gewiss eine ausserordentlich schwierige, wenn nicht gar unmögliche Sache, die Verwaltung jenes weit ausgedehnten Inselreiches, in welchem nicht nur zahlreiche Volksstämme mit weit auseinander gehender Lebensweise, mit durchaus verschiedenen religiösen Anschauungen, Rechtsgrundsätzen, Sitten und Gewohnheiten, Völker auf sehr ungleicher Höhe der Cultur vertreten sind, sondern auch eine herrschende Rasse neben einer dienstbaren, deren rechtliche Gleichstellung mit jener eine Thorheit wäre, wohnt, nach einem bestimmten, festzuhaltenden System durchzuführen. Damit ist aber keineswegs gesagt, dass man allzu unstät Institutionen über Bord werfen dürfe, deren Wirkungen zu er-

proben in der kurzen Zeit ihres Bestehens noch nicht möglich war. Andrerseits aber sollte die Regierung mit Grundsätzen brechen, welche sichtlich veraltet sind und deren Befolgung das Missfallen der ganzen gebildeten Welt erregt.

Die folgenden Zeilen, in welchen die Verwaltung der niederländischen Besitzungen in Ostindien Gegenstand näherer Besprechung sein wird, dürften uns neben den Schattenseiten aber auch zahlreiche Lichtseiten jenes Verwaltungssystems vor Augen führen.

Die Begründerin des herrlichen Colonialbesitzes von niederländisch Indien ist die im Jahre 1602 entstandene niederländisch-ostindische Compagnie, welche bekanntlich anfangs nur Handelsfactoreien im malaiischen Archipel, auf den Molukken, auf Ceylon, Malakka und in anderen Theilen der Tropen anlegte, allmählich aber mehr durch schlaue Verträge als durch Waffengewalt ihren Besitz derartig ausdehnte, dass sie sich zur Zeit ihrer Blüthe als unbestrittene Beherrscherin eines gewaltigen Inselreiches ansehen konnte. Engherzige Krämerpolitik, deren Ausfluss ja auch jene verrufenen und für die Compagnie selbst so verderblichen Gewürzmonopole waren, verschlechterte jedoch die finanzielle Lage dieser einst so blühenden Colonialgesellschaft mit der Zeit so sehr, dass die Regierung der Niederlande sich der Sache annahm und den gesammten Besitz der Compagnie, aber auch die besonders für die damalige Zeit wirklich enormen Schulden im Betrage von 119,265,447 Gulden übernahm. Seit dieser Zeit, dem Anfange unseres Jahrhunderts, sind nun jene ostindischen Colonien, mit Ausnahme weniger Jahre während der napoleonischen Kriege, in welchen die Engländer im malaiischen Archipel schalteten und walteten, im Besitze der holländischen Regierung verblieben, welche von Jahr zu Jahr ihre Macht in diesem Theile der Welt mehr ausgebreitet und befestigt hat. Es lässt sich nicht verkennen, dass das holländische Gouvernement mit viel mehr Umsicht und Milde über seine

ostindischen Besitzungen geherrscht hat, als die genannte Compagnie, wenngleich auch die Herrschaft des ersteren nicht frei ist von Missgriffen.

Wenn man die gegenwärtige Verwaltung der niederländisch-ostindischen Colonien einer genaueren Betrachtung unterzieht, so kann es nicht entgehen, dass dieselbe in ein Verhältniss viel zu grosser Abhängigkeit vom Mutterlande gerathen ist. Da sollten sich doch die Holländer an ihren Nachbarn, den Engländern, ein Beispiel nehmen; denn diese lassen sich ihre Colonien so frei und unabhängig entwickeln, als nur eben möglich und fahren sichtlich nicht schlecht dabei. Man muss sagen, dass die Verwaltung von niederländisch Indien ihren eigentlichen Sitz in Amsterdam beziehungsweise dem Haag hat und im indischen Archipel selbst gewissermaassen nur ein in seinen Befugnissen sehr beschränktes Executivcomité im Sinne der holländischen Regierung thätig ist. Da berathen zunächst die Mitglieder der beiden Kammern, welche zum grossen Theile mit den Verhältnissen von Indien nur äusserst wenig vertraut sind, über das Wohl und Wehe des grossen Inselreiches und greifen den berufenen Verwaltern desselben in äusserst nachtheiliger Weise vor, sich kleinlich in alle möglichen Verwaltungsangelegenheiten mischend. Dann greift der Colonialminister vom Mutterlande aus in die Verwaltung der auswärtigen Besitzungen ein und erst in letzter Linie kommen diejenigen zur Geltung, welche sich wirklich im Gebiete der zu verwaltenden Colonien befinden, also über die dortigen jeweiligen Verhältnisse eigentlich nur urtheilen können. Unter den indischen Beamten ist zunächst der Generalgouverneur zu nennen, nicht selten ein Funktionär, welcher vor seiner Ernennung zum obersten Leiter der Colonien noch niemals einen Schritt in dieselben hineingesetzt hatte. Ein solcher Generalgouverneur regiert dann so gut wie er eben kann nach der Devise: „Wem Gott giebt ein Amt, dem giebt er auch Verstand“. Der höchste Vertreter der Regierung in den holländischen

Gebieten von Ostindien besitzt zwar in geographischer Hinsicht eine sehr grosse Machtsphäre, allein er ist, wie gesagt, in viel zu hohem Maasse vom Mutterlande abhängig, er hat das Ruder so zu führen, wie es der vom Haag aus wehende Wind vorschreibt. Treten nun dem wackeren Obersteuermann die von seinem Heimathslande ausgehenden Strömungen allzu widrig entgegen, so tritt er vom Ruder ab, wie solches in neuerer Zeit mehrfach geschehen sein soll. Der Generalgouverneur residirt in Buitenzorg beziehungsweise Batavia, der Hauptstadt des Colonialreiches. Derselbe wird vom König von Holland ernannt, wie auch der Vicepräsident und die vier Mitglieder des „Rathes von Indien", eines Collegiums, welches dem Generalgouverneur, seinem Präsidenten, berathend zur Seite steht. Dem Generalgouverneur unterstellt sind die Residenten, welche den grösseren Verwaltungsbezirken, den Residentschaften [Residentien], worin das ganze Inselreich zerfällt, vorstehen. Die drei Residentien, Padang'sche Unterländer, Tapanuli und Padang'sche Oberländer bilden, wie bemerkt, das Gouvernement „Sumatra's Westküste". Da die Residentschaften meistens ein sehr ausgedehntes Gebiet umfassen, so hat man innerhalb derselben die Assistent-Residentschaften mit den Assistent-Residenten, als den ihnen vorstehenden Beamten, gebildet. Den Residenten und Assistent-Residenten sind als Verwalter kleinerer Bezirke die Controleure und Hülfscontroleure untergeben.

Diese sämmtlichen Beamten sind vorwiegend von rein europäischer Abstammung und nur wenige Mischehen von Europäern mit eingeborenen Frauen entsprossen. Dieselben werden auf den holländischen Hochschulen für ihr Fach vorbereitet und haben vor ihrem Eintritt in den Verwaltungsdienst ein Examen zu bestehen, das sich unter Anderem auch auf die Kenntniss der malaiischen und javanischen Sprache erstreckt. Man kann nun den Beamten des niederländisch-indischen Gouvernements, wie sie heute sind, wohl mit wenigen

Ausnahmen ein recht günstiges Zeugniss ausstellen. Zunächst muss die theoretische Ausbildung in Holland eine verhältnissmässig gediegene, nicht zu einseitige sein; denn ich habe unter den Functionären der Regierung auf Sumatra nur Leute von besserer Bildung und einem recht guten Wissen kennen gelernt. In der Ausübung ihres Berufes aber zeigen sich diese Beamten, soweit ich darüber urtheilen kann, fast durchgehends ihrer Aufgabe gewachsen, arbeitsam und pflichtgetreu. Diese letztere Eigenschaft verdient um so mehr lobend hervorgehoben zu werden, als jene Vertreter der Regierung in den Colonien, wie das gar nicht anders sein kann, eine viel grössere Selbstständigkeit besitzen als in dem civilisirten Europa, und sich dort ihre Amtsthätigkeit mehr der Controle entzieht als hier. Das heisst in der That viel verlangt von einem jungen Beamten [Controleur], sich in den Jahren froher Jugend als einziger Europäer auf irgend einen abgelegenen Posten in Mitten der Wildniss, auf welchem sich Monate lang kein Stammesgenosse sehen lässt, verbannen zu lassen, dort auf alle jene Annehmlichkeiten zu verzichten, welche sich aus dem Zusammenleben von Menschen auf einer höheren Stufe der Civilisation ergeben, dabei aber nicht in Unlust der Amtsthätigkeit gegenüber zu verfallen, sich dem Trunke und anderen Lastern zu ergeben. Die Fälle stehen nicht so vereinzelt da, dass junge Leute in Folge dieses Einsiedlerlebens menschenscheu und tiefsinnig wurden. Wenn daher bei einem solchen Leben einzelne Beamte moralisch zu Grunde gehen, wenn ihre Amtsthätigkeit nicht frei von argen Missgriffen bleibt, so muss das sehr erklärlich erscheinen. Eine sehr häufige Folge jenes einsamen Daseins, zu welchem der Controleur in der ersten Zeit seines amtlichen Wirkens verurtheilt ist, ist jene, dass der junge Mann mit einer Eingeborenen, die gewöhnlich bei ihm dann als Haushälterin fungirt, eine wilde Ehe eingeht, weshalb die holländische Regierung auch, wenigstens in neuerer Zeit, darauf ausgeht,

ihre Beamten in Indien sich möglichst frühzeitig mit Europäerinnen verheirathen zu lassen. Respect aber gebührt den niederländischen Damen, und darunter sind verschiedene aus sehr angesehenen, begüterten Familien, welche schon Ansprüche an das Leben stellen dürften, die ihren Auserwählten so zu sagen in die Wildniss folgen und hier ihre Jugendjahre zubringen, sich fast ausschliesslich den Geschäften der Haushaltung und der Erziehung und Pflege ihrer Kinder widmend. Wie viele besseren Familien angehörende Damen in unserem Lande würden sich wohl dazu verstehen, mit ihrem Eheherrn als einzige Europäer auf einer fern gelegenen Insel in Mitten des Urwaldes zu leben, vielleicht noch in einem ungesunden Landstriche, wo auf Hunderte von Kilometern keine ärztliche Hülfe zu finden ist? Auch auf Empörungen der Eingeborenen müssen sich jene Damen gefasst machen und haben bei solchen Gelegenheiten die Holländerinnen nicht selten eine bewunderungswürdige Unerschrockenheit an den Tag gelegt. Mancher holländischen Dame ist aber im fernen Osten auch schon ein einsames Grab bereitet worden.

Neben den Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren, mit welchen die Stellung des jungen Verwaltungsbeamten, des Controleurs, verbunden ist, hat dieselbe auch wieder ihr Angenehmes. Da kann keine Rede sein von jenem unerträglichen Gamaschendienste, unter welchem so mancher europäische Beamte seufzt; der junge Functionär kann sich dort freier bewegen und dabei in seinem Bezirke ungemein segensreich wirken, da seine Amtsthätigkeit eine sehr vielseitige und weitgehende ist. Er hat für einen ausgedehnten District zugleich als Verwaltungsbeamter, Polizeibeamter, Richter, dazu als Oberaufseher über die Sanitäts-, Bau- und Landescultür-Verhältnisse zu fungiren. Er muss dafür sorgen, dass die Eingeborenen keine Misswirthschaft treiben bezüglich des Anbaues von Reis und anderen Culturpflanzen, aus denen jene ihre Nahrung ziehen, um so Hungersnoth zu verhüten, ebenso

dass die Cultur von solchen Gewächsen, welche werthvolle Erzeugnisse für die Ausfuhr liefern, gefördert werde. Befinden sich in dem betreffenden Verwaltungsbezirke Caffeeplantagen, welche nicht von europäischen Unternehmern, sondern von den Eingeborenen auf Geheiss des Gouvernements angelegt wurden und von ihnen unterhalten werden, so hat der Controleur ein besonders wachsames Auge darüber zu führen, dass diese Anlagen in möglichst gutem Zustande erhalten und, wenn es thunlich erscheint, noch erweitert werden, weil ja, wie weiter unten dargelegt werden soll, der Regierung aus diesen Anpflanzungen ein ganz bedeutender Gewinn erwächst. Bei diesen ihren Amtsgeschäften werden nun die Controleure von den inländischen Beamten, den Dorfs- und Districts-Häuptlingen [hoofden en districtshoofden], malaiisch „Tuankos“ genannt, oft sehr eifrig unterstützt. Es werden hierzu meistens intelligentere Eingeborene ernannt, welche unter ihren Stammesgenossen schon von Haus aus ein gewisses Ansehen besitzen. Das Gouvernement setzt nämlich, mit Geschick weiter bauend auf der schlauen Politik der alten niederländisch-ostindischen Compagnie, das Althergebrachte bei jedem unterworfenen Volksstamme nach Möglichkeit zu schonen, wo es nur eben angeht, diejenigen als Dorfs- oder Districts-Häuptlinge ein, welche nach den im Volke geltenden Ueberlieferungen Nachfolger seiner früheren Häuptlinge und Fürsten sind. Ganz besonders erscheint ein derartiges Verfahren im Gouvernement Sumatra's Westküste angebracht; denn es heisst dort, auf dem Boden des alten Königreiches Menang-Kabau, wo die Malaien noch mit grosser Ehrfurcht und Liebe an dem von Alters her Bestehenden hangen, gewiss viel für die niederländische Sache gewonnen, wenn die Nachkommen der früheren Adels- und Fürsten-Geschlechter im Dienste der Regierung stehen und ihr vielleicht durch Verleihung einer Medaille, als Anerkennung für geleistete Dienste, noch besonders gewogen gemacht sind. Da-

durch, dass die Tuankos in ihrem Bezirke mit Eifer darüber wachen, dass jedem Befehle des Gouvernements Folge geleistet wird, dass die Wege in gutem Zustande erhalten werden, der Anbau der Reisfelder rechtzeitig erfolgt u. s. w., können dieselben ihren Vorgesetzten die Erfüllung ihrer Aufgabe als Verwaltungsbeamte ungemein erleichtern. Die Controleure sollen sich mit den ihnen untergebenen Häuptlingen von Zeit zu Zeit über die in ihrem Bezirke zu treffenden Maassregeln berathen, sind aber auch befugt, kleinere Ordnungsstrafen über säumige Unterbeamte zu verhängen. Bis zu einem gewissen Grade haben die Controleure, wie schon gesagt, auch die Rechtspflege in ihrem Bezirk auszuüben. Zur Assistenz ist jedem von ihnen ein Secretär beigegeben, meistens ein Indoeuropäer, ausserdem ein malaiischer Polizeicommissär, der sogenannte „Jacksa", gewöhnlich eine sehr gefürchtete Person in seinem Bezirke. Als Boten und zur Ausführung polizeilicher Befehle stehen dem Controleur zwei oder mehrere Polizeidiener [oppasser] zur Verfügung und dazu auf besonders gefährlichen Posten auch die nöthigen Sicherheitsmannschaften, Militär, oder wie es früher namentlich auf Java eingeführt war, sogenannte „Pratjurits", eine Art von Polizeitruppe. Die Controleure sind nach ihrer Anciennetät in zwei Classen eingetheilt und werden denen von grösserem Dienstalter ausgedehntere Bezirke mit schon belebteren Hauptplätzen zugewiesen. Mit dem Aufsteigen zum Assistent-Residenten ist für die niederländischen Verwaltungsbeamten in Indien der unangenehmste Theil ihrer Carrière überwunden, wenn auch mit der grösseren Selbstständigkeit in jener Stellung die Verantwortlichkeit bedeutend zunimmt. Ein grosser Theil der Amtsthätigkeit des Assistent-Residenten wird durch die Gerichtssitzungen in Anspruch genommen. Ich möchte den geschätzten Leser bitten, einmal mit mir im Geiste einer solchen Gerichtsverhandlung beizuwohnen; er wird dabei genug des Interessanten finden.

Bei'm Eintritt in das Sitzungszimmer, welches sich gewöhnlich in dem sogenannten „Kantoor", dem Kanzleigebäude des betreffenden Verwaltungsbeamten befindet, gewahren wir, um einen grossen grünen Tisch sitzend, den Assistent-Residenten oder auch Controleur als Präses des Gerichtshofes und neben ihm als Protokollführer entweder einen jungen Hülfscontroleur [überzähligen Controleur] oder einen indoeuropäischen Secretär. Ferner haben an dem Tische Platz genommen der Jacksa, der schon erwähnte Polizeicommissär, die Districtshäuptlinge, welche hier als Geschworene, als Schöffen auftreten und der Kali [Kadi] eine geistliche, islamitische Gerichtsperson, welche den mohamedanischen Gläubigen den Eid abzunehmen hat und, wenn ich nicht irre, auch die Strafen angiebt, die nach dem auf dem Koran basirenden sogenannten heiligen Rechte auf das abzuurtheilende Delict fällt. Freilich kommen die beantragten, oft sehr eigenthümlichen Strafen nicht mehr in Anwendung, jedoch sucht man diese Einrichtung, welche sich bei den meisten mohamedanischen Völkern findet, aus Rücksicht auf die dem Islam zugewandten Malaien zu erhalten. — Ringsumher im Saale sitzen in kauernder Stellung Kläger, Angeklagte und Zeugen, eine häufig recht bunte und interessante Gruppe. Ein Polizeidiener in dunklem Frack mit gelber Bordure, bunt wie ein Stieglitz, steht gewärtig der Winke seines Herrn zur Seite. — In den stattfindenden Gerichtssitzungen werden sowohl civil- als auch strafrechtliche Fälle, [hauptsächlich allerdings letztere], verhandelt. Nach Vorlesung der Anklageschrift erfolgt gewöhnlich das Zeugenverhör, unstreitig der interessanteste Theil der ganzen Verhandlung, besonders dann, wenn nicht nur mohamedanische Malaien, sondern auch Andersgläubige, wie z. B. auf Sumatra's Westküste Chinesen und Niasser, als Zeugen auftreten und Jeder nach der Sitte seines Landes vereidet wird. Soll einem Bekenner des Islam der Eid abgenommen werden, so tritt der Kali mit gewichtiger Miene vor und legt seinem Glaubens-

genossen den Koran auf das Haupt, ihn so schwören lassend. Wie mir wiederholt gesagt wurde, soll sich jedoch der Malaie nicht so sehr viel daraus machen, mit der unverfrorensten Miene auf diese Weise einen Meineid zu schwören. [Auch steht mir immer noch das Bild jenes Kali vor Augen, den ich in einer Gerichtssitzung einst einem Glaubensbruder den Eid abnehmen sah. Ganz der Typus eines alten Rabbi, erinnerte der Ausdruck seines Gesichtes bei der Ceremonie mich unwillkürlich an einen erfahrenen Haruspex, wie er sich im Stillen über das Vertrauen der Menschen zu seiner Kunst amusirt.] Den Malaien von Sumatra's Westküste gegenüber würde man entschieden mehr durch den im alten Königreich Menang-Kabau gebräuchlichen Sippeneid, bei welchem zahlreiche Familienglieder als Eideshelfer auftraten, erreichen. Eine solche Magenbürgschaft war ja auch bei unsern germanischen Vorfahren in Gebrauch, wo sich die Familienglieder gegenseitig zur Eideshülfe verbunden waren und den Schwur eines Sippengenossen eidlich, als „rein und unmein" zu bezeichnen hatten. — Soll ein Chinese seine Aussage durch einen Schwur bekräftigen, so führt man ihn in's Freie, wo er vermittelst eines schweren Faschinenmessers in einem Schlage einem lebenden Huhne den Kopf vom Rumpfe zu trennen hat unter der Verheissung, dass es ihm ebenso ergehen solle, wie jenem Thiere, sofern seine Worte unwahr seien. Der Niasser hat seinen Eid in der Weise zu leisten, dass er entweder beide Hände an ein Schiessgewehr gelegt, einen unnatürlichen Tod auf sich herabruft im Falle er falsch geschworen habe, oder zwei Steine gegen einander reibend seine Götter bittet, ihn zu zermalmen, wenn er vor Gericht gelogen habe. Bei diesem Zeugenverhör können von jedem Mitgliede des Gerichtshofes Zwischenfragen gestellt werden, nach Schluss desselben aber hat der Angeklagte das Recht, sich zu vertheidigen. Auch ist der Beklagte befugt, sich einen europäischen Rechtsanwalt als Vertheidiger zu nehmen, was in-

dess wegen der damit verbundenen grossen Kosten seltener geschieht. Nachdem der Beschuldigte erklärt, nichts Weiteres zu seiner Vertheidigung vorbringen zu können, haben sich sämmtliche Anwesenden bis auf die Mitglieder der Gerichtscommission aus dem Saale zu entfernen und fällt letztere nun nach längerer oder kürzerer Berathung das Urtheil, welches darauf öffentlich verkündet wird. In solchen Gerichtssitzungen, „Rapat's" genannt, werden auch schwerere Verbrechen abgeurtheilt und wird zuweilen dort selbst auf Todesstrafe erkannt, jedoch gehen die Process-Acten mit dem juristisch begründeten Urtheilsspruche noch an eine Revisionskammer, welche die Befugniss hat, das Erkenntniss zu cassiren. Im Allgemeinen scheinen mir die niederländisch-indischen Tribunale jener falschen Philanthropie, die sich auch in einigen Staaten Europas seit Jahren in der Justizpflege bemerklich macht, in Deutschland aber ihren Höhepunkt bereits überschritten hat, allzusehr zu huldigen. Namentlich aber möchten wohl die Revisionskammern in diesen Fehler verfallen, indem sie fast nur solche Urtheile bestätigen, denen ein sozusagen mit absoluter Sicherheit erbrachter Schuldigkeitsbeweis zu Grunde liegt, dagegen manchen Verbrecher, dessen Schuld offen genug zu Tage liegt aus Mangel an unumstösslichen Beweisen der Sühne entgehen lassen oder dieselbe viel zu milde bemessen. Ich will keineswegs eine Justiz loben, wie sie seiner Zeit die niederländisch-ostindische Compagnie auszuüben pflegte, wo man den [oft nur vermeintlichen] Maleficator nach kurzem Verhör, oft wegen geringer Vergehen, ehe er sich dessen versah an den nächsten besten Baum hing, allein ich möchte mir doch die Bemerkung gestatten, dass allzu grosse Aengstlichkeit und Milde in der Rechtspflege, welche schon in den Culturstaaten so verderblich wirken, für Colonien, die wie die niederländisch-ostindischen mehr durch Furcht als durch Waffengewalt regiert werden, geradezu verhängnissvoll werden können. In Ländern, welche dicht bevölkert sind und auf

einer hohen Culturstufe stehen, wo ein ausgedehnter, gut wirkender Apparat zum Schutze von Leben und Eigenthum geschaffen ist, können Vergehen gegen letztere viel milder bestraft werden, als in Gebieten mit spärlichen, halbwilden Bewohnern, wo keine Rede davon sein kann, eine zahlreiche Schutzmannschaft aufzubieten, wo vielmehr die Furcht vor der Strafe hauptsächlich von Verbrechen abhalten muss. Hier ist man gezwungen, wenn es einmal gelingt, einem Verbrechen auf Spur zu kommen, durch strenge Bestrafung, wie man sich die auszudrücken pflegt, ein Exempel zu statuiren. Demgemäss finden wir auch fast in allen Zeiten und Landen, wo es nicht möglich ist, dem Leben und Eigenthum hinreichenden Schutz angedeihen zu lassen, harte, oft barbarische Strafen als Schutzmittel gegen Verbrechen. Es ist diese Maassregel eben als Nothwehr zu betrachten. Von diesem Standpunkte aus muss die Justiz in den Colonien vorgehen; sie hat also im Allgemeinen dort strenger zu walten. Was die niederländisch-ostindischen Colonien betrifft, so muss sich namentlich auf Sumatra's Westküste eine zu milde Handhabung des Rechts als sehr verderblich zeigen, weil die sehr rachsüchtigen Malaien, unter denen sogar die Blutrache noch vorkommt, selbst Justiz auszuüben suchen, falls sich das Gouvernement durch seine von falscher Humanität geleiteten Richter dem Rächeramt entzieht. Es sind dort in den letzten Jahren wiederholt Fälle dieser Art [Blutrache] beobachtet worden. Das ist die malaiische Auslegung von dem „Fiat justitia, pereat mundus". Was die durch das Gesetz über die Malaien verhängten Strafen angeht, so bestehen dieselben entweder in Gefängnissstrafe, Zwangsarbeit in Ketten, oder Todesstrafe. Die Gefängnissstrafe, wie es heute damit gehalten wird, hat man sich keineswegs als besonders hart vorzustellen: denn die Detenirten sind in verhältnissmässig guten Zellen untergebracht, können mit der dargereichten Kost recht gut zufrieden sein und entbehren auch nicht der Freiheit in dem Maasse, wie

ihre Leidensgenossen in Europa, indem sie den Tag über mit Arbeiten an den Wegen, Gouvernementsgebäuden u. dgl. beschäftigt werden und zwar unter Ueberwachung malaiischer Aufseher, die sich aber nichts weniger denn als Tyrannen dabei aufspielen. Würde nicht der Rotang in den Gefängnissen zuweilen zum Vorschein kommen, so müssten dieselben gar bald wegen allzu grosser Nachfrage nach Logirräumen vergrössert werden. Namentlich würden sich, wie schon gesagt, noch viel mehr Glücksritter [dobbelaar's] als unfreiwillige Besucher einstellen. Die Arbeit in Ketten, unserer Zuchthausstrafe entsprechend, ist schon eine viel härtere Strafe, vor welcher im Volke eine unbeschreibliche Angst herrscht. Die damit Bestraften, Kettengänger [ketenjongens] genannt, weil sie bei Transporten aneinander gekettet sind, werden als Zwangsarbeiter bei Wegebauten und anderen öffentlichen Anlagen verwendet, dabei aber so schlecht gehalten, dass ein grosser Theil von ihnen diese Strafe nur wenige Jahre zu ertragen vermag. Namentlich soll das Deportiren von einer Insel zur anderen in den Malaien einen solchen Grad von Heimweh wachrufen, dass sie sozusagen verkümmern. Die Todesstrafe wird mittelst Stranges vollstreckt, kommt aber in letzter Zeit sehr wenig mehr in Anwendung. Auch entgeht, da es wie bemerkt, unmöglich ist, in den dünn bevölkerten, ausgedehnten Gebieten die Polizeimannschaften genügend zu verstärken, gar manches Verbrechen dem Auge des Gesetzes. — Zur Bewachung der Gouvernementsgebäude, wenigstens der grösseren und der Gefängnisse, dienen Wachen, welche sich aus Eingeborenen, ähnlich wie unsere sogenannten Schaarwachen aus den Ortseingesessenen, zusammensetzen. Bei dem Mangel an öffentlichen Uhren und auch wohl um sich von der Wachsamkeit der Wache zu überzeugen, lässt man letztere von 6 Uhr Abend's bis 6 Uhr Morgen's die Stundenzahl durch Schläge auf eine längliche, dumpfklingende Holztrommel angeben. Aehnliche Wachen befinden sich in jedem grösseren Kampong,

doch werden dieselben nur zur Nachtzeit bezogen. Zum Alarmiren der Bewohner in den Dörfern und Städten benutzt man die sogenannten „Tabu's“, ausgehöhlte Baumstämme von der Form grösserer Kanonenrohre, deren oberes Ende offen, deren unteres aber mit einer Thierhaut überspannt ist, auf welche mit einem Holzstocke geschlagen wird, um einen weit vernehmbaren, dumpfen Schall zu erzeugen. Solche Tabus befinden sich häufig in der Nähe der Bethäuser [Messigits] und werden dann ungefähr zu denselben Zwecken wie unsere Kirchenglocken benutzt. Erwähnenswerth ist gewiss auch eine höchst originelle, sehr schlau erdachte Sicherheitsmaassregel, welche man in Padang schon seit langer Zeit angewandt sieht. Da bekanntlich im Trüben gut fischen ist und man von den Malaien nur solche Thaten sehen will, welche das Licht nicht zu scheuen haben, so ist jeder Eingeborene gehalten, in der Dunkelheit nur mit einer Laterne über die Strasse zu gehen, wo er überdies von jeder der zahlreichen Nachtwachen angerufen wird, um zu erfahren, ob er nicht auf schlechten Wegen wandele. Was das Unterrichtswesen in den niederländisch-ostindischen Besitzungen und speciell auf Sumatra betrifft, so herrscht für die Malaienkinder noch das goldene Zeitalter; denn von Schulzwang ist dort noch keine Rede. Gewiss würde unser junges Volk, wenn es dieses wüsste, lieber in brauner Haut stecken und unter Palmen wandeln, als in weisser Haut in der engen Schulstube zu sitzen, bedroht von Haselgerten und Birkenreisern. Die weissen Kinder haben es allerdings auch in Indien nicht so, wie sie es sich vielleicht wünschen möchten, denn sie müssen entweder [an grösseren Plätzen] die Unterrichtsstunden eines europäischen Schulmeisters besuchen, oder es werden ihnen an kleineren Orten durch Hausunterricht die Schätze des Wissens aufgedrungen, so weit es eben geht. Zwar befinden sich auf Sumatra auch schon sehr zahlreiche Schulen für die Kinder der Eingeborenen, allein das Gros der malaiischen Jugend

erfreut sich noch ewiger Schulferien. Nur solche Sprösslinge der braunen Rasse, welche nach Ansicht ihrer Eltern „zu etwas Besserem geboren sind“ werden von letzteren zu mehrjähriger Schularbeit verurtheilt. Malaiische Schulen sind in neuerer Zeit fast in allen grösseren Kampongs errichtet und zwar von Seiten des Gouvernements, welches dieselben sowohl unter Aufsicht der Verwaltungsbeamten als auch besonderer Inspectoren, die jedoch bei der Grösse der ihnen zugewiesenen Bezirke nur selten eine jede Schule besichtigen können, gestellt hat. Es sind dieses europäische Beamte, während die angestellten Lehrkräfte durchweg der malaiischen Rasse angehören. Dieselben werden, wenigstens die auf Sumatra, in Batavia für ihr Fach ausgebildet. Nicht wenig hat es mich amüsirt, bei diesen Schulmeistern genau dieselben Eigenthümlichkeiten wiederzufinden, welche ihre Herren Collegen auch in unserem Lande characterisiren, wie z. B. jenes stark entwickelte Selbstbewusstsein, zweifellos eine Folge des stetigen Verkehres mit einer aus guten Gründen im Allgemeinen sehr devoten Menschenklasse, der Schuljugend. Die malaiischen Lehrer scheinen in dem Seminar zu Batavia recht gut herangebildet zu werden, wenngleich sie es in der Erlernung des Holländischen gewöhnlich nicht sehr weit bringen. In ihrer Kleidung sind sie entschieden wählerischer als die übrigen Malaien, namentlich besitzen sie eine gewisse Vorliebe für europäische Moden. Begleiten wir einmal den Herrn „Onderwijzer“ [Unterweiser, Lehrer] auf den Schauplatz seiner erzieherischen Thätigkeit und lassen uns sein junges Volk bei Gelegenheit einer Schulprüfung vorführen! Das Schulhaus besteht aus zwei hohen, geräumigen Sälen, so hübsch ausstaffirt und so sauber gehalten, dass es den in Bezug auf Wohnung nicht besonders verwöhnten Malaienkindern eigentlich eine Lust sein müsste, darin zu verweilen, was jedoch, nach ihren Mienen zu urtheilen, gerade nicht der Fall zu sein scheint. Ob ihnen wohl das Sitzen auf diesen nach euro-

päischem Schnitt eingerichteten Schulbänken nicht recht behagen mag? Sicherlich würden sie sich heimischer fühlen, wenn sie, was allerdings wegen des Schreibens nicht möglich ist, hier auf Matten herumhocken könnten, etwa so wie die Hörer an der arabischen Universität zu Cairo, die ich in den Musenhallen wie gewisse Vierfüssler herumliegen sah. Doch — per aspera ad astra! Diese jungen malaiischen Scholaren haben vielleicht später einmal Gelegenheit, auf einer jener Vendutien [Auctionen] einen oder mehrere alte Stühle zu erobern und wissen dann wenigstens dieselben in Niessbrauch zu nehmen. Ein Blick genügt, um zu sehen, dass wir hier die Elite der eingeborenen Jugend vor uns haben. Heute, wo es gilt, vor dem Herrn Assistent-Residenten ihr Wissen auszukramen, sind diese hoffnungsvollen Zöglinge sehr sauber und sorgfältig gekleidet. Einige haben sogar eine Mütze mit reichen Goldborden auf ihrem wissensschweren Haupte. Wir erblicken unter der bunten Schaar manches intelligente, hübsche Gesicht. Auch kleine „Bawas", junge Söhne des himmlischen Reiches von gemischtem Blute, sitzen unter den Schülern, denn ihre chinesischen Väter wissen recht wohl, dass ein guter Geschäftsmann auch des Rechnens und Schreibens kundig sein muss. Dagegen fehlt hier die heranblühende Flora Sumatrana gänzlich, ein Beweis, dass die Frauen-Emancipation auf Sumatra noch keine Wurzel gefasst hat. Im Allgemeinen sind die Schüler nach ihren Leistungen in verschiedene Klassen eingetheilt, doch bestehen auch Ausnahmen hiervon, wie z. B. jener kleine Bube, welcher sich durchaus nicht damit zufrieden geben wollte, dass er nicht neben seinem älteren Bruder sitzen sollte, wie ein Wunderkind in der obersten Abtheilung, der Selecta, sitzt. Der ältere der beiden Brüder trägt in seiner Tasche schon eine mächtige Tabaksdose, da er gleich vielen seiner Kameraden bereits ein passionirter Raucher ist. Einige von diesen Schulkindern sind, wie die Verlobungsringe auf ihren Fingern zeigen, auch schon der holden Weiblichkeit

näher getreten. Kurz, die malaiische Schuljugend ist in manchen Dingen schon weiter vorgeschritten als unsere europäische. Doch lassen wir den Herrn Schulmeister mit seiner Thätigkeit, bei der ihn zwei „Gesellen“ unterstützen, beginnen! Diese beiden Helfer sind Leute von geringerem Wissen als der Präceptor und haben die Schüler zum Buchstabiren anzuleiten, ihnen die Hand bei der Anfertigung der ersten schriftlichen Opera zu führen u. s. w. Zuerst kommt das Lesen an die Reihe, worin sich die kleinen Leute schon recht bewandert zeigen, indem sehr viele von ihnen sowohl römische als arabische Charaktere schnell und sicher zu entziffern vermögen. Im Rechnen aber können sich diese Schüler getrost mit europäischen Kindern, welche einen gleichen Unterricht genossen haben, messen; vorzüglich jedoch die kleinen Chinesen, welche schon vom Geiste des Handels inspirirt zu sein scheinen. Was das Schreiben anbelangt, so verrathen die malaiischen Schüler auch hierzu eine sehr gute Anlage. Uebrigens zeigt die Schrift der sämmtlichen Schulkinder mit einander verglichen — eine für Graphologen gewiss interessante Thatsache — bei Weitem nicht die Verschiedenheit, wie sie sich bei europäischen Kindern kundgiebt, was auf eine viel grössere Aehnlichkeit der einzelnen Charaktere schliessen liesse, eine Folgerung, welche sich in der That als richtig erweiset. Auch von Geographie und anderen Dingen, welche selbst einem Malaien zu wissen gut sind, haben die kleinen Eingeborenen einigen Begriff. In einer Beziehung scheinen die Malaienkinder unserer europäischen Jugend sogar über zu sein, nämlich was das Zeichentalent betrifft. Ich habe eine Anzahl Zeichnungen von malaiischen Schülern im Alter von 9—12 Jahren in Besitz, wie sie gewiss nur sehr, sehr wenige unserer deutschen Elementarschüler anzufertigen vermöchten. Auch habe ich einen jungen Malaien nach einer in Europa hergestellten Zeichenvorlage mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit einen Pferdekopf auf die Schultafel zeichnen sehen, welcher ganz

vortrefflich ausgeführt war, jedoch ein Wenig zu gedrungen erschien, was indess zweifelsohne darin seinen Grund hat, dass der Kopf der dort zu Lande gezüchteten Pferde wirklich eine so gedrungene Form besitzt. Fürwahr der Malaie fasst mit erstaunlicher Schärfe das Aeussere der Dinge auf und prägt es seinem Gedächtnisse ein, wie ich schon oben bemerkt habe! — Nach dem, was ich auf Sumatra zu sehen Gelegenheit hatte, stehe ich nicht an, in pädagogischer Hinsicht die Einrichtungen zu rühmen, welche dort für die Schulen der Eingeborenen getroffen sind. Dabei ist noch der alte Grundsatz maassgebend gewesen: „Non multa sed multum". Da wird den Schülern nur das beigebracht, was ihnen zu wissen wirklich von Nutzen ist, dieses ihnen aber so fest eingeprägt dass es für das Leben haften bleibt. Auch fehlt es in den Schulen nicht an praktischen Hülfsmitteln, um den Kindern das Lernen leicht und den Unterricht anziehend zu machen. Hier hängt ein grosses Zifferblatt mit beweglichen Zeigern an der Wand, um die Schüler zu belehren, wie sie von den Uhren die Tageszeiten abzulesen haben, woran bei uns die Elementarlehrer nur selten denken, dort sehen wir Tableaus, auf welchen in bunten Farben eine Reihe von Gegenständen dargestellt ist, welche zum Theil den Kindern durch eigene Anschauung schon bekannt sind, zum Theil ihnen aber in ihrem späteren Leben einmal vor Augen kommen, wo sie dann wenigstens wissen, was sie vor sich haben. Unter einem jeden Gegenstande ist in römischen Buchstaben die malaiische Bezeichnung desselben angegeben. Solche Bildertafeln hätte man auch in unseren Schulen, namentlich für den ersten Unterricht, längst einführen sollen. Die Lesefibeln und Rechenbücher sind gleichfalls so praktisch eingerichtet, dass sie unseren Pädagogen bei der Verfassung solcher Lehrbücher als Muster dienen könnten. — Inzwischen ist die eigentliche Prüfung beendet und sollten uns die kleinen Malaien eigentlich zum Schlusse ein Liedlein singen. Allein der Herr

„Onderwijzer“ scheint das deutsche Dichterwort zu beherzigen: „Singe, wem Gesang gegeben“ und glaubt sich demnach moralisch zum Schweigen verpflichtet. O, dass auch in Europa nur die sängen, denen Gesang gegeben! Nun, nachdem der freundliche Assistent-Resident den kleinen braunen Scholaren einige anerkennende Worte gesagt und sie zu fernerem Fleisse ermahnt hat, wartet derselben nach bestandener Prüfung eine ganz besondere Freude, denn im Hintergrunde, im zweiten Schulsaale haben Mütter, Basen und Tanten schon lange der Gelehrsamkeit ihrer kleinen Angehörigen mit Staunen gelauscht und erwarten dieselben nun mit ganzen Körben voll Gebackwerk [Que-que] und anderer Leckereien. Nachdem wir Europäer den Schulsaal verlassen, beginnt nun daselbst eine grossartige Schmauserei, der Glanzpunkt des feierlichen Tages, wenigstens in den Augen der Geprüften. Nun, dem Verdienste seine Krone! Wir aber gehen aus dieser Musterschule für eine Colonie mit der Ueberzeugung, dass die malaiische [mongolische] Rasse keineswegs geistig schlecht beanlagt ist und dass es nur die leidige Trägheit ist, welche bei ihr jeden Fortschritt hemmt.

Weniger lobend als über die Schulverhältnisse, möchte ich mich über das Post- und Telegraphen-Wesen auf Sumatra aussprechen. Wohl befindet sich in der Hauptstadt Padang ein grösseres Post- und Telegraphen-Amt, welches über Java und Singapore mit dem Welt-Telegraphennetz in Verbindung steht und von welchem aus auch die Versendung der von Europa ankommenden Postsendungen über das grosse Gebiet der Westküste erfolgt. Soweit aber die Post über diesen Hauptort hinaus ihre Thätigkeit entfaltet, verdient sie eine sehr scharfe Kritik. An unmittelbare Rentabilität, deren das Gouvernement im Allgemeinen sicher sein will, bevor es sich einmal entschliesst, tiefer in den Geldbeutel zu fassen, ist freilich bei einer besseren Einrichtung des Postverkehrs wohl nicht zu denken, dass aber dadurch indirect auch für den

Staat grosse Vortheile entstehen, dürfte wohl ausser Frage stehen. Um durch die Liberalität der Postverwaltung in nicht gar zu grosse Schulden zu gerathen, lässt die Regierung gegenwärtig zwar im Anschlusse an den Weltpostverein Postsendungen aus Europa zu den allgemein üblichen Portosätzen nach ihren ostindischen Colonien befördern, lässt sich aber in umgekehrter Richtung von ihren Unterthanen vorab ein kleines Douceur für ihr segensreiches Wirken zahlen. So erfordert z. B. ein einfacher Brief von Deutschland nach niederländisch Indien 20 Pfennige Porto, ein Brief von Indien nach Deutschland jedoch $42^1/_2$ Pfennige [25 Cents] Francatur. Und wie werden die Briefe dafür in Indien selbst befördert? Auf Sumatra läuft selbst zwischen Hauptorten wie Fort de Kock und Padang keine Fahrpost; die Poststücke werden vielmehr durch erbärmliche Miethswagen äusserst langsam befördert. Die Orte von geringerer Bedeutung sind aber noch schlechter gestellt, denn mit diesen wird die Postverbindung nur durch Läufer, welche Briefe, Drucksachen und wohl auch kleinere Packete befördern, hergestellt; eine gewiss sehr unsichere Beförderungsart für Postsachen in einem Lande, wo sowohl wilde Thiere die ganze Botenpost aufheben können, als auch Ueberschwemmungen, das häufige, schnelle Anschwellen der Flüsse, [von denen nur die kleineren für die Nebenstrassen überbrückt sind] u. dgl. die Uebermittelung der Postsendungen gefährden oder verzögern. Telegraphenlinien sind zwar in verschiedenen Richtungen über die Insel gelegt und verbinden wenigstens die grössten Plätze mit einander, allein ihr Zustand scheint nicht der beste zu sein, was um so mehr zu verurtheilen ist, als für manche abgelegene Verwaltungsstation eine ungestörte telegraphische Verbindung in vieler Beziehung z. B. vor dem Beginne von Aufständen von allergrösster Wichtigkeit ist. Daher sollte man die Telegraphenverbindungen äusserst solide anlegen, um so mehr, als dieselben in diesem Theile der Tropen sowohl durch die Witterungsver-

hältnisse sehr zu leiden haben, als auch durch die Thierwelt [besonders Affen und Elephanten] und die üppige, Alles verdrängende Vegetation des Urwaldes leicht beschädigt werden. [Die Isolatoren der Telegraphendrähte sind fast durchgehends an lebenden Bäumen, vorzugsweise Baumwollbäumen befestigt, eine Einrichtung, die sich sehr bewährt hat gegenüber dem Gebrauche von Telegraphenstangen]. Auf meinen Touren habe ich sehr häufig unterbrochene Leitungen angetroffen und mich von deren mangelhafter Anlage überzeugen können, so dass es mich gar nicht Wunder nimmt, wenn bei Aufständen [wie dem von Bantam auf Java im Jahre 1888] der Telegraph seine Dienste versagt und man dieses den Insurgenten möglicher Weise in die Schuhe schiebt. Ferner bleibt es mir unbegreiflich, weshalb man selbst an mehreren wichtigen Punkten, wo verschiedene europäische Regierungsbeamte ihren Sitz haben und Telegraphenleitungen durchlaufen, keine Telephon- und Telegraphen-Apparate eingeschaltet hat. Ist auch die Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen, dass die Eingeborenen bei entstehenden Empörungen die Leitungen unterbrechen, obschon sie vor denselben grossen Respect zu haben scheinen, so wird doch in sehr vielen Fällen noch frühzeitig genug den nächsten Militärstationen auf diesem Wege Nachricht gegeben und so grösseres Unglück verhütet werden können. Lediglich zu Sicherheitszwecken und um sich die Beherrschung der so ausgedehnten Gebiete zu erleichtern, sollte man die Communications-Mittel zwischen den einzelnen Verwaltungsdistricten in jeder nur möglichen Weise vervollkommnen, nicht um daraus unmittelbare Vortheile zu ziehen, sondern um nur nicht zu verlieren. Es muss doch schon bei der Anlage von Colonien eine der ersten Sorgen sein, eine möglichst gute Verbindung sowohl mit dem Mutterlande als auch zwischen den einzelnen Theilen der Colonie herzustellen, was im malaiischen Archipel um so leichter ist, als derselbe im Ver-

hältnisse zu seinem Flächeninhalt eine selten grosse Küstenentwickelung besitzt. Wie wenig ist aber bis heute daselbst geschehen, um den Verkehr zwischen den einzelnen Küstenorten zu erleichtern. Allerdings unterhält Holland ausser dem Geschwader seiner Kriegsmarine in den indischen Gewässern noch eine sogenannte „civile oder Gouvernementsmarine", eine Anzahl kleinerer, mit einigen Kanonen armirter Dampfer und Segelschiffe, welche in den Dienst der Colonialverwaltung gestellt sind, allein diese Fahrzeuge genügen dem Bedürfnisse nicht, da ausserdem nur die schon genannte englische Gesellschaft, welche bis jetzt in einem Vertragsverhältnisse mit dem Gouvernement stand, durch einige schlechte Dampfboote die grössten Küstenplätze mit einander verbindet. Die Fahrzeuge der Eingeborenen, kleine Segelboote [Prauen], vermögen diesen Mangel an Communicationsmitteln zur See nicht zu ersetzen, da sie sehr unregelmässig überall anlaufen und in zu hohem Grade von Wind und Wetter abhängig sind. Das Strassennetz lässt im Ganzen, wenigstens in dem Gebiete der Westküste Sumatra's, nichts zu wünschen übrig, wobei jedoch zu bemerken, dass der wichtigste und am Besten angelegte Theil desselben, bereits aus früherer Zeit stammt, wo Männer in Indien am Ruder waren, welche die Vortheile guter Communicationen namentlich für militärische Zwecke besser erkannten, als die heute maassgebenden Persönlichkeiten und auch Macht genug besassen, um nach ihrem Gutdünken zu handeln. Es war das jene Zeit, wo ein Generalgouverneur wie Daendels mit wunderbarer Energie, die oft schon an Härte gränzte, auf Java durch die Eingeborenen jene prachtvolle Heeresstrasse bauen liess, welche die Insel in ihrer ganzen Länge von Anjer im Westen bis nach Banjuwangi im Osten durchzieht. Eine noch grössere Bedeutung als damals die Heeresstrassen haben heute die Eisenbahnlinien, aber wo ist der Unternehmungsgeist geblieben, wie er sich in einem Daendels offenbarte! „Wer sichert uns die Rentabilität?",

so würden heute tausend und abermals tausend vermeintliche Patrioten in Holland rufen, wenn etwa ein Generalgouverneur den Bau längerer Bahnstrecken auf den grossen malaiischen Inseln anzuregen suchte. Und doch, wie vervielfältigt sich die Macht einer Schutztruppe, wenn sie nicht mehr die weiten erschlaffenden Märsche unter dem Tropenhimmel zu machen hat, um von einem Orte zum andern zu gelangen, sondern vermittelst schnell fahrender Eisenbahn-Züge innerhalb verhältnissmässig kurzer Zeiträume an zwei oder mehreren weit auseinander gelegenen Punkten zur Verwendung kommen kann! In dieser Weise ausgenutzt, vermag der Dampf viel mehr zur Niederhaltung unruhiger Elemente in den Colonien beizutragen als moderne Waffen und eine weit vorgeschrittene Kriegskunst. Wenn aber irgend eine Colonialmacht Ursache hat, ihre Colonialarmee in den Zustand grosser Leistungsfähigkeit zu setzen, so ist es gewiss Holland mit Rücksicht auf seine umfangreichen Besitzungen in Ostindien. Im Jahre 1883, seit welcher Zeit erhebliche Veränderungen in dem Bestande nicht mehr eingetreten sein werden, zählte die niederländisch-ostindische Armee 18 Feld- und 9 Garnisons-Bataillone, 1 Cavallerieregiment, 21 Compagnien Artillerie, 6 Genie-Compagnien mit Stäben u. s. w., zusammen 1352 Officiere und 29,030 Mann, worunter wohlbemerkt ein grosser Theil eingeborene Soldaten. [Die 5000 Mann zählende „Schutterij“ und die indischen Polizeisoldaten (Pradjurits) dürfen kaum in Rechnung gezogen werden.] Da nun das ganze niederländisch-indische Reich nahezu 28,000 □Meilen mit mehr als 20,000,000 Einwohnern umfasst, so ergiebt sich, dass ungefähr auf eine Quadratmeile und auf 750 Eingeborene sage und schreibe ein Soldat als Schutz entfällt. Es wäre dieses jedoch noch nicht so bedenklich, wenn hinter jener Colonialarmee im Mutterlande eine bedeutende Militärmacht zur eventuellen Unterstützung stände, wovon aber nicht die Rede sein kann; denn das stehende Heer der Niederlande zählt noch nicht 20,000

Mann [auf Kriegsfuss 65,000 Mann], das Marinecorps aber [1884 Juli] ungefähr 10,000 Mann, wozu allerdings noch über tausend Eingeborene kommen, welche bei dem indischen Geschwader Matrosendienste verrichten. Was nun die Colonialtruppen betrifft, so will ich mir über deren Tapferkeit und Tüchtigkeit kein Urtheil anmassen, wie dieses selbst von Personen geschieht, welche weder jemals einen dieser Colonialsoldaten, noch deren Operationsfeld zu Gesichte bekommen haben. Sicherlich fehlt es auch in jener Armee nicht an braven und tapferen Officieren und Mannschaften, von denen ja manche kühne That in den letzten Jahren in die Oeffentlichkeit gelangt ist, aber es ist nicht zu vergessen, aus welchen Elementen sich diese Schutztruppe zum grossen Theile recrutirt. Eine Armee, welche sozusagen aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt ist, deren Glieder sich theilweise nach einem verfehlten, vielleicht verbrecherischen Leben dem Waffenhandwerk zugewendet haben, theilweise durch ein verhältnissmässig reiches Handgeld dazu verlockt sind, zum grossen Theile aber einer Rasse angehören, deren Unterdrückung und Niederhaltung vornehmlich der Zweck des militärischen Verbandes ist, sie kann unmöglich den Werth und die Brauchbarkeit von solchen Armeeen haben, welche sich aus einheitlichen Elementen zusammensetzen und zwar aus den besten Söhnen des Landes, die nicht Noth oder Gewinnsucht zu den Fahnen rief, sondern das Bewusstsein, dass sie als der wehrhafte Theil des Volkes auch die Pflicht haben, für dessen Freiheit und Unabhängigkeit einzutreten. Allerdings werden sich unter den niederländischen Colonialsoldaten nicht wenige verwegene Menschen befinden, die, wie man sagt, schon mit allen Hunden gehetzt sind und die, unbesorgt um ihr doch einmal verfehltes Leben, damit geradezu „va banque“ spielen. Um nicht ungerecht zu urtheilen, darf man aber auch nicht vergessen, dass der Soldat in Tropengegenden, wie denen von niederländisch Indien, ausser seinen Gegnern noch andere

Feinde zu bekämpfen hat, mit denen die Armeeen des Nordens nur selten oder gar keine Bekanntschaft machen. Dahin gehört vor Allem die Ungunst des Klima's mit einem Heere von Krankheiten im Gefolge, sodann die häufig entgegentretenden Schwierigkeiten des Terrains. Gewiss wüthen auch in Europa Typhus und Cholera nicht selten erschrecklich unter den wackeren Soldaten, auch dort gebietet das Gelände den Truppenführern oft ein energisches „Halt", allein wo giebt es daselbst Hindernisse, wie sie der Urwald den militärischen Operationen entgegensetzt? Wo sind daselbst solch' ausgedehnte Befestigungen wie sie die Pflanzenwelt Indiens im Laufe weniger Jahre aufgebaut hat? Fürwahr, wenn Afrika von der Vegetation der indischen Inseln bedeckt wäre, es würde noch lange ein dunkler Erdtheil bleiben und unsere Schutztruppe stände nicht da, wo sie heute steht! Es ist vielleicht nur der Süden Amerika's, wo sich der Pflanzenwuchs in seiner üppigen Fülle dem Eindringlinge in das von ihm in Besitz genommene Gebiet gleich trotzig entgegenstellt wie auf den Eilanden von Insulinde. Dass auf diesen Inseln, welche schon seit der ältesten Tertiärzeit von vulkanischen Kräften in steter Bewegung gehalten werden, auch das Terrain ausserordentlich gefaltet erscheint, dass es in demselben an ungemein steilen, abschüssigen Bergabhängen nicht fehlt, kann man sich leicht denken. Und nun ein Wort über die Krankheiten, denen so mancher Soldat in Indien zum Opfer fällt! Typhus und Cholera, sie wirken zuweilen noch unheimlicher unter den Truppenverbänden als die verheerendsten Geschosse, namentlich die Cholera, wenn sie die Tropenländer durchfliegt, allein noch viel infernaler wüthen die Tropenfieber unter den Soldaten der Colonien. Zuweilen naht sich der Tod schnell, schnell wie bei Cholera und Typhus, oft aber ergreift das Fieber wie schleichendes Gift sein Opfer und foltert es Monate, ja Jahre lang. Zuweilen zeigt sich dasselbe auch gnädiger und geht nach einiger Zeit vorüber,

namentlich wenn der Befallene seinen Aufenthaltsort wechselt, in die Gebirge oder noch besser nach dem Norden entflieht. Wo es die Verhältnisse mit sich bringen, dass Truppentheile längere Zeit in sumpfigen Niederungen zu operiren haben, da ist wohl kein Soldat zu finden, an welchen diese schauderhafte Krankheit nicht heranträte. In Atschin, auf dem gegenwärtigen Kriegsschauplatze der Holländer auf Sumatra, tritt zu diesen Uebeln noch eine ganz eigenartige Krankheit, „Beriberi“ oder Kak-ke (japanisch) genannt, über deren Entstehung und Wesen man sich in Fachkreisen noch nicht einig ist. Eine neuere Forschung [Baetz] bezeichnet sie als eine Panneuritis multiplex endemica und definirt sie als eine Infectionskrankheit, die sich anatomisch durch degenerative Entzündung der peripheren Nerven und Muskeln und klinisch durch Störungen der Motilität, Sensibilität und Secretion charakterisirt. Eine ausserordentlich grosse Anzahl Soldaten ist schon dieser Krankheit erlegen, welche einige Gegenden von Atschin zu wahren Leichenfeldern gemacht hat. Gelingt es, den von diesem Uebel Befallenen zeitig in Gebirgsluft zu bringen, so ist er nicht selten gerettet. Vollzieht man aber diesen Klimawechsel zu spät, so ist der Patient geopfert. So habe ich seiner Zeit in dem Padang'schen Oberlande einen kräftig gebauten holländischen Officier kennen gelernt, dem, weil unwissende Militärärzte das Uebel in Abrede stellten, zu spät die Erlaubniss ertheilt worden war, im Gebirge Genesung von der Beri-beri zu suchen. Die Krankheit war damals bereits so weit vorgeschritten, dass der Arme, welcher sich wirklich mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit aufrecht erhielt, schon nach drei Tagen verschied. Wahrlich, wohl selten hat mich ein Mensch so gejammert, wie jener junge Krieger, an dem fast kein Organ mehr gesund zu sein schien; denn Lunge, Magen, Nerven, Alles zeigte sich angegriffen und wo man auf ein Muskelbündel einen Druck mit dem Finger ausübte, da entstanden bleibende Vertiefungen, als sei die ganze Musku-

latur in plastischen Thon umgewandelt. Möge dieser Mann, unter dessen Uniform ein braves Soldatenherz zu schlagen schien, dort in fremder Erde sanft ruhn! Er ist nicht das einzige Opfer des Krieges gegen Atschin; viele sind ihm vorausgegangen und viele werden ihm vielleicht noch folgen; denn wie es gegenwärtig den Anschein hat, steht diese Affaire für Holland zur Zeit schlechter denn je.

Das Reich Atschin [richtiger Atjeh], welches schon im Jahre 1205 gegründet wurde, indem es sich von Tanah-Batta, den Batta-Ländern, abschied, ist der einzige grössere Malaienstaat im indischen Archipel, welcher sich stets unabhängig erhalten hat und auf eine nicht ruhmlose Vergangenheit zurückblicken kann. Die Hauptstadt Atschin überragte als Handelsplatz seiner Zeit selbst Malakka, und die Beherrscher des Landes wurden in einem über ein Jahrhundert mit unerhörter Grausamkeit auf beiden Seiten geführten Kriege von den Portugiesen nicht gedemüthigt. Auch den Holländern, welche später in jener Weltgegend in die Fussstapfen der Portugiesen traten, gelang es nicht, Atschin seine Unabhängigkeit zu entreissen. Man duldete sich gegenseitig, bis es im Jahre 1873 zu einem blutigen Kriege kam, welcher von Seiten Hollands mit wechselndem Glücke geführt, durch den aber dieses Malaienvolk bis zur Stunde nichts weniger als niedergeworfen worden ist; denn bis auf einen kleinen Theil, den die Colonialtruppen noch besetzt halten, ist Atschin heute wieder in den Händen seiner alten Bewohner. Drängt sich da nicht unwillkürlich die Frage auf, wie es denn möglich sei, dass ein so wenig mächtiges Volk einer entschieden überlegenen Kriegsmacht so lange zu widerstehen vermöge? Diese für einen mangelhaft bewaffneten Volksstamm geradezu grossartigen kriegerischen Erfolge sprechen zunächst dafür, dass den Atschinesen ein hoher Grad von Vaterlandsliebe, Freiheitssinn, Tapferkeit, Energie und Ausdauer innewohnt. Dazu scheint dieses Volk auch geistig sehr gut beanlagt zu sein. So soll ihm die Kunst

Schiesspulver herzustellen schon länger bekannt sein, eine Kunst, worin die anderen Volksstämme des Archipels, wenn ich nicht irre, noch gänzlich unerfahren sind, obgleich die Nachfrage nach diesem Explosivstoff unter den Eingeborenen eine sehr grosse ist, weil die schlauen Holländer den Handel mit diesem Höllenkraut niemals gestattet haben und dasselbe nur in kleinen Mengen von Zeit zu Zeit durch ihre Verwaltungsbeamten an unbescholtene Eingeborene, natürlich gegen Vergütung, verabfolgen lassen. — Zweifellos würden jedoch die Atschinesen trotz dieser rühmenswerthen Eigenschaften ihren Gegnern längst unterlegen sein, wenn nicht ihr Land selbst als ihr Beschützer aufträte. Alles, was oben über die Schwierigkeit der Kriegsführung auf den indischen Eilanden gesagt wurde, es ist voll und ganz auf den Norden Sumatra's, das Gebiet von Atschin, anzuwenden. Ein besonders wichtiges Vertheidigungsmittel bietet sich den Atschinesen unter Anderem in dem Stachelbambus [mehreren Arten von Schizostachyum], welcher auf Sumatra und Java schon seit sehr langer Zeit zur Befestigung von Ortschaften verwendet wird. Rings um dieselben in mehreren parallelen Reihen dicht neben einander gepflanzt, bilden nämlich die Stauden des Stachelbambus, wenn sie zu ihrer vollkommenen Höhe emporgeschossen und in einander gewachsen sind, vollständig undurchdringliche Palissadenwände, unter denen oft nur versteckte, unterirdische, sehr schmale und allein den Bewohnern bekannte Zugänge in das Innere führen. Diese bis 10 m. dicke Pflanzenmauer mit dem Beile oder mit den Geschossen der Kanone theilweise niederlegen zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen, indem einerseits die äusserst starken und spitzen Stacheln demjenigen, der mit dem Beile gegen diese Bambusstauden vorgeht, durch alle Kleider tief bis in's Fleisch dringen, andererseits die abgeschossenen Halme, anstatt eine Bresche zu bilden, bei ihrem Niederfallen die grüne Wehr nur noch dichter verfilzen. Auch das Feuer vermag gegen diese lebenden Palis-

sadenwände wenig oder gar nichts, indem selbst das trockene Bambusrohr wegen der reichlichen Ablagerung von Kieselerde in dem Zellgewebe nur schwer Feuer fängt. Als Illustration zu dem Gesagten möge ein Beispiel aus der niederländisch-ostindischen Kriegsgeschichte dienen. Der Kampong Bondjol in den Padang'schen Oberländern, welcher hauptsächlich nur durch solche Hecken von Stachelbambus befestigt war, vermochte es, drei Jahre lang den grössten Anstrengungen eines 5000 Mann starken Belagerungscorps, welches zum dritten Theil aus Europäern bestand und von sehr erfahrenen Officieren geleitet wurde, Trotz zu bieten, bis er endlich im Jahre 1837 erobert wurde. Hat nun auch heute die Kriegskunst bessere Mittel zur Verfügung, um in diese grünenden Palissadenwände Lücken zu reissen, so stellen dieselben doch immer noch eine so vorzügliche Befestigung dar, dass auch die Europäer sich ihrer bei der Anlage von Fortificationen im malaiischen Archipel bedient haben. Ebenso günstig wie die Beschaffenheit des Landes ist auch die geographische Lage von Atschin für die Aufnahme der Defensive. Da Atschin ganz an der Aussenseite des niederländisch-ostindischen Gebietes und in der Nähe wichtiger englischer Colonien wie Pulu Pinang, Malakka und Singapore liegt, so fällt es der holländischen Marine sehr schwer, die Blockade der Küste erfolgreich durchzuführen und können atschinesische Prauen leicht ungesehen nach den britischen Besitzungen entkommen und von dort her Waffen und Munition einführen. Nun sollte es aber gerade für England eine Ehrensache sein, zu verhindern, dass von seinen Colonien aus jenen Malaien Unterstützung zu Theil werde; denn die Klagen von Seiten Englands über die Seeräuberei der Atschinesen waren einer der Hauptgründe, welche die holländische Regierung zum Feldzuge gegen dieses Volk bewogen haben, wenn ich mich recht entsinne. Man kann es daher patriotischen Niederländern nicht verübeln, wenn sie im Hinblicke auf die Atschin-Affaire und das

Verhalten Englands mit dem grossen Napoleon sagen: „Ce perfide Albion!“ Abgesehen von dem Gesagten muss man aber wohl den Hauptgrund der langjährigen Misserfolge der niederländischen Waffen in Atschin in der Art der Kriegsführung selbst suchen. Sehr viele Holländer werden mir in der Ansicht beistimmen, dass der Krieg gegen Atschin mit zu wenig Energie, nicht von Seiten der Truppen, sondern von Seiten der niederländischen Regierung, besonders aber mit zu viel Nachsicht gegen jene wortbrüchigen Malaien geführt worden ist.

„Wer den letzten Pfennig in der Tasche hat, der gewinnt den Krieg“, soll einst unser grosser König Friedrich gesagt haben. Nun, so weit hat sich der holländische Staatssäckel nicht aufzuthun, aber es heisst doch einmal tiefer hineinzugreifen, um den Atschinesen endlich erfolgreich die Spitze bieten zu können; denn Heer und Flotte bedürfen der Aufbesserung, um leistungsfähiger zu werden. Doch dazu scheint man heute noch wenig Lust zu haben, wie ich gerade in der „Kölnischen Zeitung“ lese, dass das Gouvernement sich nicht hat entschliessen können, eine kleine Summe zur Anschaffung von Kreuzern mit geringem Tiefgang für die Blockade von Atschin zu bewilligen. Wie sich die niederländischen Officiere auf dem Kriegsschauplatze zu dieser Ablehnung geäussert haben sollen, will ich hier nicht anführen, kann ihnen aber nur ein „Bravo“ zurufen. Hätte man im Anfange des Krieges nur einen Theil der Geldmittel, welche die schleichende Atschin-Affaire nach und nach verschlungen hat, auf ein Mal aufgeboten, so wäre man heute vielleicht längst an dem Ziele, zu welchem man bei dem herrschenden Systeme möglicher Weise erst in fernliegender Zeit oder niemals gelangt. Auch hier ist ängstliche Krämerpolitik, welche nur dort, wo unmittelbarer Gewinn lockt, wagt, aber geizt, wo es vielleicht gilt, mit einem mässigen Einsatze das Ganze zu retten, gar wenig angebracht. — Um aber das Wichtigste nicht zu ver-

gessen, so sollte man die Atschinesen nicht besser behandeln als sie es verdienen, nämlich gegen sie als Freischärler jede Rücksicht schwinden lassen. Humanität ist gewiss eine der schönsten Zierden der Menschheit, jedoch kann auch sie übertrieben werden. Mit Noblesse einen noblen Feind behandeln, das ist ritterliches Benehmen, aber einem niederträchtigen Gegner „muss man in jeder Weise Abbruch thun“. Demgemäss finden wir auch in den Kriegen der neueren Zeit, soweit sich civilisirte Nationen befehden, eine immer humanere Kriegsführung, wogegen man sich früher mit wahrem Barbarismus bekämpfte. Ebenso kann bei Expeditionen gegen uncivilisirte, wilde oder halbwilde Volksstämme von Humanität keine Rede sein und hat es denn auch gerade hierbei von jeher nicht an den ausgesuchtesten Grausamkeiten gefehlt. Ich will damit keineswegs jene unmenschlichen Thaten, wie sie sich besonders in früherer Zeit die colonisirenden Staaten und Compagnien Europas den sogenannten Naturvölkern gegenüber haben zu Schulden kommen lassen, rechtfertigen, dieselben vielmehr nur dadurch zu erklären suchen. Auch die brutalen Handlungen, welche von Seiten der niederländisch-ostindischen Compagnie im 17ten und 18ten Jahrhundert in Indien ausgeführt wurden, verdienen gewiss allen Tadel, allein es hiesse doch ungerecht urtheilen, wenn man annehmen wollte, dass dieselben nur dem Vergnügen, Menschen zu quälen, entsprungen seien und nicht etwa der Erbitterung über vorausgegangene Grausamkeiten und Unthaten der Eingeborenen, oder dem Bestreben, letztere durch harte Strafen einzuschüchtern. In der neueren Zeit verfällt nun Holland in den entgegengesetzten Fehler, indem es bei seiner Kriegsführung gegen Atschin zu viel Milde und Nachsicht walten lässt, was durchaus nicht angebracht erscheint; denn je humaner man gegen jene Malaien verfährt, um so trotziger und kecker werden sie. Selten nur treten die Atschinesen ihren Gegnern in offenem Kampfe entgegen, hauptsächlich

führen sie den Krieg nach Art der Guerillas, indem sie sich meistens waffenlos den Positionen der Feinde näheren, dann aber im günstigen Momente die Waffen aus ihren Verstecken hervorziehen und entweder den wehrlosen oder den in der Minderzahl befindlichen Gegner aus dem Hinterhalt angreifen. Anstatt nun nach Kriegsgebrauch gegen diese Guerillas und Marodeure vorzugehen und bei Nichtauslieferung der Uebelthäter die ganze Bewohnerschaft der betreffenden Gegend zur Rechenschaft zu ziehen, lässt man die Schuldigen, wenn sie nicht auf frischer That ertappt werden, ungestraft, vergessend, dass diese Handlungsweise zahlreichen braven Soldaten das Leben kostet, weil die Eingeborenen alsdann fortfahren, ihre Gegner in dieser Art zu befehden. Da hilft schliesslich nur schonungsloses Vorgehen, Sengen, Brennen und Morden, wo es sein muss; denn nur Furcht kann die Atschinesen auf andere Wege bringen, während sie in der Gutmüthigkeit der Holländer nur den Mangel an physischer Kraft sehen. Andere Staaten, z. B. England und Deutschland, haben im Verlaufe der letzten Jahrzehnte unter ähnlichen Umständen ein ganz anderes Verfahren eingeschlagen, ohne dass man, wenigstens von Deutschland, sagen könnte, diese scheinbar inhumane Handlungsweise werde ihm in späterer Zeit einmal zum Vorwurfe gereichen. Dieser Zug von falscher Humanität zieht sich auch durch das ganze Verwaltungsverfahren hinsichtlich der Colonien, indem die indischen Beamten auf ein möglichst sanftes Behandeln der Eingeborenen angewiesen sind, indem man in der Bestrafung der Verbrechen zu milde verfährt u. s. w. Wollte man aber wirklich human handeln, so sollte man jenes drückende System der Gouvernements-Caffeecultur umändern, wohlthätige Einrichtungen zur Hebung des Wohlstandes der Eingeborenen treffen und Anderes mehr. Weil dieses aber vorläufig den Staatssäckel ein Wenig in Anspruch nehmen würde, so lässt man in solchen Fällen die Philanthropie aus dem Spiele. Auf die Dauer wird eine solche Verwaltung,

welche auf der einen Seite das Volk aussaugt, auf der anderen Seite demselben durch eine übertrieben humane Behandlung das Bewusstsein der Inferiorität benimmt, zu keinem guten Ende führen. Heute noch hat der Malaie den nöthigen Respect vor seinen Beherrschern, ist dieser aber einmal geschwunden und glaubt sich der Eingeborene dem Europäer ebenbürtig, dann sind vielleicht die Tage gezählt, wo das kleine Holland über das gewaltige, herrliche Inselreich sein blau-weiss-rothes Banner entfaltet hält. Videant consules, ne civitas detrimentum capiat!

VI. Plantagenwirthschaft und Bergbau.

Während die Portugiesen und Spanier ihre Ländergier und ihren Hunger nach Gold und Goldeswerth in den von ihnen entdeckten Landstrichen unter dem Deckmantel christlichen Bekehrungseifers zu befriedigen suchten, gingen die Holländer und Engländer, die beiden Nationen, welche zuerst in die Fussstapfen jener colonisirenden Romanen traten, in ihrem Bestreben, Antheil zu nehmen an den Schätzen anderer Welttheile, wenigstens offener vor, indem sie sich nicht mit Kreuz und Schwert, sondern mit dem Stabe des Mercur in der Hand den Bewohnern der ausersehenen Länder und Inseln näherten. War es aber diesen modernen Phöniciern einmal gelungen, sich in irgend einen gesegneten Winkel der Welt Eingang zu verschaffen, so verstanden sie es ebenso meisterhaft, wie ihre Vorbilder im Alterthum, sich daselbst einzunisten und machten schliesslich weniger durch Schwertstreiche als durch List und schlaue Verträge, diejenigen zu ihren Dienern, welche sie vorher gastlich aufgenommen hatten, später aber der zudringlichen Gäste sich nicht wieder zu entledigen vermochten. Das Vaterland dieser unternehmenden Kaufleute belohnte in der Folge aus Dank für den Gewinn, welcher ihm aus dem Handeln und Treiben solch' betriebsamer Unterthanen erwuchs, dieselben durch Privilegien aller Art. Schon frühe gründeten jene speculativen Köpfe Vereinigungen zum Zwecke des Colonial-Handels, die Vorläufer umfangreicher, transatlantischer Handelsgesellschaften, von denen die für den Bereich des östlichen Indiens gegründeten, die sogenannten

„Ostindischen Compagnien", zum Theil sogar welthistorische Bedeutung erlangt, dazu aber grossartige financielle Erfolge erzielt haben. Neben der englischen ist in dieser Beziehung vor den anderen [der dänischen, französischen und schwedischen] die holländisch-ostindische Compagnie zu nennen, welche in ihrer Blüthezeit selbst das stolze Albion aus dem Felde schlug. Mit Stolz kann heute der Niederländer auf die Zeit zurückblicken, wo jene vaterländische Vereinigung, der er ja auch den Besitz seines herrlichen Inselreiches im fernen Orient verdankt, durch ihre ausserordentlichen Erfolge den Neid aller Handel treibenden Nationen der Welt erregte; es muss ihn aber auch ein gewisses Gefühl der Scham beschleichen, sofern er an einzelne wahre Schandthaten denkt, durch welche seine Landsleute den Glanz jener Periode getrübt haben. Dahin gehört in erster Linie die Handhabung des berüchtigten Gewürzmonopoles, welches soviel Noth und Elend über die Bewohner der Molukken brachte, dass nach Aufhebung jener barbarischen Institution Kinder und Kindeskinder der dadurch Betroffenen um keinen Preis die unheilvollen Gewürzbäume mehr cultiviren wollten. Das Gewürzmonopol mit allen seinen Consequenzen ist in culturhistorischer Beziehung viel zu interessant, um ihm hier nicht einige Zeilen zu widmen.

Sowohl der Gewürznelken- als auch der Muskatnuss-Baum haben bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine ausserordentlich geringe örtliche Verbreitung besessen, indem dieselben nicht früher als in den Jahren zwischen 1795 und 1802, während welcher Zeit die Engländer sämmtliche Besitzungen der Holländer in Ostindien und darunter auch die Molukken besetzt hielten, von letztgenannter Inselgruppe nach benachbarten englischen Gebietstheilen, nach dem südlichen Amerika aber noch viel später, verpflanzt wurden. Die niederländisch-ostindische Compagnie suchte nun, nachdem sie sich auf den Molukken sesshaft gemacht und die Portugiesen vollständig verdrängt hatte, aus der geringen Verbreitung dieser Gewürz-

bäume Capital zu schlagen, indem sie die beiden genannten Gewürze zum Gegenstande eines Monopoles machte, dessen Durchführung an grausamen, aber auch geradezu komischen Zügen ungemein reich ist. In Folge dieser Krämerpolitik waren die Eingeborenen gezwungen, Nelken und Muskatnüsse in der Menge, wie die Compagnie es wünschte, und zwar in streng angewiesenen Districten zu ziehen, dann aber zu einem wahren Spottpreise, zu etwa einem Zehntel des Verkaufswerthes an die Regierungsmagazine abzuliefern, ohne von dem erzielten Ertrage auch nur eine Nuss oder ein Nägelein für den eigenen Gebrauch [bei schwerer Strafe] zurückhalten zu dürfen. Die hochweise Compagnie suchte nun keineswegs möglichst viel von den besagten Gewürzen auf den Markt zu bringen, sondern nur gerade die Quantität, welche der Nachfrage entsprach, hierfür aber einen möglichst hohen Preis herauszuschrauben. Da jedoch die Habgier dieser edlen Krämerkaste grösser war als ihre Macht, so schlug sie, um das Monopol genügend überwachen zu können, folgendes Verfahren ein:

Zunächst wurde der Gewürznelken-Baum auf allen Inseln, mit Ausnahme von Amboina und einigen kleinen Nachbareilanden, gänzlich ausgerottet und ein fernerer Anbau durch Androhung der schwersten Strafen zu verhindern gesucht. Auf Amboina aber, wo die Compagnie ein Hauptcomptoir errichtet hatte und daher die Eingeborenen leicht beaufsichtigen konnte, mussten letztere unter den genannten Bedingungen Gewürznelken-Bäume anbauen und zwar so viel, wie ihre Beherrscher immer begehrten. Dem Schmuggelhandel mit Nelken von dieser Insel aus suchte man sodann dadurch entgegen zu treten, dass man einerseits die Eingeborenen, welche sich damit befassten, mit harten Leibes- und Freiheitsstrafen, in früherer Zeit selbst mit dem Tode bestrafte, andrerseits allen Schiffen ausser den von der Compagnie befrachteten den Zugang zu den Gewürze bauenden Inseln verwehrte und selbst holländischen Schiffern

Boot und Ladung nahm, sobald sie, und sei es auch durch Noth getrieben, an diesen abgesperrten Küsten landeten. Nun wurde aber der habsüchtigen Kaufmannssippe ein Strich durch ihre Rechnung gemacht durch die beflügelten Eingeborenen der Molukken, indem einige Tauben-Arten, Nashornvögel und auch der Casuar nach wie vor für den Export der Gewürze sorgten, dadurch, dass sie die reifen Früchte sowohl vom Muskatnuss- als Gewürznelken-Baume ohne Consens der verehrlichen Compagnie verzehrten und dann die Kerne, deren Keimfähigkeit durch die Passage der Eingeweide jener Vögel keineswegs beeinträchtigt wird, auf alle Inseln des Archipels verpflanzten. Natürlich wurden die Eingeborenen zu schleunigster Vernichtung dieser unerwünschten Saat aufgefordert, ausserdem aber alljährlich mit dem Gouverneur der Molukken an der Spitze ein „Chor der Rache“ ausgesandt, um die Säumigen in diesem Vernichtungskriege gegen die Gewürzbäume aufzuspüren und etwaige Schmuggler einzufangen. Zur Ausführung dieser Expeditionen, der sogenannten „Hongiefahrten [hongietogten]“, hatten sämmtliche Ortschaften des Gouvernements Amboina, welche ausnahmslos, da die Compagnie, um die Eingeborenen leichter überwachen und beherrschen zu können, keine Kampongs im Innern der Inseln duldete, an der Küste lagen, 60—70 grosse Ruderfahrzeuge zum ausschliesslichen Dienste der Verwaltung zu erbauen, ausserdem alljährlich 6—7000 Eingeborene als Bemannung zu stellen und zwar für fünf bis sechs Wochen, oder auch für längere Zeit. Nachdem die unglücklichen Inselbewohner aufgeboten und erschienen waren, begann der Rachezug unter Anführung des Gouverneurs und verschiedener holländischer Beamten, denen als Stab 60 Soldaten zubeordert wurden und ausserdem eine Anzahl einheimischer Häuptlinge folgen musste. Wehe dem Orte, den diese noblen Banditen heimsuchten! Wie ein Heuschreckenschwarm fiel die ausgehungerte Bande [welche an Bord auf Compagnie-Kosten unzureichend ernährt wurde, so

dass Viele von der Fahrt krank oder gar nicht zurückkehrten] über den betreffenden Kampong her und plünderte denselben ohne Weiteres, meistens mit Wissen der herzlosen Beamten. Gewöhnlich entflohen die Bewohner der Ortschaft schon in die Wälder, sobald sie nur erfuhren, dass der „Tuan besar, der grosse Herr“ [der Gouverneur] mit seiner Horde im Anzuge sei, worauf dann nicht selten die Häuptlinge des Kampongs scharf getadelt wurden, weil ihre Untergebenen sich nicht zur Bezeugung der nöthigen Reverenz eingefunden hätten und ihnen bei Wiederholung dieses crimen laesae majestatis schwere Strafe angedroht wurde. Dann ging man zum Verhören, Ausspioniren und eventuell zum Verwüsten über. Dreimal Wehe dem Orte, an welchem gegen die Vorschriften des Monopols gefehlt worden war! Waren die Schuldigen entflohen, so wurde ihr Häuptling dafür verantwortlich gemacht, in Ketten nach Amboina gebracht und zur Zwangsarbeit verurtheilt; an dem betreffenden Orte aber wurden nicht nur die etwa vorhandenen Muskat- und Nelkenbäume, sondern auch alle Cocospalmen und Fruchtbäume niedergehauen, die Sagowäldchen verwüstet, um so die Bewohner auszuhungern, und sämmtliche Häuser in Asche gelegt. Glaubte der „grosse Herr“, dass es genug sei des grausamen Spieles, so kehrte man nach Amboina zurück, woselbst ein Dankgottesdienst abgehalten wurde und man den Herrn in Hymnen und Psalmen priess, dass er das grosse Werk habe gelingen lassen. Büttel und Scharfrichter aber hatten dann, wie uns François Valentyn, der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts reformirter Prediger in Amboina war, in seinem grossen Werke über Ostindien [Beschrijving van Oud-en Nieuw Oost-Indiën, of Nederlands mogenheid in die Gewesten. Amsterdam 1724—1726] berichtet, „immer alle Hände voll zu thun“. Diese Hongiefahrten wurden unterbrochen, als sich die Engländer der niederländischen Besitzungen in Ostindien bemächtigten und später nach Zurückgabe der Colonien an Holland von dem edlen und menschen-

freundlichen Generalgouverneur Baron van der Capellen eigenmächtig aufgehoben, wenngleich das Gewürzmonopol, allerdings in gemilderter Form, bis zum 1. October 1873 bestanden hat. — In Bezug auf das Muskat-Gewürz führte man das Monopol in anderer Weise durch. Die Holländer hatten nämlich bei der zwischen 1609 und 1627 erfolgten Besitzergreifung der Banda-Inseln die eingeborene Bevölkerung, welche auf 15 000 Seelen geschätzt wurde, grösstentheils getödtet, was aber davon übrig geblieben war, bis auf den letzten Mann als Sklaven weggeführt. Dieses entvölkerte Territorium wurde nun ausschliesslich zum Anbau des Muskatnuss-Baumes bestimmt und zwar legte man auf den Inseln 34 grosse Plantagen „Perken" an mit einem „Perkenier" als Oberverwalter. Diese Perkeniere, zumeist Personen, die bei der Eroberung des Banda-Archipels besondere Dienste geleistet hatten, bekamen von der Compagnie Wohnhäuser, Magazine und eine Anzahl Sklaven gestellt, dazu auch gegen eine feste Vergütung Nahrungsmittel und Kleidung für letztere. Dafür mussten sie aber den ganzen Ertrag der erzielten Aernte an Muskatnüssen und Muskatblüthe zu bestimmten Preisen an die Compagniemagazine abliefern. Auf solche Weise war das Monopol leicht zu handhaben, ohne dass man der Gefahr von Defraudationen besonders ausgesetzt gewesen wäre. Jedenfalls aber hatte dieses System nicht die Härten und Grausamkeiten im Gefolge, wie die Durchführung des Gewürznelken-Monopoles. Das ganze Gewürzmonopol hat jedoch, abgesehen vom Standpunkte der Menschlichkeit, auch von Seiten der Nationalökonomie eine entschiedene Verurtheilung gefunden. Wohl hat diese unheilvolle Einrichtung eine Zeit lang ungerechten Mammon in Menge in die Hände der niederländisch-ostindischen Compagnie gespielt, allein schon viele Jahre, bevor man das Monopol aufgab, verschlang die Aufrechthaltung desselben weit mehr Geld, als das ganze Institut einbrachte. Und wie hatte sich die Concurrenz gestaltet? Bereits im Jahre 1847 kam in London

ein beträchtlich grösseres Quantum von Gewürznelken auf den Markt als in Rotterdam und Amsterdam. Nur die Production von Muskatnüssen hat sich in niederländisch Ostindien gehoben, jedoch gewiss nicht in Folge des verfehlten Monopoles, sondern wohl einzig deshalb, weil dieses Gewürz auf den Molukken in besonders guter Qualität heranwächst. [Auch an der Westküste von Sumatra zieht man gegenwärtig Muskatnüsse mit gutem Erfolge und sollen besonders die von Païnan in den Padang'schen Unterlanden eine recht gesuchte Waare ausmachen]. Ueberhaupt ist es mehr den günstigen Naturverhältnissen, als den Bestrebungen und Einrichtungen der Holländer zu verdanken, dass der indische Archipel schon seit langer Zeit dem Weltmarkte eine so erstaunlich grosse Menge von Colonialproducten zuführt. In nicht unerheblichem Maasse nimmt an der Ausfuhr dieser Colonialerzeugnisse Sumatra und besonders das Gouvernement Sumatra's Westküste Theil, wiewohl bis heute von allen Inseln des niederländisch-indischen Reiches Java den grössten Export zu verzeichnen hat. — Unter allen Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche ist auf Sumatra unstreitig der Reis das wichtigste, obgleich derselbe nur in unbedeutender Menge ausgeführt wird und sich mit dessen Anbau nur die Eingeborenen, nicht aber europäische Unternehmer, befassen. Die Reiscultur liefert ja schon seit langer Zeit dem Malaien seine Hauptnahrung. Die Felder, auf welchen diese Getreideart angebaut wird, Sawah's genannt, liegen vorwiegend im Alluvium der Thäler, oder auch wohl in sanft abfallendem Berggelände und werden gewöhnlich künstlich bewässert. [Trockene Reisfelder, (Ladang's) sind auf der Westküste von Sumatra kaum bekannt]. Letzteres wird in der Weise bewirkt, dass man die ganze zu bestellende Fläche in genau nivellirte Abtheilungen, sogenannte Teller [Piring's] sondert, deren jede mit einem circa 30 cm. hohen, nach der niedrigeren Terasse hin ein Wenig eingeschnittenen Erdwalle umgeben ist. Leitet man nun das Wasser aus einem Bach

oder Fluss auf die obersten Teller des Feldes, so bedeckt dasselbe allmählich die letzteren bis zu einer Höhe von 10 bis 20 cm., fliesst dann aber durch den Wallausschnitt auf die tiefer gelegene Abtheilung, füllt diese wieder soweit, bis es auf die niedrigeren Teller abfliessen kann und so geht es weiter, bis schliesslich das befruchtende Element unten wieder abgeleitet wird. Man pflegt die Sawahs nur einmal im Jahre zu bebauen, nachdem sie schon eine Zeit lang unter Wasser gestanden haben. Der Boden wird dann entweder mit einem primitiven Pfluge aufgerissen, mit dem Spaten umgewendet, oder man treibt auch wohl Büffel durch das feuchte Erdreich, wodurch es förmlich durchknetet wird. Darauf setzt man die in einem besonderen Pflanzgarten herangezogenen Reispflänzchen [Bibit], in ungefähr einem Fuss Abstand von einander, in das Land ein, welches sich nun bald mit einem prächtigen, zarten Grün bedeckt, wie es unsere Getreideäcker im Frühling ziert, und einige Wochen später in ein wogendes Aehrenfeld übergeht. Jedes Reispflänzlein aber lohnt mit mehr als hundertfältigem Ertrage. Auch eine andere Graminee, das Zuckerrohr, findet man sehr häufig angepflanzt und zwar in den schon genannten Ladangs, den mit Feuer und Eisen gelichteten Stellen des Urwaldes. Obschon aber jene Culturpflanze auf dem im westlichen Theile von Sumatra so weit verbreiteten Andesiten und Graniten und dem daraus gebildeten Schwemmlande äusserst üppig gedeiht, wird daselbst nur so viel Zuckersaft gewonnen, wie die Eingeborenen selbst verbrauchen. Eine Zuckerfabrik hat, soviel ich weiss, Sumatra nicht aufzuweisen. Von der Insel Java hingegen, wo sich ähnliche Bodenverhältnisse für die Cultur des Zuckerrohres darbieten, werden alljährlich mehrere Millionen Centner Rohrzucker exportirt, woraus für Holland, namentlich zu jener Zeit, als sich die Concurrenz des Rübenzuckers noch nicht in der Weise geltend machte, wie in den letzten Jahren, ein enormer Gewinn erwuchs. Leider aber hat die niederländische Regierung auch

diesen finanziellen Erfolg nur dadurch zu erringen gewusst, dass sie mit ähnlichen Repressalien gegen die Eingeborenen vorging wie bei der Durchführung des Gewürzmonopols gegen die Bewohner der Molukken. Angebahnt wurde dieses rücksichtslose, höchst ungerechte Verfahren gegen die ursprünglichen Besitzer der Insel Java durch das sogenannte „Cultursystem [kultuurstelsel]", durch dessen Entwurf und Einführung [im Jahre 1830 auf Java; später auch auf der Westküste von Sumatra und in der Residentschaft Menado auf Celebes] sich der ehemalige Generalgouverneur J. van den Bosch kein besonders ehrendes Denkmal in der Colonial-Geschichte gesetzt hat. „Das Cultursystem beruhte wesentlich auf demselben „Princip, wie das durch die Geschichte gebrandmarkte Gewürz„monopol der indischen Compagnie, nämlich durch unfreiwillige „und erzwungene Arbeit der eingeborenen Bevölkerung, gegen „einen unverhältnissmässig geringen Lohn, die werthvollsten „Producte zu erzeugen und dieselben durch die gleichfalls „monopolisirte niederländische Handelsgesellschaft, mittelst von „ihr gemietheter und befrachteter Schiffe, nach Holland über„zuführen, daselbst auf den Markt zu bringen und verkaufen „zu lassen. Zwischen dem alten Gewürzmonopol der ostindischen „Compagnie und dem modernen „Kultuurstelsel" bestand der „alleinige Unterschied darin, dass, während bei ersterem das „Streben darauf gerichtet war, nur verhältnissmässig kleine „Mengen von Gewürznelken und Muskatnüssen, aber zu einem „unverhältnissmässig hohen Preise, zu verkaufen und, wenn der „Vorrath dieser Gewürze die Nachfrage überstieg, lieber den „Ueberschuss zu vernichten, als ihn unter dem einmal fest„gesetzten, übertriebenen Preise abzustehen, das Cultursystem „die werthvollsten indischen Producte in möglichst grosser Menge auf den Markt zu bringen beabsichtigte." Man kann wohl sagen, dass jene weisen, väterlichen Einrichtungen des „Tuan betul besar", „des wirklich grossen Herrn" van den Bosch, welche Holland Tausende von Millionen Gulden eingetragen

haben, seine Untergebenen auf Java fast ebenso hart bedrückt haben, wie einst die unheilvolle Politik der Gewürzkrämer en gros von der indischen Compagnie die armen Molukken-Bewohner. Dieses kam daher, dass man auf Java die Bevölkerung zwang, ihre fruchtbarsten und am Besten bewässerten Reisfelder abzutreten, das heisst der Reiscultur zu entziehen, um darauf für die Mijnheers Zuckerrohr und Indigopflanzen zu bauen. Dass den armen Eingeborenen aber ihr Reis in Einem das ist, was für uns das Getreide und die Kartoffeln zusammen sind, daran hat wohl Excellenz van den Bosch nicht gedacht; ebenso wenig seine Getreuen und Nachfolger, die Beamten, welche ihre „Kultuurprocentjes", Culturdividenden, von den in ihren Verwaltungsdistricten gewonnenen Colonialproducten einzogen, so dass z. B. die Residenten von Paseruan, Surabaja, Bagelen u. a. m. 60—80,000 Gulden als jährliches Gesammteinkommen herauszuschrauben vermochten. Das Cultursystem umfasste alle diejenigen Erzeugnisse, welche für den Weltmarkt Bedeutung besassen, Indigo, Zucker, Caffee, Thee, Tabak und Zimmt, wozu auf den Molukken noch Gewürznelken und Muskatnüsse kamen. Seit dem Jahre 1848 hat sich nun in dieser Beziehung manches zum Besseren gewendet, namentlich hat man die Monopole aufgegeben. Nur von der Regierungs-Caffeecultur will man sich nicht trennen; denn sie scheint viele, sehr viele Gulden abzuwerfen. Dabei aber ist das Gouvernement gegenwärtig bestrebt, die Plantagenbau betreibenden Privatunternehmungen nach Möglichkeit zu unterstützen, was alle Anerkennung verdient. Durch das Cultursystem wurde das Gebiet der Westküste von Sumatra viel weniger betroffen, als Java, da dort die Eingeborenen nur zur Caffeecultur herangezogen wurden, allerdings unter so ungünstigen Bedingungen, dass sie sich auch heute noch nicht mit dem Anbau von Caffeebäumen befreunden können. Und selbst die Gouvernements-Caffeecultur lastet auf den Bewohnern von Sumatra's Westküste nicht so drückend wie auf der Be-

völkerung von Java, die heute noch gezwungen ist, eine bestimmte Anzahl Caffeebäumchen zu ziehen. Zwar giebt es in Holland billig denkende und einsichtsvolle Leute genug, welche einer Zwangscultur des Caffees bei so kläglicher Vergütung der mit dem Anbau verbundenen Unkosten abhold sind und auf deren Abschaffung bezw. Abänderung hinarbeiten, allein die Regierung sieht darin eine viel zu gute Einnahmequelle, um mit ihrem Aussaugungssysteme zu brechen, wenngleich sie die Vergütung an die Eingeborenen pro Pikul [125 amsterdam'sche Pfunde] von 3,75 fl. im Jahre 1872 auf 14 oder 15 fl. gegenwärtig erhöht hat. Die nachfolgende Uebersicht über die Ergebnisse der Gouvernements-Caffeecultur auf der Insel Java in den Jahren 1869 bis 1873, welche der Colonialminister selbst in seinem Rapporte an die Generalstaaten vom 21. Juli 1874 mittheilt, lässt zur Genüge erkennen, in welcher Weise die armen Javanen, welche dieses übrigens längst erkannt haben, von ihren Beherrschern „ausgesogen" werden. [Man verzeihe diesen etwas derben Ausdruck, den jeder billig denkende Mensch, ob Holländer oder Nichtholländer, berechtigt finden muss.]

Jahre	Anzahl der fruchttragenden Bäume, von denen geärntet wurde, mit Ausnahme der Fürstenländer [die Residentschaften Djoejakerta und Surakerta]:	Erhaltene Menge des eingelieferten Caffees, ohne das bei der Entleerung der Packhäuser sich ergebende Mehrgewicht. Pikuls:	Menge des Caffees, die überhaupt an die Regierungsmagazine eingeliefert wurde. Pikuls:	Gesammtkosten des an die Regierung eingelieferten Caffees. Gulden:	Mittlerer Preis, auf den der Pikul Caffee der Regierung zu stehen kommt, berechnet nach der ganzen Menge des Caffees bis in die Magazine, aus denen Ausschiffung stattfindet. Gulden:	Ertrag des Caffees per Pikul auf den in Holland stattfindenden Auctionen der „Nieder-ländischen Handelsmaatschappij". Brutto. Gulden:	Netto. Gulden:
1869	231.009,460	960.588	962.800	13,766,946	14.29⁵	44.44⁴/₁₀	38,76
1870	214,553,997	983,634	986,038	14.279,280	14,48	41.92⁷/₁₀	36,73⁴/₁₀
1871	225,819,430	445,531	446.304	7,115,199	15,97	44,63	39.34⁵/₁₀
1872	226.927,481	948,134	985,961	15,226,630	15,47	54,10	48.36⁶/₁₀
1873	238,079,225	773,838	773 920	12.217,443	15,80	87.20¹/₁₀	60,36³/₁₀

In demselben Berichte spricht sich der Colonialminister folgender Maassen aus: „Die Regierung hat seiner Zeit deutlich ihre Meinung ausgesprochen, dass das Caffeemonopol — die verpflichtete Lieferung des durch die eingeborene Bevölkerung producirten Caffees an das Gouvernement, vorläufig noch fortbestehen müsse, weil das Gouvernement auf die Einkünfte, welche demselben aus diesem Monopol zufliessen, nicht verzichten könne, ohne das finanzielle Gleichgewicht in dem indischen Haushalte zu stören und sich der Mittel zu berauben, deren es bedarf, um auf Indien all' dasjenige verwenden zu können, was für die Entwickelung von Land und Volk unentbehrlich ist. Indessen solle alles Mögliche gethan werden, um die Caffeecultur frei zu machen, und zwar in dem Sinne, dass eine Volkscultur werde, was bis jetzt eine Gouvernementscultur gewesen sei. Deshalb müsse dahin getrachtet werden, nicht blos alle Beschwerden hinweg zu räumen, die bis jetzt noch für die Bevölkerung mit der Caffeecultur verbunden sein möchten, sondern es müsse auch durch eine gute Bezahlung diese Cultur bei der Bevölkerung so beliebt gemacht werden, dass die Anpflanzungen, welche von derselben gegenwärtig nur auf höchsten Befehl geschähen, künftighin freiwillig und aus eigenem Antrieb stattfänden." Fürwahr, Worte verlockend und süss wie Honigseim! Aber wie steht es mit der Ausführung derselben? Noch in den Jahren 1888 und 1889, während welcher Zeit ich im malaiischen Archipel verweilte, bestand die gute Bezahlung in 14 fl., und die Regierung machte nach wie vor ihr gutes Geschäft mit dem Caffee, welchen sie von den Eingeborenen erpresst hatte, ohne jedoch auf Indien die Geldmittel zu verwenden, welche, wie schon gesagt wurde, zu einer gesunden, kräftigen Entwickelung dieser Colonien aufgeboten werden müssten. Durch verwerfliche Engherzigkeit, nicht durch die ungünstige Finanzlage in Bezug auf das indische Budget, wird die Regierung in Wahrheit bewogen, den Druck der Gouvernements-Caffee-

cultur in ihrer heutigen Gestalt weiter auf der eingeborenen Bevölkerung ihrer östlichen Colonien lasten zu lassen. Der Zwangscultur an sich möchte ich hier, wenigstens für das Gebiet von Sumatra's Westküste, sogar das Wort reden, insofern dadurch der überaus träge Malaie, den das Gouvernement sogar hinsichtlich des Reisbaues bevormunden muss, damit er wenigstens für sein tägliches Brod Sorge trage, zu nützlicher Thätigkeit angehalten würde und zu einigem Wohlstande gelangen könnte, aber die Regierung darf nicht wie ein Geizhals ihre Hand ängstlich auf dem Beutel halten und die Arbeit des Eingeborenen nicht zu karg bezahlen, damit derselbe Freude daran finde, sich aber nicht mit verstärktem Abscheu von ihr abwende. „Arbeit ist des Lebens Balsam, Segen ist der Mühe Preis"; diese Worte würde der zur Caffeecultur gezwungene Malaie sicherlich nicht unterschreiben; denn seiner Arbeit fehlt bis heute aller Segen. Ja nicht einmal den Mitgenuss von dem, was sie durch ihrer Hände Fleiss dem Boden abgewinnen, hat man jenen armen Teufeln gestattet, indem es streng verboten ist, für den Hausbedarf selbstgebauten Caffee zu gebrauchen, ohne ihn erst der Regierung wieder abzukaufen. Da waren doch die mosaischen Gesetze bei allen ihren Härten noch viel menschlicher; denn es war sogar verboten, dem Ochs und Esel auf der Tenne das Maul zu verbinden. Weil aber die Eingeborenen nun grosse Verehrer des Caffees sind, so bereiten sie sich in Ermangelung der ihnen vertheuerten Bohnen einen Absud von den Blättern des Caffeebaumes, ein miserables Getränk, wie ich mich verschiedentlich überzeugt habe, als man mir mitten in den Caffeeplantagen nur einen Blätterextract darzureichen vermochte. In Anbetracht dessen, dass der malaiische Archipel in vielen seiner Theile ausserordentlich günstiges Terrain für den Caffeebau darbietet und auch an Arbeitskräften für diesen Zweck auf den meisten Inseln kein Mangel ist, dazu aber die hier erzeugten Caffee's im Ganzen

eine sehr gesuchte Waare auf dem Weltmarkte bilden, ist nicht daran zu zweifeln, dass die Regierung bei angemessener Bezahlung des in ihre Magazine zu liefernden Caffees das Doppelte der bisherigen Production, ja vielleicht noch mehr, auf den Markt bringen könnte, dazu in ihren Colonien den Grund zu grösserem Wohlstande legen und für sich ebenso gute finanzielle Erfolge zu verzeichnen haben würde wie heute. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber lässt sich Holland, trotzdem ihm für die Caffeecultur überaus umfangreiche und geeignete Territorien zur Verfügung stehen, von anderen Caffee producirenden Ländern allmählich überflügeln, indem seine Colonien entweder eine nur langsame Steigerung, oder gar einen Rückgang der Production aufzuweisen haben. Zwar hat das niederländische Gouvernement seit dem Jahre 1848 dem europäischen Capital Gelegenheit zur Caffeecultur in seinen ostindischen Besitzungen geboten, allein derartige auswärtige Unternehmungen werden niemals zu so grossartigen Resultaten führen, wie eine in verständiger Weise von der Regierung im Grossen betriebene Plantagenwirthschaft. Soweit meine Kenntniss der indischen Verhältnisse, namentlich der Sumatra's reicht, möchte ich ein in entschieden humanerer Weise vom Gouvernemente durchgeführtes Cultursystem gewiss nicht verurtheilen. Die Arbeit der Eingeborenen aber in der Weise auszunutzen, wie es heute geschieht, scheint mir im höchsten Grade verwerflich. Der Anbau und die Unterhaltung der Caffeeplantagen ist keineswegs so leicht, wie man sich meistens vorstellt, der Ertrag an Caffee im Verhältniss zu der Anzahl der Bäumchen und dem damit bestandenen Areal nicht sonderlich gross, dazu aber die Aernte und die Zubereitung der Bohnen für den Markt mit recht viel Mühe und Arbeit verbunden.

Auf Sumatra's Westküste stellt der Caffee zweifellos das wichtigste der zum Export kommenden Colonialproducte dar und erfreuen sich die Sumatra-Marken im Handel grosser Be-

liebtheit. Der Anbau erstreckt sich auf dieser Insel über das Gelände in 500—1500 m. Meereshöhe, zumeist im Bereiche andesitischer oder granitischer Gesteine, deren Verwitterungsproducte dem Caffeebaume besonders zuzusagen scheinen. Auch auf Java, in der Residentschaft Menado [Celebes], auf Ceylon, in Brasilien, Arabien und anderen Caffee bauenden Gegenden bilden dieselben oder ähnliche Gesteine den Untergrund der Plantagen. Auf Sumatra werden letztere an solchen bewaldeten Stellen angelegt, wo sich im Laufe der Zeit eine oft mehrere Meter mächtige (!) Humusschicht, welche die Caffeepflanze, um sich kräftig zu entwickeln, nicht entbehren kann, gebildet hat. Man rodet zu diesem Zwecke den Urwald an der betreffenden Stelle entweder ganz aus und setzt später zwischen die Caffeebäumchen in bestimmten Entfernungen Pflänzlinge von schnell wachsenden, reichen Schatten gebenden Waldbäumen, namentlich von Erythrina indica Lam., im Javanischen „Dadap" genannt [weshalb man den in solchen Plantagen gezogenen Caffee als Dadap-Caffee bezeichnet], oder man lässt bei dem Ausroden einzelne Bäume des Urwaldes stehen, säubert den Boden zwischen ihnen von jeglichem Pflanzenwuchs und setzt hier die jungen Bäumchen ein. Es ist nämlich von grosser Wichtigkeit, den Caffeebaum, besonders wenn er noch klein ist, vor der allzu starken Einwirkung der Sonne zu schützen. So habe ich verschiedene Male in den Padang'schen Oberländern Pflanzungen gesehen, wo man diese Bedingung ausser Acht gelassen hatte und in Folge dessen sämmtliche Caffeebäumchen ein krankhaftes Aussehen besassen. Auf Java wird der Caffeebaum [ungleich häufiger als auf Sumatra] auch zur Umzäunung von Hofräumen, ja von ganzen Dörfern angepflanzt und kommt der aus solchen Hecken herrührende Caffee unter dem Namen „Pagger-Caffee" in den Handel. Der Caffeebaum beginnt im dritten oder vierten Jahre Früchte zu tragen, erreicht mit circa zehn Jahren das Maximum seiner Ergiebigkeit und ist mit zwanzig Jahren vollständig unfruchtbar.

Er erreicht eine Höhe von 3, auch wohl 5 m. Dort, wo die Caffeeanpflanzungen ausgedehnte Lücken in den Urwald brechen, erhält die Landschaft eine den Nordländer sehr anheimelnde Physiognomie, wie auch ein Spaziergang durch solche Plantagen, in denen einzelne Bäume des früheren Urwaldes des Schattens wegen verschont geblieben sind, den aus dem mittleren Europa Kommenden lebhaft an die Hochwälder seiner Heimath erinnert, um so mehr, als auch die Temperatur, welche in diesen meistens sehr hoch gelegenen Caffeewäldern herrscht, sich mehr der jener nördlichen Gegenden nähert.

Tabak wird von der Westküste Sumatra's kaum exportirt, jedoch in den Oberländern an zahlreichen Stellen angebaut. Die gewonnenen Blätter, so viel ich weiss, nur von Nicotiana rustica, dem Bauerntabak, herrührend, haben auf dem europäischen Markte keine gute Aufnahme gefunden, werden aber von den Malaien, wie gesagt, mit wahrer Leidenschaft geraucht. Mit der Einwanderung der Chinesen ist auch Nicotiana chinensis Fisch. über den malaiischen Archipel verbreitet worden. Wer aber den von dieser Pflanze gewonnenen, freilich mit Oel getränkten Tabak einmal nach chinesischer Weise geraucht hat, wird jeden Sterblichen von seinem Genusse abrathen; denn man wird durch den Rauch desselben unwillkürlich an eine erlöschende Rüböllampe erinnert. Im östlichen Theile von Sumatra, besonders in der Umgegend von Deli, wird schon seit Jahren Tabak für die Ausfuhr und zwar mit solchem Erfolge gezogen, dass die sich damit befassenden Plantagen-Gesellschaften [Deli Maatschappij] in einzelnen Jahren eine das Actiencapital weit übersteigende Dividende zu vertheilen vermochten. Der Deli-Tabak ist in der Cigarren-Branche, besonders auch wegen seiner zarten Rippen, zur Herstellung des Deckblattes der Cigarren sehr begehrt, doch soll die Qualität desselben wie auch die Ergiebigkeit der Plantagen von Deli bedeutend nachlassen, was bei dem dort betriebenen Raubbausystem nicht überraschen kann. Indessen scheint Borneo,

dessen Bodenverhältnisse zum Theil denen der Umgegend von Deli gleich sind, in neuerer Zeit Ersatz für die Deli-Tabake zu bieten. Auch bei Indrapura an der Westküste von Sumatra macht man gegenwärtig Versuche in dieser Richtung, die, wie ich erfahre, bis heute recht viel versprechen sollen.

Zimmt, ein Colonialproduct, welches bei den Holländern noch in gutem Renommée stehen muss, indem ehemals die niederländisch-ostindische Compagnie, als sie noch auf Ceylon ihre Factoreien besass, aus diesem Gewürze durch Handhabung eines gleich harten Monopoles wie jenes auf den Molukken einen ganz erheblichen Gewinn zog, wird auf Sumatra's Westküste, wenn ich nicht irre, nicht gewonnen. Und doch trifft man die dem ächten Zimmtbaume [Cinnamomum zeylanicum] so nahe verwandte Zimmtcassie, deren Rinde den ächten Zimmt mehr und mehr zu verdrängen scheint, hier sehr häufig wildwachsend an. Allerdings muss der Anbau von Zimmtbäumen im Ganzen nicht mehr sehr lohnend sein; denn er ist wie auf Ceylon so auch auf Java sehr zurückgegangen. Ebenso scheint man auch auf den Antillen, in französisch Guiana und in anderen Gegenden sehr wenig damit reussirt zu haben.

Vanille wird im Gouvernement Sumatra's Westküste kaum erzeugt. So viel mir bekannt ist, befindet sich eine Anpflanzung dieser Orchideen nur in der Nähe von Padang, wo die Befruchtung derselben, da es bisher nicht gelungen ist, das die Uebertragung des Pollen [also die Befruchtung] vermittelnde Insect nach dem malaiischen Archipel überzuführen, gerade so wie auch auf Java, auf künstlichem Wege bewirkt wird.

Pfefferarten werden zwar im Gouvernement Sumatra's Westküste überall in den schon mehrfach genannten Ladangs cultivirt, doch ist der Ertrag nur für den Consum der Eingeborenen selbst bestimmt. [Von dem benachbarten Atschin und von Bengkulen aus wird eine grosse Menge Pfeffer in den Handel gebracht.] — Den Kakaobaum [Theobroma Cacao L.] habe ich nur ein einziges Mal als Ziergewächs im Oberlande

angepflanzt gesehen, wo er allerdings reiche Früchte trug. Wichtig dagegen für die Ausfuhr ist der aus Dryobalanops Camphora Colebr., dem auf Borneo einheimischen Kampherbaume gewonnene Baros- oder Sumatra-Kampher, welcher jedoch nur in den nördlichen Districten der West- und Ostküste erzeugt wird. — Aus dem Gebiete von Sumatra's Westküste gelangt ferner eine nicht ganz unerhebliche Menge von werthvollen Harzen, welche die Eingeborenen von den Bäumen einiger Retinodendrum- und Podocarpus-Arten sammeln, in den Handel, ebenso auch das von Isonandra Gutta gewonnene Gutta Perka [richtiger Getah Pertjah genannt]. Auch der aus dem Holze verschiedener Kletterpalmen bestehende Rotang ist Gegenstand der Ausfuhr. Dagegen gelangt von dem Reichthum Sumatra's an vorzüglichen Nutzhölzern bis heute noch nichts nach Aussen. Der auf Java durch eine geordnete Forstwirthschaft gegenwärtig mehr geschützte Teak- oder Djatti-Baum [Tectona grandis] findet sich auf Sumatra nur vereinzelt und scheint hier auch nicht besonders gut zu gedeihen. — Wie gross auch heute schon die Menge werthvoller Producte aus dem Pflanzenreiche ist, welche die Insel Sumatra von ihrem Ueberflusse an den Weltmarkt abgiebt, so ist eine umsichtige Colonialverwaltung doch im Stande, das fruchtbare Eiland zu einem noch weit ergiebigerem Productionsfelde zu gestalten.

Viel weniger freigebig als das Pflanzenreich zeigt sich auf Sumatra das Mineralreich. Das Ophir Salomon's, reich an Gold und edlen Gesteinen, ist überall, nur nicht hier zu suchen, mögen auch einige Schwärmer kühn das Gegentheil behaupten. Der geologische Aufbau des malaiischen Archipels ist kurz beschrieben, folgender: Die Basis und den Kern desselben bilden Granite, Syenite, Phyllite und andere archaeische Gebilde, welche im Westen auf der malaiischen Halbinsel beginnend von der Ostküste Sumatras bis an den westlichen Abhang des Barissan-Gebirges reichen, sich weiter östlich über die Lingga- und Tambelan-Gruppe erstrecken, die gewaltige Insel

Borneo und ebenso Celebes mit Ausnahme ihres Nordostarmes [Residentschaft Menado] hauptsächlich aufbauen und sich bis zu den Xulla-[Sula-]Inseln hinziehen. Dieses mächtige Urgebirgsmassiv, welches an einzelnen Stellen von kleineren Partien carbonischer Kalke überlagert wird, muss sich im Anfange der Tertiärzeit gesenkt haben, so dass der Zusammenhang seiner Theile unter den Meeresfluthen verborgen wurde. Später, aber noch während der Tertiärperiode, begann sich das ganze Gebiet wieder zu heben und hebt sich noch heute, so dass einzelne Sedimente tertiären Alters gegenwärtig schon beträchtlich hoch über dem Meeresniveau liegen und die zwischen die genannten Urgebirgsterritorien tretenden Theile der See nur noch geringe Tiefe besitzen, daher bei stetig fortschreitender Hebung in nicht allzu ferner Zeit das colossale Urgebirgsmassiv als ein Ganzes wieder zu Tage treten wird. Bei diesen grossartigen Veränderungen in der Configuration des malaiischen Archipels hat der Vulkanismus, jene riesenhafte vom Innern der Erde gegen deren Rinde wirkende Kraft eine wichtige Rolle gespielt. Die Energie des unterirdischen Feuers offenbart sich hier wie überall besonders innerhalb der gewaltigen Bruchlinien, welche an der Gränze von Land und Meer durch Faltungen [Hebungen] der Erdrinde entstanden sind. Eine solche vulkanische Linie, von mehr als tausend Meilen Länge, zieht sich von Kamtschatka um das ganze östliche Asien herum, dann über die Philippinen und Molukken bis zum malaiischen Archipel hin, umgiebt diesen nach Osten, Süden und Westen und endigt in einem Vulkane auf dem Barren-Island im Meerbusen von Bengalen. Der Verlauf dieser vulkanischen Erhebungslinie ist im malaiischen Archipel bezeichnet durch eine Reihe theils noch thätiger, theils erloschener Feuerberge und durch colossale Anhäufungen von vulkanischem Materiale, welche sich wie ein Kranz um das beschriebene Urgebirgsmassiv legen und entweder allein oder in Verbindung mit sedimentären, hauptsächlich aus der

Tertiärzeit herrührenden Ablagerungen eine Menge grösserer und kleinerer Inseln aufbauen. Fast ohne Ausnahme [Basalt] sind es andesitische Massen gewesen, welche hier aus dem Erdinnern emporgedrungen sind. Noch viel grossartiger als in der Jetztzeit muss die vulkanische Thätigkeit im malaiischen Archipel während der Tertiärperiode gewesen sein, wo die feuerflüssigen Massen selbst die inneren Partien des gedachten Urgebirgsmassives durchbrochen haben [wie z. B. auf Borneo]. Die ganze Gebirge formirenden älteren Andesite legen von dieser lebhaften Reaction des Erdinnern gegen seine Oberfläche beredtes Zeugniss ab. In jener Zeit, in welcher wir den Vulkanismus auf den malaiischen Inseln eine so ausserordentliche Thätigkeit entfalten sehen, haben sich hier auch Sedimente von grosser Mächtigkeit, zwischen welchen namentlich auf Sumatra und Borneo ausgedehnte Braunkohlenlager eingebettet liegen, gebildet. Aus älteren Perioden als der tertiären liegen nur wenige Sedimentgesteine vor, nur Kohlenkalk und Schiefer von carbonischem oder devonischem Alter, welche an zahlreichen Stellen von diabasartigen Gesteinen durchbrochen sind.

Wie aus dem Vorhergehenden erhellt, muss zwischen den einzelnen Inseln des malaiischen Archipels in Bezug auf ihre geologischen und speciell petrographischen Verhältnisse eine grosse Aehnlichkeit bestehen. Im Anschlusse an diese Erläuterungen möchte ich einen Ueberblick über das Vorkommen von Erzen und anderen nutzbaren Mineralien auf Sumatra geben.

Im Bereiche der archaeischen Formation, oder des Urgebirges, tritt sowohl auf Sumatra als auch weiter im Osten, auf Banka, Borneo und anderen Inseln Gold auf, welches von Alters her Gegenstand der Gewinnung gewesen ist. Auf der Westküste von Sumatra findet man namentlich im Verbreitungsgebiete der Phyllite nicht selten Goldwäschen und verrathen die ausgedehnten Halden und zahlreichen Pingen, welche Arbeit man es sich hat kosten lassen, um hier dem

gelben Edelmetall auf die Spur zu kommen. Reichthümer hat jedoch bis heute noch kein Malaie bei diesem primitiven Bergbau gesammelt. Wie mir gegenüber ein holländischer Controleur treffend bemerkte, ist es ein wahres Unglück für die Eingeborenen, wenn sie irgendwo Gold finden. In seinem Verwaltungsdistricte, so sagte mir der genannte Herr, verdienten Goldwäscher keine 15 Cents [25 Pfennige] pro Tag. An anderen Stellen, wo man in diesem Gesteine gräbt, ist es nicht besser damit bestellt; vor Allem aber finden europäische Unternehmer hier nur ein sehr undankbares Feld und kann man daher vor verführerischen Verlockungen hierzu nicht eindringlich genug warnen. Dagegen warten im Bereiche der granitischen Gesteine wahrscheinlich noch bedeutende, mit gutem Gewinn abzubauende Zinnerzlagerstätten des europäischen Unternehmungsgeistes. Auf Malakka und Banka sind solche Zinnsteinlager schon seit längerer Zeit Gegenstand des Abbaues gewesen und hat man von dort bereits grosse Quantitäten Zinn auf den Weltmarkt gebracht. Die Zinnschätze Billiton's sind jedoch erst vor verhältnissmässig kurzer Zeit in Angriff genommen und zwar besonders durch eine europäische Bergbaugesellschaft, deren financielle Verhältnisse äusserst günstig liegen. Vom geologischen Standpunkte aus ist man nun zu der Vermuthung berechtigt, dass es in den inneren Partien des malaiischen Archipels, soweit an deren Aufbau das oben besprochene, weit ausgedehnte Urgebirgs- beziehungsweise Granitmassiv, zu welchem ja auch das Gebirge von Banka, Billiton und Malakka gehört [oder aus dem es als Schwemmland entstanden ist] Theil nimmt, vielleicht noch weitere Districte giebt, in denen grössere Zinnvorräthe aufgespeichert liegen. Es stützt sich diese Vermuthung darauf, dass die überall im Innern des Archipels so überraschend ähnliche orographische Verhältnisse bedingenden Gesteine jenes grossen Granitterritoriums, eine grosse Uebereinstimmung in ihrem ganzen Habitus zeigen sollen. Auch glaube ich nicht unerwähnt lassen zu

dürfen, dass sowohl in Reisebeschreibungen als in geographischen Werken das Vorkommen von Zinn auf Celebes, Borneo, auf der Ostküste von Sumatra und einigen kleineren Inseln erwähnt wird. Namentlich scheinen mir bergmännische Versuche an der Ostküste Sumatra's recht gute Aussicht zu bieten, auf abbauwürdige Lagerstätten dieses stark begehrten, in seinem Vorkommen sehr beschränkten Metalles zu stossen, welches in seiner in der Natur gewöhnlich vorkommenden Form als Oxyd, als Zinnstein, gar leicht übersehen wird, da letzterer ein sehr unscheinbares, nicht metallglänzendes Mineral darstellt. Jedenfalls beruht eine industrielle Speculation in diesem Sinne auf einer viel gesunderen Basis, als das oft unbegreifliche Suchen nach dem bestechenden, gelben Edelmetalle, von dem man vielleicht behaupten darf, dass auf seine Gewinnung mehr Arbeit und Geld auf der ganzen Welt verwendet worden ist, als die Gesammtmasse des gewonnenen Goldes an Werth repräsentirt. Voll und ganz gilt diese Behauptung für das Gebiet der Westküste Sumatra's, indem hier, weniger innerhalb der Gränzen der Urformation als im Bereiche der älteren andesitischen Gesteine, zur Gewinnung recht geringer Mengen Gold eine unglaubliche Summe von Geld und Arbeit verschwendet worden ist. Man kann freilich nicht läugnen, dass die Eingeborenen hin und wieder mit Vortheil in den Andesit-Territorien Gold waschen, namentlich dort, wo der Arbeitslohn ein sehr geringer und überhaupt wenig Gelegenheit zur Lohnarbeit vorhanden ist, wie in der Republik Corintji, allein so oft sich das europäische Capital an dieses Unternehmen gewagt hat, hat es stets mit bedeutenden Verlusten gearbeitet. So ist es vordem auch der niederländisch-ostindischen Compagnie ergangen, welche jenen Bergbau mit Tausenden von Sklaven betrieb und eine vor wenigen Jahren gegründete Actiengesellschaft, welche die Erbschaft der Compagnie antrat, hat keine besseren Erfahrungen damit gemacht. Wie in den andesitischen Gesteinen von Südamerika, Nevada

und Ungarn sind es Fahlerze mit grossem Silber- und Goldgehalte, aus denen sich besonders an der Oberfläche des Gebirges gediegenes Gold abscheidet. Leider aber zeigen sich diese Fahlerz-Vorkommen so wenig reich und nehmen, wie fast alle edele Erze führenden Gänge in den Massengesteinen, nach der Tiefe so schnell an Gehalt ab, dass an einen gewinnbringenden Abbau um so weniger zu denken ist, als sich die Betriebskosten für den Bergbau auf Sumatra ausserordentlich hoch stellen. [So wurde beispielsweise auf einer mitten im Urwalde gelegenen Grube das Brennholz für die Dampfkessel wegen des hohen Arbeitslohnes, der bei der trägen Arbeit der Malaien darauf fiel, so theuer, dass man sich entschliessen musste, zur Heizung australische Kohlen zu verwenden, obgleich dieselben durch den Transport sehr kostspielig wurden. Man kann wohl mit Bestimmtheit behaupten, dass in dem Andesitgebirge von Sumatra niemals ein lohnender Bergbau [wohl vielleicht Goldwäschen] betrieben werden wird; denn wenn auch die zu den Gemengtheilen der Andesite gehörenden Augite und Hornblenden nicht arm an Silber und Gold sind, so ist doch die Auslaugung des ganzen Gesteines, namentlich nach der Tiefe zu, viel zu wenig vorgeschritten, viel weniger als im andesitischen und trachytischen Gebirge von Ungarn, von Südamerika [Chile, Bolivia] gar nicht zu reden. Auch die Vorkommnisse von Eisen-, Blei-, Quecksilber- und anderen Erzen erweisen sich durchgehends zu arm, dazu auch meistens als zu ungünstig gelegen, um zu erfolgreichem Bergbaubetriebe Hoffnung zu geben. Und doch liegt in den Bergen des westlichen Sumatra noch ein reicher Schatz von nutzbaren Mineralien ungehoben. Es sind das die „schwarzen Diamanten“, die Kohlen des Umbilien-Feldes in den Padang'schen Oberländern. Ich habe zwar nur einen kleinen Theil dieses Kohlenrevieres gesehen, muss aber gestehen, dass mich das reichlich 6 m. mächtige Flötz, welches man mir im Sungei-Durian-Districte zeigte,

sehr überrascht hat. Dazu kommen noch verschiedene andere Flötze von 2 m. Mächtigkeit. Allerdings enthält das Umbilien-Feld keine Steinkohlen, sondern nur Braunkohlen eocänen Alters, also aus der ältesten Tertiärzeit stammend, da jedoch diese Kohlen so ungemein arm an organischen Säuren sind, wie nur sehr wenige Braunkohlen, dazu aber nach Ausweis zuverlässiger Analysen im Durchschnitt 77 % Kohlenstoff [nebst 6 % Wasserstoff, 13 % Sauer- und Stickstoff und 4 % Wasser] bei einem specifischen Gewichte von 1,25 enthalten, so haben dieselben für industrielle Zwecke den Werth von recht brauchbaren Steinkohlen. Nach genaueren Untersuchungen sollen sich in dem Umbilien-Revier nicht weniger als 200 Millionen Tonnen [à 1000 Kilo], also 20 Millionen Doppelwagen, Kohlen abbauen lassen, und hat sich in Folge dessen das niederländische Gouvernement veranlasst gesehen, das sehr ungünstig gelegene Kohlenrevier mit der Küste durch eine Eisenbahn, welche bei combinirtem Adhäsions- und Zahnrad-Betriebe ganz bedeutende Höhendifferenzen zu überwinden hat, zu verbinden. Nachdem dieser Schienenweg im Laufe der nächsten Jahre fertiggestellt sein wird, soll auch mit der Ausbeutung des Kohlenfeldes begonnen werden. Mag sich auch der Abbau der Kohlen wegen der nach meiner Ansicht sich sehr bemerklich machenden Verwerfungen innerhalb der einzelnen Flötze, schwieriger gestalten als man vorläufig anzunehmen geneigt ist und mag sich auch die Umbilien-Kohle als Heizungsmaterial für transatlantische Dampfer nicht bewähren, so muss man doch immerhin der niederländischen Regierung alle Anerkennung zollen, wenn sie in diesem Falle von ihrer oft allzu grossen Engherzigkeit abgehend, die Geldmittel nicht scheut, um einer allem Anscheine nach doch rentablen, grossartigen Bergbauunternehmung ihre Entstehung zu ermöglichen, umsomehr als durch die Anlage der besprochenen Eisenbahnlinie, welche nicht nur von Padang über Padang-Pandjang nach dem Um-

bilien-Felde führt, sondern auch als Zweigbahn von Padang-Pandjang ausgehend Fort de Kock, den wichtigsten Punkt der Oberländer, mit der Hauptstadt und der Küste verbindet, ein grosser Theil der Oberländer dem Verkehre erschlossen und die Beherrschung und Verwaltung dieser Gebiete dadurch ungemein erleichtert wird. Wie fast überall, so werden auch auf Sumatra dem Eisenwege, welcher ein reiches Kohlenfeld aufschliesst, industrielle Unternehmungen folgen, zwar nicht eine grossartige Eisen- und Stahlindustrie, welche hier keine Erze antrifft, wohl aber Fabrikationszweige anderer Art; vielleicht das keramische Gewerbe, welches hier vorzügliches Material und ein weites Absatzgebiet finden würde, die Papierindustrie, die Holzdestillation u. A. m.

Wenn man mit unbefangenem Blicke auf die Plantagenwirthschaft und den Bergbau in niederländisch Indien und deren Geschichte schaut, so lässt sich nicht verkennen, dass vom nationalökonomischen Standpunkte aus betrachtet auf diesem Gebiete arge Sünden begangen sind und noch heute begangen werden. Wo ist allerdings ein Land, in welchem nicht in dieser Beziehung gesündigt wäre? Aber je eher man von den falschen Wegen abgeht, um so besser ist es; denn der entstehende Schaden kann häufig nicht wieder gut gemacht werden. So sind zum Beispiel, um zum malaiischen Archipel zurückzukehren, die Zinnfelder auf Banka, ich möchte sagen, durch Raubbau geschändet und bedeutende Schätze dieses gesuchten Metalles für Immer der Verwendung entzogen, bevor man zur Einsicht gekommen ist und den Bergbau auf dieser Insel in bessere Bahnen gelenkt hat. Auch in den Urwaldungen, welche heute noch Sumatra und fast alle Inseln des indischen Archipels bedecken, liegen enorme Schätze aufgehäuft, weniger in dem Holzbestande derselben, als in den erstaunlich mächtigen Humusablagerungen, welche die Natur daselbst im Laufe vieler Jahrhunderte gebildet hat. Diese unglaublich grossen Vorräthe an Dungstoffen, von denen die

üppig gedeihende, den Menschen mit den köstlichsten Gaben beschenkende Pflanzenwelt der malaiischen Inseln ihre Hauptnahrung empfängt, aufzusparen und vor Verschleppung zu bewahren, sollte aus nationalökonomischen Gründen eine der ersten Sorgen der holländischen Colonialverwaltung sein. Es lässt sich das aber einzig und allein durch vernünftigen Schutz des Urwaldes erreichen; denn wo man diesen auf grössere Strecken ausrodet, da öffnet man den in so erstaunlich grosser Menge herniederströmenden Wassern der Atmosphäre den Weg, um die Humusdecke und auch die Dammerde durch Bäche und Flüsse in's Meer zu entführen. Besonders ist dieses dort der Fall, wo steile Bergabhänge gänzlich vom Walde entblösst werden, da sich die treibende Kraft des Wassers auf der schiefen Ebene so ungemein vervielfältigt. Es erscheint daher gewiss gerade in den Tropengegenden gerathen, in die Waldungen, die grossen natürlichen Filter, welche das aus der Atmosphäre niederkommende Wasser durchsickern lassen, ohne dass nennenswerthe Mengen von Dungstoffen mitgerissen werden, unbedachtsam keine grossen Lücken zu schlagen, welche selbst die Triebkraft des tropischen Pflanzenwuchses nicht wieder auszufüllen vermag. Allerdings bemächtigt sich die Pflanzenwelt mit unglaublicher Schnelligkeit wieder des von Wald entblössten, durch übertriebenen Anbau ausschmarotzten Bodens, allein es sind nur Wuchergräser, die sich auf demselben einstellen [Imperata arundinacea, das Alang-Alang-Gras und Saccharum spontaneum, das Glaga-Gras], schwer auszurottende Unkräuter, welche keine andere Pflanze neben sich aufkommen lassen. Ich kenne keine anderen Unkräuter, welche sich mit solcher Gier des Bodens bemächtigen, wie diese. Wo man sich auch auf Sumatra umschauen mag, da erblickt man entweder den Urwald, menschliche Culturanlagen, oder solche Grasfelder, Alang-Alang-Felder genannt, welche der Landschaft ein ödes, unfreundliches Gepräge verleihen. Ursprünglich sind diese Wuchergräser in einzelnen trockenen

Terrains mit stark eisenschüssigem Thonboden heimisch gewesen; allein sie bedecken heute, mehr noch auf Sumatra als auf Java, endlose Flächen, welche einst mit dem üppigsten Urwalde bestanden waren. Wo man aber auf fruchtbarem Untergrunde, z. B. im Bereiche des Granites und Andesites, jene ausgedehnten Grasflächen, gemischt mit niedrigen Farnkräutern erblickt, da kann man mit Sicherheit darauf schliessen, dass es der Mensch war, welcher durch unüberlegtes Handeln diese Graswüsteneien an der Stelle des ehemaligen Urwaldes geschaffen hat. Und das ist nicht nur auf Sumatra, auf Java, und anderen malaiischen Inseln, sondern überall in den Tropenregionen in Asien, Afrika und Amerika, wie es scheint, der Fall. Bei meinen Reisen auf Sumatra habe ich, namentlich in den Padang'schen Oberländern, solche Landstriche zu Gesichte bekommen, wo man nach dem Untergrunde zu schliessen eine üppige Vegetation hätte erwarten sollen, in denen sich aber nur endlose Grasflächen ausbreiteten. Sicherlich haben die Eingeborenen die Fruchtbarkeit des Bodens dort schon sehr frühe erkannt, haben ihn ausschmarotzt und dann später den wuchernden Gräsern überlassen. Grosse Theile der Battaländer, welche von jeher dicht bevölkert waren und in welchen, nach den übrig gebliebenen Denkmälern zu schliessen, die fleissigen Hindus vor Zeiten ihre Hände geregt haben, sind heute zu solchen Graswüsten geworden, weil sich dort, wo der Pflug und Spaten ruht, sofort das Alang-Alang- und Glaga-Gras breit macht, was man auch auf Java in den am Dichtesten bevölkerten Gegenden beobachten kann. Auch in Sumatra's Süden, in der Landschaft von Passumah [der Gegend von Tebing-Tinggi und Lahat], einer in den fünfziger Jahren durch Kriege verwüsteten Culturlandschaft, ziehen sich viele Meilen weit solche mit eintönigem Wüstengrase bewachsene Flächen hin. Wahrlich überall warnende Beispiele genug, wie leicht es in diesen Ländern ist, durch vernunftloses Vorgehen gegen den Wald und sinn-

lose Ausnutzung des Bodens, die fruchtbarsten Landstriche in Wüsteneien zu verwandeln! Solche Misswirthschaft wird aber nicht allein von Seiten der unwissenden, nicht sonderlich weit denkenden Eingeborenen betrieben, sondern gerade so gut von Seiten der Europäer, welche hier ihre Plantagen anlegen und sich wenig darum kümmern, was später aus dem ausgenutzten Terrain wird. Après nous le déluge! Und die Regierung schaut ruhig zu, wie ihre Besitzungen verwüstet werden!

Als Beispiel, wie kurzsichtig man zuweilen bei der Anlage von Plantagen ist, möge Folgendes dienen: Bei meiner Rückkehr vom Vulkan Talang nach Padang besichtigte ich auch eine weit ausgedehnte Caffeepflanzung [ein europäisches Unternehmen] in unmittelbarer Nähe von Lubu-Selassa [Lubuq Sulasi]. Die Plantage, welche, wie man mir sagte, damals noch keine acht Jahre bestand, zeigte nur hie und da einen jener schattigen Waldbäume, welche man zum Schutze der Caffeebäumchen entweder anpflanzt oder als Reste des Urwaldes stehen lässt. In Folge dessen besassen fast sämmtliche Caffeebäumchen ein kränkliches Aussehen und war der Boden der Plantage, hauptsächlich wohl durch den Regen fast gänzlich von der Humusdecke entblösst. Eine Kunstdüngung zeigte sich erfolglos. Dabei geht der Ertrag der Pflanzung rapide zurück und wird sich an deren Stelle nach wenigen Jahren ein umfangreiches, ödes Alang-Alang-Feld ausbreiten. Die sogenannten Waldplantagen, in welchen die Eingeborenen meistens den Caffee für das Gouvernement bauen, tragen lange nicht in dem Maasse zur Verwüstung des Landes bei, wie Pflanzungen der besprochenen Art, indem sich an der Stelle, wo jene bestanden haben, der Wald, wenn auch langsam, wieder zuzieht.

Mag auch das mahnende Wort: „Schonet den Wald!“ heute Manchem verfrüht erscheinen; einer umsichtigen Verwaltung muss auch daran gelegen sein, dass dem kommenden Geschlechte nach Jahrhunderten nicht die Aernte zufällt für die Sünden der Väter.

VII. Der Deutsche in der niederländischen Colonialarmee. — Deutscher Handel mit holländisch Ostindien.

Mächtig und gross steht Deutschland wieder da, vornan sitzt es im Rathe der Völker, aber noch immer will man in einzelnen Theilen des Auslandes, mag dieses nun aus heimlicher, ungerechtfertigter Furcht vor unseren Waffen, mag es aus Neid wegen der glänzenden Erfolge, die unser Volk in den letzten Decennien errungen hat, oder deshalb geschehen, weil man schon allzu sehr daran gewöhnt war, in der Germania das Aschenbrödel Europas zu sehen, den deutschen Namen nicht wieder zu seinen alten Ehren kommen lassen. Selbst unter Nationen, die mit uns stammverwandt, die wie wir Glieder der gottbegnadeten germanischen Völkerfamilie sind, zählen die offenen und heimlichen Gegner der Deutschen noch nach Millionen. Auch die Niederdeutschen im Westen, die Holländer, deutsch nach Abstammung, deutsch in Sitten und Gewohnheiten, darf man vielleicht nur zum kleineren Theile zu den Gönnern der deutschen Sache rechnen; denn es herrscht in den Niederlanden unbegreiflicher Weise noch eine mächtige Sympathie für den Feind alles dessen, was deutsch heisst, für Frankreich, welches doch vordem so schlimme Tage auch über jenes Land heraufbeschworen hat. Es scheint dieses nur dadurch erklärlich, dass jene unsere Nachbaren fürchten, Deutschland werde Holland einmal vor eine ähnliche Alternative stellen wie seiner Zeit Preussen jene Kleinstaaten in unserem Vaterlande, welche sich der Errichtung eines deutschen

Völkerbundes unter Leitung der Hohenzollern widersetzten, und dass man in dem mit Deutschland rivalisirenden Frankreich den mächtigen Retter aus einer derartigen Gefahr sieht. Nun lässt es sich aber doch nicht verkennen, dass jene genialen Meister, durch welche der imposante Bau des neuen deutschen Reiches geschaffen wurde, nicht umhin konnten, aus den Trümmern der alten Reichsherrlichkeit einige Bausteine, welche sich zum neuen Werke nicht fügen wollten, gewaltsam herauszureissen und sie in einen anderen Verband zu bringen. Jetzt steht das grossartige Werk vollendet und in sich gefestet da, und weshalb sollte nun die Bauherrn noch gelüsten nach dem kleinen, allerdings schmucken Hause des verwandten Nachbarn? Man möge in Holland nicht etwa glauben, das gesammte deutsche Volk denke so, wie einige Reisende, welche dorthin kommend Reden führen, als seien sie die Repräsentanten unserer Nation und seien gewillt, das „esse delendam“ über die Niederlande demnächst auszusprechen. Die Zukunft wird es schon lehren, dass die Macht Deutschlands keine Gefahr für Holland in sich schliesst. Uebrigens findet man in den Niederlanden nicht allein unter der jüngeren, sondern auch unter der älteren Generation schon recht viele besonnene Leute, welche Deutschland gegenüber gerechter denken. Vielleicht noch besser ist es mit dem Ansehen Deutschlands in den niederländisch-indischen Colonien, wo man, wie gesagt, überhaupt vorurtheilsfreier und richtiger über politische Dinge denkt, bestellt, aber dennoch hat unser Vaterland auch hier noch an den Folgen seiner vormaligen Erniedrigung zu tragen.

Vorüber ist die Zeit, wo sich, Dank dem unaufhaltsamen Streben kühner Seefahrer und Reisender, neue Welttheile mit weitausgedehnten, gesegneten Landstrichen und blühenden Eilanden vor den Augen der staunenden alten Welt aufthaten und es nur galt zuzugreifen, um sich fast ohne Schwertstreich unermessliche Gefilde von wunderbarer Fruchtbarkeit zu Eigen zu machen. Jetzt ist die Welt, soweit sie be-

gehrenswerth erschien, getheilt und wir Deutschen haben nur das, was andre Nationen übrig gelassen oder übersehen hatten, also wohl kaum etwas hervorragend Gutes, davongetragen. Wenn aber irgendein Volk darauf hingewiesen ist, zu colonisiren, so ist es gewiss das deutsche; denn es hat sich trotz langjähriger Kriege so sehr vermehrt, dass ihm der Boden unseres Vaterlandes längst zu eng geworden ist. Wie die Verhältnisse nun heute liegen, ist Deutschland gezwungen, einen Theil seiner Söhne und zwar seiner kräftigsten und energischesten in fremde Länder hinauszusenden, wo sie dann gewöhnlich dem Vaterlande verloren gehen. Man mag sich im Auslande hinwenden, wohin man nur will, fast überall begegnet man Deutschen und spricht es gewiss sehr für die gute Begabung unserer Rasse, dass sich die ihr Angehörigen in der Fremde der Concurrenz mit anderen Völkern selbst unter ungünstigen Bedingungen gewachsen zeigen. Was unsere Landsleute in niederländisch Ostindien betrifft, so finden wir dieselben grösstentheils im Kampfe um das Dasein höchst ungünstig gestellt und zwar in der Stellung als Colonialsoldaten. Eine allgemeine Wehrpflicht, so wie sie bei uns besteht, wo jeder wehrhafte junge Mann ohne Rücksicht auf Ansehen und Reichthum für eine bestimmte Anzahl von Jahren zur Heeresfolge verbunden ist, kennt man bekanntlich in Holland nicht; dort, wo der Cultus des goldenen Kalbes in noch viel widerwärtigerer Weise hervortritt als in unserem Lande, besitzt eine Anzahl Gulden noch die Macht, den Bürger von einer seiner heiligsten Pflichten, von der Vertheidigung des Vaterlandes zu entbinden; der Reiche findet den Dienst im Heere zu lästig und zu beschwerlich und stellt auf seine Kosten einen Vertreter aus der ärmeren Klasse für sich in dasselbe ein. Auf diese Weise recrutirt sich das Heer im Lande selbst, was aber die Colonialarmee, die Schutztruppe für die Colonien betrifft, so setzt sich dieselbe ausschliesslich aus Miethssoldaten zusammen und zwar wirbt man,

da sich Holland, gerade wie auch England, dermaassen mit Colonien übersättigt hat, dass es im Lande selbst kein genügendes Menschenmaterial besitzt, um jenen auch nur den allernothwendigsten Schutz bieten zu können, ausser den Eingeborenen in den auswärtigen Besitzungen auch Ausländer, vorzüglich Deutsche, Belgier, Franzosen und Schweizer zu diesem Zwecke an. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob eine aus so zahlreichen, verschieden gearteten Völkerschaften zusammengewürfelte Truppe grosse Brauchbarkeit besitzt und ob sich Holland dadurch, dass es anderen europäischen Staaten wehrhafte junge Leute [woran sich in einzelnen Ländern, wie z. B. in Frankreich, bei den fortschreitenden Rüstungen bereits ein entschiedener Mangel bemerkbar macht] entzieht, besondere Sympathien bei jenen erwirbt, ich will hier nur darzustellen suchen, wie der Colonialsoldat, besonders der deutsche, in niederländisch Indien gestellt ist. Schon seit langer Zeit hat Deutschland zu den holländischen Colonialtruppen eine grosse Menge von jungen Leuten gestellt, doch glaube ich, dass dieselbe in früheren Jahren noch grösser war als gegenwärtig. Da die Bevölkerung in unserem Vaterlande stark zunahm und wir keine Colonien besassen, so waren viele Deutsche darauf hingewiesen, ins Ausland zu gehen. Holland aber hatte mehr Leute für seine Colonien nöthig, als das Land selbst abgeben konnte und so kamen denn sehr viele von unsern Landsleuten in niederländische Dienste. Man suchte jedoch nicht nur redliche, unbescholtene Menschen, welche sich nur deshalb in's Ausland wandten, um daselbst ihr Glück zu machen, anzuwerben, sondern auch solche Individuen, welche dem Vaterlande aus Furcht vor der Strafe für grössere Vergehen den Rücken kehrten, Geächtete, Zuchthäusler, Fahnenflüchtige und ähnliches Gelichter. Dazu hielt die holländische Regierung Werber in ihrem Solde, welche die verwerflichsten Kunstgriffe nicht scheuten, um leichtfertige junge Leute zum Eintritt in die niederländisch-indische Armee zu bewegen. Das ist nun

Dank dem energischen Auftreten unserer Reichsregierung heute anders geworden. Das niederländische Gouvernement weist gegenwärtig den aus Deutschland kommenden Verbrecher und Deserteur ab und nimmt nur denjenigen in die Reihen seiner Colonialtruppen auf, welcher sich hinreichend legitimiren und seine Entlassung aus dem deutschen Unterthanen-Verbande nachweisen kann. Auch ist den Werbern, jenen Sclavenhändlern oder „Seelenhunden", wie sie in Belgien genannt werden, welche vordem so manchen jungen Mann aus unserm Vaterlande entführten, um ihn einem traurigen Schicksale zu überliefern, und welche sich auf ihrer Menschenjagd selbst über die deutsche Gränze wagten, soweit das schwarz-weiss-rothe Banner weht, ihr Handwerk gründlich gelegt. Dazu lässt man es von deutscher Seite nicht an Warnungen fehlen, um möglichst viele unbesonnene Landsleute dem niederländischen Colonial-Moloch zu entreissen, welchem die berüchtigte Firma „Colonialwerbedepot" in Harderwijk bereits Tausende von unseren deutschen Brüdern als Opfer in den Rachen geworfen hat. [Sollte etwa ein Holländer diese Zeilen lesen, so möchte ich ihn bitten, nicht sogleich das landesübliche „God verdam" über mich auszusprechen, sondern meine scharfe Redeweise damit zu entschuldigen, dass die Liebe zu meinen Landsleuten, von denen ganze Legionen bereits als niederländische Colonialsoldaten dem Tode und Verderben verfallen sind, mir solch' bittere Worte in die Feder dictirt.] Gewiss ein junger Deutscher sollte sich aber und abermals bedenken, bevor er den äusserst gewagten Schritt thut und der holländischen Regierung Leib und Leben für sechs oder zwölf Jahre zur Verfügung stellt. Allerdings ist es ein herrliches, ein paradiesisches Land, wohin den niederländischen Colonialsoldaten das Waffenhandwerk führt, aber ebenso wie im Hervorbringen offenbart die Natur in jenem Tropenlande auch im Vernichten eine, ich möchte sagen, dämonische Macht. Wie schon oben gesagt wurde, ist das Leben des Europäers

in den Malaienländern durch ein geradezu mörderisch zu nennendes Klima in hohem Grade bedroht und werden namentlich die Reihen der Colonialsoldaten durch furchtbare Seuchen und Krankheiten oft in Grauen erregender Weise gelichtet. Man glaubt seinen Augen kaum zu trauen, wenn man in authentischen Berichten die Zahlen der Soldaten liest, welche allein der Beri-Beri auf dem Kriegsschauplatze in Atschin innerhalb der letzten Decennien zum Opfer gefallen sind. Es wurden in der noch nicht 30 000 Mann starken Armee überhaupt constatirt:

1884: 5434 Erkrankungen, 2809 Todesfälle oder Dienstunfähigkeit,
1885: 6650 „ 2174 „ „ „
1886: 9763 „ 1363 „ „ „

[Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, dass man so leicht keinen Soldaten als dienstuntauglich entlässt, wenn noch irgendwie Hoffnung auf Genesung vorhanden ist.] Angenommen, die feindlichen Geschosse vermöchten dem Colonialsoldaten nichts anzuhaben, so hat doch ein Krieger, welcher drei Feldzüge wie die deutschen in den Jahren 1864, 1866 und 1870/71 mit ihren mörderischen Schlachten mitmacht, viel, viel grössere Chancen wiederzukehren als jener, wenn er nur sechs Jahre in dem indischen Armeeverbande verbleibt!! Dass aber die Verluste, welche die Colonialtruppen während ihrer zahlreichen Expeditionen durch Feindes Hand erleiden, nicht so ganz unbedeutend sind, kommt wohl ausser Frage. Zwar thut das niederländische Gouvernement, wir wollen annehmen, nicht nur aus egoistischen Beweggründen, viel, sehr viel, aber doch noch nicht genug, um seine Truppen in Gesundheit und Kraft zu erhalten. Ueber die Casernen und Lazarethe in den Garnisonen auf Java habe ich zwar nur gehört, dass sie als Muster derartiger militärischer Anstalten dienen könnten, was mir aber selbst auf Sumatra davon vor Augen gekommen, war grösstentheils Stallungen ähnlicher als Wohnungen von Menschen und erscheinen damit verglichen,

die Casernements und Spitäler, welche ich bisher in verschiedenen europäischen Ländern und auch auf Ceylon und in Aegypten [wo doch die Vicekönige mit ihren Finanzen stets auf dem Trockenen sassen] gesehen, als wahre Paläste. Der anspruchslose Malaie sorgt bei aller seiner Trägheit doch wenigstens dafür, dass die Seinen in bedielten Räumen mit ein oder mehrere Meter erhöhten Fussböden wohnen, weil es das Tropenklima unbedingt so erheischt, aber das Gouvernement lässt seine Diener, welche für die Sache Hollands im Kampfe Blut und Leben einsetzen, so zu sagen auf dem nackten Erdboden campiren, indem die denselben zugewiesenen jämmerlichen Bambusbaracken weder bedielte noch erhöht liegende Mannschaftsräume besitzen. [Auch ist gerade keine Simsonskraft dazu nöthig, um viele von diesen militärischen Prachtbauten in wenigen Augenblicken einfach umzuwerfen]. Kann es eine Regierung, welche wie die holländische mit dem Gelde nicht zu geizen braucht, wohl verantworten, dass sie ihre Truppen in solchen Räumen, welche viel ungesunder als die Gefängnisszellen für die malaiischen Uebelthäter sind, unterbringt und das in einem Lande, in welchem eine fünfmal so grosse Regenmenge niederkommt als in Deutschland und wo die Malaria in wahrhaft infernaler Form endemisch ist? In einem Garnisonsorte auf Sumatra, in Fort de Kock, habe ich allerdings besser gebaute Casernements gesehen. So viel ist sicher, dass die Herren, welche das holländische Volk in den Kammern vertreten, sich bei der Festsetzung des indischen Militäretats nicht so geizig und engherzig zeigen würden, wenn sie gezwungen wären, ihre eigenen Söhne zum Schutze der Colonien nach dem Osten zu entsenden. Die Officiere ausgenommen gehen aber von den Söhnen des Landes nur solche zum Colonialheere, welche der besitzlosen Classe angehören und nicht arbeiten mögen, oder Taugenichtse aus besseren Familien, mit denen man im Vaterlande nichts mehr anzufangen weiss. „Hij gaat naar den Oost“ [Er geht nach dem Osten,

nach Indien], ist noch heute in den Augen sehr vieler Holländer ein gar ominöses Wort und bedeutet ungefähr so viel als „Er steht schon mit einem Fusse im Grabe“ oder „Er ist der beste Bruder auch nicht.“ Was den Lohn betrifft, welcher dem Colonialsoldaten für seine Dienste zu Theil wird, so ist derselbe entschieden zu karg bemessen. Doch wird man sich wohl kaum dazu verstehen, höhere Preise für das Menschenmaterial auszugeben, so lange der Bedarf nicht grösser ist als das Angebot. Der Sold des indischen Soldaten, wovon ihm, wenn er noch nicht länger dient als sechs Jahre [nach welcher Zeit sich die Besoldung erhöht] nach sämmtlichen Abzügen alle fünf Tage 1,25 bis 1,50 Mark zur Verfügung bleiben, ist anscheinend und namentlich im Vergleiche zu dem für das deutsche Heer festgesetzten, recht hoch, doch darf man nicht vergessen, dass der Werth des Geldes in Indien ein viel geringerer ist als bei uns, wie zum Beispiel für geistige Getränke [ausgenommen Schnaps], welche doch nun einmal überall wie Pulver und Blei zum Soldaten gehören, dort durchschnittlich viermal so viel gezahlt werden muss als in Deutschland. Wenn man ferner bedenkt, dass die Arbeitskraft des Menschen in den Tropen ausserordentlich schnell aufgebraucht ist und dass der Tod in die Reihen der niederländischen Colonialsoldaten so gewaltige Lücken reisst, so muss man sich sagen, dass der Waffendienst in der indischen Armee verhältnissmässig schlecht bezahlt wird. Zwar gewährt das Gouvernement dem Söldner nach langen Dienstjahren eine Pension, doch wird hierdurch der Militäretat nicht allzu schwer belastet. Die holländische Regierung hat als Handelsfirma en gros sicherlich genau darüber Buch geführt, wie viele ihrer Soldaten schon vor Beendigung der zwölfjährigen Dienstzeit, nach welcher jene pensionsberechtigt sind, zur grossen Armee im Jenseits abberufen werden, und wie viele Jahre ihren Pensionären durchschnittlich der Gnadensold noch auszuzahlen ist. So gewährt sie denn, abgesehen

von dem Werbegelde [welches für Holländer 300 resp. 600 Gulden, für Ausländer 200 fl. beträgt] und dem täglichen Solde dem Kriegsknechte, dessen Eisencorpus ein zwölfjähriger Aufenthalt in einem der ungesundesten Theile der Tropen nicht vollends zu zerstören vermochte, ganze 200 fl. oder 340 Mark jährlich. Derjenige, welcher nach überstandenen sechs Dienstjahren keine Lust mehr hat, seine Haut weiter in Indien zum Markte zu tragen, wird ohne Pension in Gnaden entlassen. Das ist eine holländische Uebersetzung der Worte: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehn.“ Jene armen Teufel aber, welche ihre Gesundheit im Dienste für Niederlands Krone gänzlich geopfert haben, werden mit lumpigen 100 fl., also 170 Mark, pro Jahr abgefunden. Nach allem, was ich darüber in Erfahrung gebracht habe [ich erinnere nur an jenen braven Officier, von dem bereits in einem der vorhergehenden Capitel die Rede war, welchem die weisen Militärärzte nicht eher glauben wollten, dass er an der Beri-Beri-Pest erkrankt sei, bis es zu spät war], habe ich wahrlich keinen Grund anzunehmen, dass man einen der theuer (?) gekauften Soldaten als Invaliden bezeichnet, solange noch die entfernteste Möglichkeit vorhanden ist, dass der Staat von dem Unglücklichen noch irgend welche Dienste haben könne und „wenn der Kerl auch darüber crepirt.“ „Verendet der Arme [Söldner] auf seinem Hospital-„bett, einsam in der Umgebung von Hunderten von Schicksals-„genossen, haben Kuli-Hände [Eingeborene] ihn ohne Sang „und Klang, ohne Begleitung und militärische Ehre zu dem „Verscharrplatz geschleppt, so ist sein Conto beglichen, und „niemand, niemand kümmert sich um die Gründe seines frühen Todes und das Andenken des Gestorbenen.“ Einzelne begabte und verwendbare Soldaten werden auch wohl vom Staate dem Militärdienst entzogen und auf andere Weise beschäftigt. So sah ich mehrfach Deutsche, welche als Colonialsoldaten nach Indien gekommen waren, bei der Landesvermessung angestellt.

Die Besoldung der Vermessungsbeamten muss eine recht hohe sein, doch ist ihre Beschäftigung eine ausserordentlich langweilige und mit vielen Strapazen verbunden. Müssen doch diese Functionäre sich fast das ganze Jahr in Begleitung weniger Malaien in der Wildniss umhertreiben, wo sie auf einzelnen Bergesgipfeln oft wochenlang in einer elenden Waldhütte zubringen, um einige günstige Momente zu erhaschen, in denen es möglich ist, die nöthigen Aufnahmen mittelst des Heliotrop's vorzunehmen.

Auch sonst tritt dem niederländischen Colonialsoldaten gar Manches entgegen, was ihm seinen Dienst schon verleiden könnte. Als ich kurz vor meiner Abreise nach Indien im Hafen von Amsterdam der Einschiffung eines für die östlichen Colonien bestimmten Detachements Soldaten zuschaute, machten diese wirklich das tiefste Mitleid in mir rege. Ohne Sang und Klang brachte man die 150 jungen Krieger in gedeckten Güterwagen so nahe als möglich an das Dampfschiff heran wo man sie bis kurz vor der Abfahrt in einem Güterschuppen detenirte, wohl in der Absicht, dem Echappiren irgend eines dieser Söldner vorzubeugen. Die Waffe, ohne welche ich mir den Soldaten, den waffenfrohen Krieger doch schlecht denken kann, hatte man den jungen Infanteristen genommen, so dass man mehr an Thiere, die zur Schlachtbank geführt werden, denn an Soldaten, welche zu Kampf und Sieg hinausziehen, erinnert wurde. [Auf einigen Gesichtern konnte man den ausgesprochensten Galgenhumor, auf den meisten aber grossen Seelenschmerz lesen.] Von Marseille aus bin ich einige Tage später mit demselben Detachement nach Indien übergefahren und hatte ich während der Seereise hinlänglich Zeit und Gelegenheit, die jungen Leute zu beobachten. Die Beköstigung derselben auf dem Schiffe war anscheinend recht gut, ebenso die Behandlung von Seiten der Officiere, welche am Ostertage für ihre Untergebenen sogar ein kleines Fest veranstalteten, was jenen braven Männern entschieden hoch

anzurechnen ist; aber dennoch waren verschiedene von den angehenden Kriegern völlig verzweifelt. — Was den Dienst des holländischen Colonialsoldaten in Indien angeht, so scheint mir derselbe zu sehr in Gamaschendienst ausgeartet zu sein. Man nimmt sich hierbei vielleicht das preussische Heer zum Muster; man darf aber nicht vergessen, dass man unter den Tropen, in Indien zu operiren hat, wo der Soldat weniger für grössere Gefechte als für den Einzelkampf auszubilden ist und also die Schulung desselben eine ganz andere als in den europäischen Armeeen sein muss. So ist zum Beispiel der Krieg mit Atschin ein reiner Guerilla-Krieg, wo es nur höchst selten zu grösseren Gefechten kommt. Mir will es scheinen, als ob die Holländer vollkommen zufrieden sein könnten mit den Erfolgen, welche die alten Haudegen ihrer Colonialarmee, denen Gamaschendienst und alle Theorie ein wahrer Greuel war, in früherer Zeit erzielt haben. Während unsere Armee, Dank der von unserem genialen Kaiser Friedrich dazu gegebenen Anregung, manches Zopfige abzustreifen sucht, finden wir in der niederländisch-indischen Armee augenblicklich, wie es scheint, das entgegengesetzte Streben. Gerade in den erschlaffenden Tropenregionen sollte man sich im Dienste auf das Allernothwendigste beschränken und bedenken, dass bei einer Ueberanstrengung seiner Kräfte in dem Soldaten die Energie erschlafft und damit auch die „Strammheit und Schneidigkeit“ [um mich dieser so sehr beliebt gewordenen eigenthümlichen Worte zu bedienen] in der Handhabung des Gewehres und der Ausführung der einzelnen Bewegungen verschwindet. Ich habe in Padang einmal eine kurze Zeit dem Exerciren einer Compagnie zugeschaut, habe aber dabei bemerkt, dass man die Soldaten dort sich noch viel weniger „rühren“ lässt, als auf unseren Exercirplätzen zur Winterzeit. Uebrigens darf man gerechter Weise nicht ausser Acht lassen, wie ungemein schwer es sein muss, eine aus so durchaus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Abtheilung,

wie sie dem indischen Officiere übergeben wird, genügend einzuexerciren. — Die Verpflegung der Colonialtruppen muss eine ganz gute sein, wenn auch dem Gouvernement wohl nicht mit Unrecht vorgeworfen wird, dass es die Proviantlieferung zu viel den Chinesen in die Hand gebe, welche selbst keine Bestechung scheuen, um sich auf Kosten des Staates und der Soldaten zu bereichern. Ein gleiches Lob verdient die holländische Regierung wegen der guten Bekleidung ihrer Colonialtruppen, wenn dieses schliesslich auch in ihrem eigenen Interesse liegt. Als Curiosum will ich nur mittheilen, dass die eingeborenen Soldaten als Barfüsser ihre militärische Laufbahn durchwaudeln. — Als einer der grössten Missstände im „indischen Lager" [wie man in Holland sagt] ist wohl jene geradezu mittelalterliche Heeresjustiz anzusehen, die vielleicht nur noch in der russischen Armee ihres Gleichen hat. Dass es ausserordentlich schwer ist, in einem Heere, welches sich wie das niederländisch-indische aus so verschieden gearteten, zum nicht geringen Theile verkommenen Elementen zusammensetzt, die Disciplin aufrecht zu erhalten und dass dieses weniger durch den Appell an das Ehrgefühl der Söldner als durch strenge Ahndung auch des kleinsten Disciplinarvergehens zu erreichen ist, liegt wohl auf der Hand. Dass aber das holländische Gouvernement die Vertheidiger seines herrlichen Besitzes und seiner Ehre — und mögen sie sich auch noch so unbändig gezeigt haben — wie Hunde prügeln lässt, das schändet den prügelnden Herrn nicht weniger als den geprügelten Diener. Wenn ein niederländischer Officier, welcher seiner Zeit als Commandant der „Prügelfestung" Klatten [vor deren Eingange in bitterer Ironie der Name „Engelenburg" prangt] gezwungen war, täglich so und so viele Portionen „Knüppelsuppe" austheilen zu lassen, die Anwendung dieses gerade für einen Soldaten so unpassenden Strafmittels [in einer holländischen Zeitung] damit glaubt entschuldigen zu können, dass er sagt, die

Prügelstrafe sei früher in der preussischen und österreichischen Armee ebenfalls gebräuchlich gewesen, so möchte ich ihm doch zurufen: „Sie werden doch, verehrter Herr Hauptmann van V.....n, nicht etwa glauben, dass man heute etwa vorkommende Menschenopfer und Hexenverbrennungen damit entschuldigen könne, dass unsere Vorfahren zu Olims Zeiten diese Gräuel ebenfalls verübt haben!“ In den beiden Militär-Correctionsanstalten [wovon die eine in Klatten für Europäer, die andere in Ngawie für Eingeborene errichtet ist] wird nur mit „Cachot“ [dunkles Gefängniss mit Ketten] und „Portionen à Zwanzig“ bestraft. Der gute Geist, welcher, wie ich schon früher sagte, in dem holländischen Officiercorps herrscht, leistet wohl dafür Garantie, dass das gesetzliche Strafmaass auch in jenen militärischen Zuchthäusern, deren Insassen gewiss nicht zur Elite der Menschheit gehören, im Allgemeinen nicht überschritten wird. Wie aber selbst unter den Engeln Teufel waren, so scheint es auch unter den indischen Officieren als Ausnahmen Menschen zu geben, welche sich nicht besonders ungern nach Klatten oder Ngawie abcommandiren lassen und welche bei der Ausübung ihrer traurigen Pflicht, geradeso wie auch die Scharfrichter, derart verrohen, dass sie eine teuflische Freude daran finden, wenn sich der Corrigend unter blutigen Hieben [wörtlich zu verstehen!] wie ein gequälter Wurm krümmt. Ich habe es nicht nur in deutschen Zeitungen gelesen, ich habe es in Indien von verschiedenen Soldaten gehört, mit welch' infernaler Grausamkeit seiner Zeit in Klatten ein jüdischer Hauptmann als wahrer Beelzebub seines Amtes gewaltet hat. Uebrigens ist ein Theil der niederländischen Presse ehrlich genug, um die Gräuel von Klatten und Ngawie unverblümt darzustellen.*) Zeigt

*) So berichtete das „Bataviaasch Nieuwsblad“ am 28. October 1887 Folgendes (wörtlich übersetzt):

Die einzigen Strafen, die man hier (Klatten) kennt, sind Rietschläge (Prügel mit dem spanischen Rohr) und 4 Tage Cachot, welch' letzteren

sich der Corrigend auf einer der beiden Prügelanstalten als unverbesserlich, so wird er „als ehrloser Schelm weggeprügelt und geht mit „rothem passeport, d. h. ohne jedes Anrecht auf seine vielleicht längst vorher bereits verdiente (!) Pension, nach Europa zurück. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit nicht [wenn auch früher] gethan, der Mohr kann doch gehn.“ Auch scheint man in der indischen Armee nur zu schnell damit bei der Hand zu sein, den Soldaten zum Soldaten zweiter Classe zu stempeln, als welcher er vollständig geächtet ist. Wann wird es in den Augen derer, welche die Oberaufsicht über die Colonien Hollands führen, endlich ein-

---

stets mit Wasser und Reis gepaart sind. Wenn nun die Austheilung von Rietschlägen in der Weise geregelt würde, wie das Gesetz es will, dann sollte man das Strafe nennen können, doch hier bedient man sich ihrer derartig, dass es ein Gräuel genannt werden muss.

Täglich thun sich Beispiele von Gräueln auf, welche nicht anzusehen sind, wie zum Beispiel am Samstag den 1. September, dass das Blut 2—3 cm. lang am Stocke kleben blieb und Löcher in den Körper [Leib] geschlagen wurden, so dass das Blut dem Schläger an den Kopf spritzte [!!!] und der Delinquent 23 Tage im Spital verpflegt werden musste. Und wenn man bei einem solchen Schauspiel dann noch Personen antreffen muss, welche bei der Ausübung solcher Gräuelthaten ein Angesicht zeigen, das von Freude strahlt, darf man sich dann noch reiner Menschenliebe rühmen? Ich glaube nicht, werthe Leser; und dann ist dabei ein Militärarzt, der solche Gräuel nicht verhindert. Ich weiss sicher, dass, wenn solchen Schlachtopfern die Menschenfreundlichkeit zu Theil geworden wäre, die man stets den meuchelmörderischen Atschinesen zuträgt [Sehr wahr! D. V.], sie dankbaren Herzens die schwersten Dienste verrichtet hätten und nicht so viele aus der Armee ausgestossen werden müssten. Und wofür bekommen sie diese Strafen? Geht ihm nach! Für das nicht genugsame Andrehen von einer Leitschraube [Schraube an der Grindel des Beaumont-Gewehrs] zwanzig Rietschläge; für das nicht Stillstehen im Glied zwanzig Rietschläge; ein Fleckchen auf der Uniform, ebenso mit der Abwechselung „sehr schmutzig“ u. s. w. u. s. w., zu viel, um Alles aufzuzählen.

Dass man hier Exemplare antrifft, die für alles was Zucht heisst, nicht empfänglich sind, ist wahr; doch dass man hier andrerseits Personen antrifft, die mit einem Idioten auf gleichen Fuss gestellt werden können und dass man diesen gegenüber keine Rücksicht gebraucht, ist ebenso wahr.“

mal genug sein des grausamen Spieles? Auch in unseren Militärgefängnissen werden ohne Prügel und ohne Ketten Individuen gebändigt, welche, was Unvernunft und Bestialität anlangt, den schlimmsten Söldnern im indischen Heere nicht nachstehen. Glaubt die holländische Regierung nur das Recht zu haben zu strafen, hart, unmenschlich zu strafen, nicht aber die Pflicht, Alles aufzubieten, um ihre Colonialsoldaten vor dem sittlichen Verderben zu schützen? Freudlos, rechtlos geht der arme Söldner in niederländisch Indien durch's Leben. Der europäische Theil der Bevölkerung stösst ihn von sich [denn der Holländer hat nicht so wie der Deutsche ein Herz für seine Soldaten und kann es auch für die von Heute kaum haben]; der Indianer des Ostens ist kein Mann für ihn. Vergnügungsanstalten und Unterhaltung wie in Europa findet er nicht. Da greift er denn zum Alkohol und der Teufel hat ihn bei'm Kragen; der Genever-Teufel, welcher ihm schon bei Lebzeiten im Säuferwahn einen Theil der höllischen Herrlichkeit vor Augen führt. Die grosse Schnapsfirma [so habe ich mehr als ein Mal die niederländische Regierung nennen hören], welche den Ausschank von Genever an das Militär als Monopol betreibt, thut nicht das Ihrige, um die Branntweinspest von den Colonialsoldaten abzuhalten, oder hat es wenigstens bisher nicht gethan. Sie möge es doch einmal versuchen, ihren Söldnern in Indien gesunde und minder starke Getränke, Biere, Limonade und Wein, zu möglichst geringen Preisen zu liefern, ihnen andere europäische Genussmittel für weniges Geld zugänglich zu machen, ihnen, den Freudlosen, unschuldige Zerstreuung und sei es auch auf Regiments Unkosten zu verschaffen, und sie wird vielleicht sehen, dass sich Klatten und Ngawie mehr entvölkern und die weisse „2" von mehr Quartiermützen verschwindet. Hier noch einige Zahlen! Aus dem etwa 29,000 Mann starken Heere wurden mit Verlust aller Rechte als unverbesserlich ausgestossen:

1884: 171 Mann, 1885: 136 Mann, 1886: 156 Mann.

Es desertirten mit Erfolg:

1884: 389 Mann, 1885: 434 Mann, 1886: 629 Mann.

Also im Jahre 1886 gelang die Fahnenflucht mehr als 2% der ganzen Armee; wie viel Hunderten mag aber ein derartiger Versuch in dem meerumschlungenen Reiche nicht gelungen sein! Wenn die Zahl der Flüchtlinge in gleicher Weise zunehmen würde wie in den genannten drei Jahren, dann wäre im Jahre 1900 kein Söldner mehr in niederländisch Indien und müsste die „Schutterij", die Bürgergarde, dann unter das Gewehr treten.

Und nun noch einige Worte über die — filles du régiment! Ein Jeder von meinen verehrten Lesern wird wohl schon von den Amazonen gehört und gelesen haben, ebenso in dem letzten Jahre von der Amazonengarde seiner schwarzen Majestät in Dahome, dass aber die Mannschaftsschlafsäle der königlichen Casernen in niederländisch Indien mit Männlein und Weiblein in buntem Gemisch belegt sind und dass dort die Junggesellen-Lager gar harmlos zwischen den Ehebetten stehen, das hat gewiss Mancher noch nicht gelesen. Wer die indischen Verhältnisse kennt und namentlich bedenkt, dass der Eingeborene nun einmal nicht ohne Weib leben kann, der wird es wenigstens einigermaassen verstehen, wie das holländische Gouvernement dazu kam, der Sinnlichkeit, wenn auch widerwillig, solche Concessionen zu machen. Nach den Begriffen von militärischer Erziehung, welche mir in unserm Heere beigebracht worden sind, halte ich es für absolut unmöglich, dass sich so etwas mit militärischer Disciplin vereinigen lässt. Die Caserne ist ein Regierungsgebäude, in welchem junge Leute für den Krieg erzogen und abgehärtet werden sollen, kein Freudenhaus!

Mit Rosen sind die Pfade wahrlich nicht bestreut, auf denen der Colonialsoldat wandelt und Tausenden und abermals Tausenden von unseren Landsleuten hat man unter den Palmen Indiens allzu früh ihr Grab gegraben. Von denjenigen aber, welchen es vergönnt war, nach

beendeter Dienstzeit die holländische Uniform bei Seite zu legen, haben sich sicherlich die Meisten gesagt, dass sie auch nicht annähernd das gefunden, was sie erhofft hatten. Der Eine oder der Andere von vielen Tausenden hat allerdings in jenem gewagten Spiele auf Leben und Tod einen glänzenden Treffer gezogen und ist als reicher Mann heimgekehrt; dann aber waren es günstige Unternehmungen oder Glücksfälle anderer Art, welche dem ausgedienten Söldner solchen Reichthum in den Schooss warfen. „Zurück Unglückliche, was wollt ihr beginnen!“ kann ich nur denjenigen meiner Landsleute zurufen, welche den ersten Schritt thun, um als niederländische Colonialsoldaten im fernen Osten ihr Glück zu versuchen. Der Deutsche möge nur ja nicht glauben, dass er als Stammverwandter Vorzüge bei unsern Herrn Nachbarn geniesse; im Gegentheil, in Harderwijk wird ihm schon mehr als ein Mal der Willkomm-Gruss „U leelijke moef!“ in die Ohren hineingeschrien werden. Das niederländische Volk [d. h. die untersten Schichten desselben], welchem ja die Schimpfworte aus dem Munde fliessen, sobald es diesen nur öffnet, hat uns Deutsche nämlich mit dem geistreicherdachten Namen „Moffen oder Muffen“ belegt, ein Schmähwort, welches die noblen Mijnheers in Indien auch den Eingeborenen bereits sehr fest eingeprägt haben. [Eine Andeutung an diesen genialen Ausdruck finde ich im Deutschen nur in dem Scheltworte „Muffiger Ketzer“ wieder, während die holländische Bedeutung desselben unwillkürlich an die weisszahnigen Schützlinge des göttlichen Eumäos erinnert. Der grösste Theil der Holländer unter den Colonialsoldaten, welcher der Hefe des Volkes entsprossen ist, hasst den Deutschen „wie die Pest“. — Um einem noch vielfach verbreiteten Irrthume zu begegnen, will ich hier erwähnen, dass dem deutschen Officier und Unterofficier in der holländischen Colonialarmee seine vortreffliche Schulung im deutschen Heere fast gar nicht zu Gute kommt. Der eine wie der andere Angeworbene muss von

der Pike auf dienen; der deutsche Officier, der österreichische Philologe, der ehemalige Jurist muss schon in Harderwijk gerade so gut Kartoffeln schälen und — salva venia — Aborte fegen wie der gemeinste holländische Landstreicher. Mit Recht sagt daher ein holländischer Officier, welcher lange Zeit in Indien zugebracht hat, in einer der bedeutendsten Zeitungen seines Landes: „Wie es möglich ist, dass jemand, der früher „Officier war, von vorn an wieder in der Caserne beginnen „kann, ist uns stets ein unerklärliches Räthsel gewesen; wir „sahen deutsche und österreichische Officiere, die bei sehr an„gesehenen deutschen Truppentheilen gedient hatten, im Hofe „der Caserne in Harderwijk Kartoffeln schälen und zugleich „mit Menschen aus den niedersten Volksklassen den Besen „hantiren! „Der Tod ist besser als ein bitteres Leben" scheint „bei ihnen nicht zuzutreffen." Auch möge sich ein entlassener deutscher Officier nur ja nicht der verhängnissvollen Täuschung hingeben, als ob es nicht so schwer sei, sich in der holländischen Colonialarmee das Officiers-Porte-épée wieder zu verdienen. Wenn ein niederländischer Officier sich in einer holländischen Zeitung also äussert: „Mancher deutsche Officier, der wegen Schulden seinen Abschied nehmen musste und als gemeiner Soldat nach Indien ging, trägt heute mit Ehren wieder den Officiersdegen, und es dienen im Augenblick, so viel ich weiss, etwa fünf Officiere deutscher Herkunft in der Colonialarmee", so ist damit genug gesagt; denn das indische Heer zählt im Ganzen mehr als $1^1/_4$ Tausend Offfciere und ist die Zahl der in jenes Heer eingetretenen, entlassenen deutschen und österreichischen Officiere sehr gross. Holland zieht auf seinen Kriegsschulen einen hinreichenden Nachwuchs für sein Officiercorps heran und ist es dem Gouvernement gewiss nicht im Geringsten zu verübeln, wenn es seinen eigenen Leuten den Vorzug giebt. Ebenso thut man entschieden recht daran, möglichst genaue Erkundigungen nach dem Vorleben eines ehemaligen deutschen Officiers einzuziehen, wenn man gedenkt, letzteren in das

Officiercorps der indischen Armee aufzunehmen. Danach sollten sich entlassene deutsche Officiere richten und sich nicht durch falsche Hoffnungen verleiten lassen, sich dem Colonialwerbedepot in Harderwijk in seine Polypenarme zu werfen.

Zum Schluss noch einige Worte über die Officiere der niederländisch-indischen Armee, denen [mit Ausnahme der höchst Commandirenden] wohl kaum die in dem Colonialheere herrschenden Missstände zur Last gelegt werden dürfen.

„Das Officiercorps dieses Legers [des indischen Lagers] „kennt den Dank des Vaterlandes nur in klingender Münze. „Das Tractament von 175 Gulden monatlich für den zweiten „Lieutenant und 450 Gulden für den Capitän bei freier „Wohnung ist durchaus zureichend, wenn es allerdings auch „hinter den enormen Gehältern der Civil-Ambtenaars [siehe „Capitel X Schluss!] meist weit zurücksteht. Die höchste „Dienstauszeichnung, der Militaire-Willemsorde, involvirt als „Hauptsache eine ganz respectable Ritter-soldij. Der Haupt„reiz des Officiersstandes aber liegt in den nach unsern Be„griffen sehr hohen Pensionen, die durch eine gewisse Zahl „von Dienstjahren verdient werden. An dem Tage, wo diese „abgelaufen, zieht der Capitän wie der Majoor oder Overste „seine Uniform aus und wird Mijnheer. Mit Behagen scheidet „er aus einem Stande, der ihn zwar anständig nährte, an „äusserer Ehre und Achtung aber immerhin zu wünschen „übrig liess, und steigt als Bürger eine Stufe aufwärts auf „der weitsprossigen und festgefügten Leiter der holländischen „Standesunterschiede mit ihren krähwinkligen Zijne Edelen, „Gestrengen, Wel Edelen, Wel Edel-Gestrengen u. s. w., u. s. w. „Der Säbelschlepper hat eben in der Oost keineswegs die ge„sellschaftliche Stellung eines deutschen Officiers, und wie „Civilbeamte in Buitenzorg über Krieg und Frieden, über das „Wohl und Wehe des Legers ausschlaggebend entscheiden, „so marschirt der Lieutenant wie der Hoofd- und Opper-

„officier stets einen Pas achter den Ambtenaars seiner Ge-
„haltsstufe.

„Nichtsdestoweniger darf sich der Leser keinen falschen
„Begriff von dem Officiercorps dieses Legers machen; es
„stammt zum allergrössten Theil aus den Militärschulen zu
„Delft, Haarlem, Kampen und Meester Cornelis [Batavia] so-
„wie der Akademie zu Breda und wetteifert ausser an tüch-
„tigem Wissen durchschnittlich auch an Schneidigkeit im
„Dienste mit den berühmtesten Mustern."

Diese Worte möchte ich voll und ganz unterschreiben. Dieselben sind den Feuilleton-Spalten der „Kölnischen Zeitung" entnommen, in denen sich ein Herr Louis Brown in einer längeren Abhandlung, betitelt „Der holländische Colonialsoldat" über das traurige Schicksal der in das niederländisch-indische Heer eingetretenen Söldner ausspricht. „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!" so sollte man mit dem schriftgewandten Verfasser und dem Dichterfürsten Alighieri Dante allen denjenigen, welche in den Hof des Colonialwerbedepots in Harderwijk eingehen, zurufen. Ich kann mir lebhaft denken, welch' entsetzliche Tage der gebildete, junge Mann in „het Nederlandsch-Indische leger" zugebracht hat [wenngleich ich das „Tu as volu George Daudin; tu as volu" kaum unterdrücken kann] und muss man ihm wohl deshalb seine Erbitterung verzeihen. Herr Louis Brown ist aber in dem genannten Artikel — wir wollen annehmen, nicht mit Wissen und Willen, aber in tadelnswerther Unkenntniss vieler Verhältnisse des indischen Lagers — verschiedentlich weit von der Wahrheit abgewichen, was sehr zu bedauern ist. Es verdient in Anbetracht dessen rühmlichst hervorgehoben zu werden, dass die holländische Presse (einige kleine „Schimpfblätter" ausgenommen) jenen zum Theil ungerechtfertigten Angriffen auf die Regierung der Niederlande gegenüber eine so würdige, maassvolle Haltung gezeigt hat. Freilich spricht sich der Verfasser jenes lesenswerthen Artikels der „Kölnischen Zeitung" noch viel gemässigter über

einzelne Zustände in Holland und dessen östlichen Colonien aus als es ein Multa-tuli und ein Basken Huet gethan hat, Schriftsteller, welche auf Niederlands Erde geboren wurden. Wenn ich in dem vorliegenden Capitel das holländische Gouvernement verschiedentlich getadelt habe, so habe ich das nur sehr ungern gethan, nur in der Absicht, meinen Landsleuten unverblümt das zu schildern, was ihrer nach ihrem Eintritte in die niederländische Colonialarmee wartet. Wenn ich aber hier noch einige Deutsche, welche in jenem Heere dienen, an den Pranger stellen muss, so kann man mir glauben, dass mir das äusserst peinlich ist. — Während man sagen muss, dass die holländischen Officiere fast durchgehends wenigstens in ihrem Dienste keinen Deutschenhass kennen und ihre deutschen Untergebenen im Allgemeinen so behandeln, wie sie es verdienen [worüber sich alle deutschen Söldner, die ich darüber befragt, vollständig einig waren], haben einzelne Unterofficiere und sogar Officiere von deutscher Herkunft [wenigstens in früheren Jahren] nicht nur die Anhänglichkeit an ihr deutsches Vaterland völlig aufgegeben, was schliesslich noch zu entschuldigen wäre, sondern sie verfolgen die ihnen untergebenen Landsleute geradezu mit einem nicht zu erklärenden Hasse, wie mir von verschiedenen Seiten berichtet wurde. Soll man über solche Thoren lachen, oder sollte man ihnen wünschen, dass sie der Vater Rhein, wenn sie etwa nach ihrer Rückkehr einmal den deutschen Strom überschritten, in seine Fluthen aufnähme und ihre Leichname in die Nordsee trüge, auf dass sie in des Meeres tiefster Tiefe kein deutsches Auge jemals wiedersähe.

Es ist eine wahre Herzensfreude zu lesen, wie sich fast überall im Auslande die Deutschen freundschaftlich und hülfreich die Hand reichen und den deutschen Namen hoch zu halten suchen. In niederländisch Indien habe ich jedoch in dieser Beziehung sehr traurige Beobachtungen gemacht, worüber ich aber schweigen will. Dagegen will ich hier er-

wähnen, dass in der Hauptstadt Sumatra's eine entschieden deutschenfeindliche Gesinnung herrscht und habe ich seiner Zeit deutlich genug beobachten können, wie man unsern deutschen Viceconsul, welcher mit anerkennenswerther Pflichttreue und mit völliger Aufgabe seiner persönlichen Interessen dieses Ehrenamt verwaltete, in kleinlichster Weise zu befehden suchte. So setzte irgendein von jenem Herrn verfasster Handelsbericht, in welchem sich möglicher Weise einige irrige Angaben befanden, die sumatranische Presse und gar viele der Herren Caffeeprinzen derartig in Aufregung, als befänden sich sämmtliche Vulkane Sumatra's zugleich in Aufruhr und überspien die ganze Insel mit eitlen Caffeebohnen.

Es ist gewiss zu bedauern, dass man die Deutschen in niederländisch Indien, hauptsächlich nur in der dienstbaren, unangenehmen Stellung als Colonialsoldaten, verhältnissmässig selten dagegen im friedlichen Wettbewerbe mit den Holländern und anderen Nationen auftreten sieht. Die niederländische Regierung, welche ihre Colonien seit dem Jahre 1848 dem europäischen Unternehmungsgeiste vollständig offen hält, trägt hieran keineswegs die Schuld, vielmehr wohl hauptsächlich der Umstand, dass wir Deutschen im Weltverkehr noch viel zu viel homines novi, Neulinge, sind, namentlich den Engländern gegenüber, deren Capital und Unternehmungsgeist fast in alle Winkel der Welt hineingreifen, so dass ich Thomsons Worte „Rule Britannia!“ von diesem Standpunkte aus betrachtet durchaus gerechtfertigt finde. Zwar giebt es auf Java und ebenso auf Sumatra deutsche Kaufleute, welche zum Theil blühende Geschäfte besitzen und arbeiten auch einige wenige Unternehmungen im malaiischen Archipel ganz oder theilweise mit deutschem Gelde; allein dem holländischen und englischen gegenüber scheint das zur Geltung kommende deutsche Capital kaum in die Waagschale zu fallen. Zweifellos besitzt das niederländische Indien an Deutschland einen der besten Abnehmer für seine Colonialwaaren, namentlich Tabak und

Caffee, während die Ausfuhr deutscher Fabrikate nach jener Weltgegend noch nicht sehr erheblich zu sein scheint. Wiewohl sich die Erzeugnisse unserer Eisen- und Metallindustrie getrost mit denen der englischen messen können, ist doch das sich eines [alten Renommée's erfreuende, gewerbereiche Albion ein schlimmer Concurrent für Deutschland, gegen den nur sehr schwer anzukommen ist. Zwar erobern sich die Producte der deutschen Eisenindustrie auch in den holländischen Besitzungen Ostindiens mehr und mehr den Markt, allein der Löwenantheil an dem Import von Eisen- und Stahlwaaren fällt doch, obgleich letztere theilweise den deutschen sichtlich an Güte nachstehen, an England. Leider scheinen unsere Fabrikanten noch vielfach nach dem schon vor mehr als einem Decennium von Professor Reuleaux getadelten Grundsatze: „Billig und schlecht" namentlich für den Export zu arbeiten, wodurch selbstverständlich das Ansehen der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte arg geschädigt wird. Wie ich schon früher betonte, dürfte namentlich die Textilindustrie [Kattunfabrikation], wenn sie es verstände, dem eigenthümlichen Geschmacke der Eingeborenen gerecht zu werden, im malaiischen Archipel ein vorzügliches Absatzgebiet finden. Was Parfumeriewaaren und andere Luxusartikel betrifft, wonach in jener Weltgegend die Nachfrage weit grösser ist, als man wohl annehmen sollte, so scheinen Frankreich und Belgien den Markt vollständig zu beherrschen und ihre Producte zu enormen Preisen anzubringen. Porzellan und Glaswaaren werden wohl hauptsächlich aus Holland, aber auch aus Deutschland eingeführt. Conserven, welche in ganz erstaunlicher Menge in niederländisch Indien zur Verwendung kommen, werden in Holland in solcher Menge fabricirt, dass auch die Colonien damit reichlich vom Mutterlande aus versehen werden können. — Der deutsche Gerstensaft, das deutsche Nationalgetränk, welches gegenwärtig seinen Triumphzug durch die ganze Welt hält, um mich so auszudrücken, erfreut sich auch in Indien

grosser Beliebtheit. [Münchener, Dortmunder, Hamburger, Liesinger und anderes deutsches Bier ist dort wohl an allen grösseren Plätzen käuflich.] Die deutschen Weine sind im Vergleich zu den französischen und spanischen heute noch viel zu theuer, um zu grösserer Verbreitung gelangen zu können. In Millionen von Flaschen wird das Mineralwasser von Deutschland her nach dem malaiischen Archipel ausgeführt; es ist aber recht bezeichnend für das Geschick der Engländer, ihre Waaren auf dem Weltmarkte anzubringen, dass die „Apollinaris Compagny limited" [Hauptsitz in London] durch das von ihr versandte Mineralwasser von Remagen, das weltbekannte Wasser von Niederselters und anderen vormals in Indien allgemein bekannten Sauerbrunnen dort fast vollständig verdrängt hat, was die Rührigkeit und geschäftliche Coulanz unserer Brunnenverwaltungen in kein besonderes Licht stellt.

Durch glänzende Waffenthaten hat das deutsche Volk bewiesen, dass es stark genug ist, um seine Lande vertheidigen zu können; nunmehr fällt ihm die Aufgabe zu, auch durch Werke des Friedens zu zeigen, dass es nicht nur was Kraft, sondern auch was Intelligenz betrifft, ein würdiges Glied der germanischen Rasse ist, welcher, heute schon reich an Macht und Ansehen, voraussichtlich die Welt gehören wird. Der Anfang ist gemacht und wenn es Deutschland beschieden ist, seine grosse Friedensmission auszuführen, worauf das Streben von Kaiser und Volk gerichtet ist, dann werden auch unsere Nachbarn, wenigstens soweit sie mit uns stammverwandt sind, die deutsche Nation nicht weiter fürchten und hassen, sondern wieder achten und lieben, dann werden auch die letzten Spuren von Deutschlands einstiger Erniedrigung verwischt sein. So liegt denn hoffentlich auch die Zeit nicht mehr fern, wo innigere, freundschaftlichere Beziehungen zwischen uns und den Niederdeutschen im Westen, den Holländern, bestehen und Handel und Industrie beide germanischen Staaten enger mit einander verbinden.

VIII. Malaiisches Familienrecht — Eine grosse Sociale.

Also auch dort, in Mitten der Urwälder des indischen Archipels, unter den Menschen der braunen Rasse machen jene socialistischen Lehren, welche die gesellschaftlichen Grundlagen des Staats- und Rechtslebens in den Ländern Europas zu erschüttern drohen, bereits von sich reden, auch dort geht schon das rothe Gespenst um, welches heute viele ängstliche Gemüther in der civilisirten Welt nicht wenig in Schrecken setzt — so wird sich vielleicht der Eine oder der Andere sagen, wenn er die Worte „Eine grosse Sociale" als Ueberschrift eines Capitels in diesem Buche, das doch nur Mittheilungen aus dem Reich von Insulinde bringen soll, findet. — Nein, soweit sind die Apostel der rothen Republik noch nicht gekommen, noch ist das Evangelium des Socialismus den braunen Menschen nicht verkündet worden, aber dennoch werde ich hier dem verehrten Leser eine grosse Sociale vorführen können. Auf dem fernen Eilande Sumatra, im Gebiete der Westküste, auf dem Boden des ehemaligen Königreiches Menang Kabau, da haben sich nämlich, wenn auch unbekannt mit den communistischen Theorien eines Plato, Thomas Morus, Fourier, L. Blanc, Proudhon, Owen, Marx, Lassalle, Bellamy und anderer Männer, welche den Weg gefunden zu haben glaubten, um die menschliche Gesellschaft so zu sagen einem goldenen Zeitalter entgegen zu führen, die Kinder der malaiischen Rasse schon vor Hunderten von Jahren zu einer grossen Sociale vereinigt. Gerade in unseren Tagen, wo sich der Socialismus so sehr brüstet und in seiner Verblendung wo-

möglich schon die Welt halb erobert zu haben glaubt, dürften die folgenden Zeilen, worin eine wirklich existirende, auf communistischer Grundlage entstandene und fortbestehende Vereinigung, welche viele Hunderttausend über einen Raum von mehr als tausend Quadratmeilen zerstreute Individuen umfasst, Gegenstand der Besprechung sein wird, vielleicht mit einigem Interesse gelesen werden.

Ich stütze mich in den nachfolgenden Ausführungen zum Theil auf Mittheilungen, welche mir seiner Zeit der Herr Assistent-Resident Kooreman zu Païnan machte [ein mit den ethnographischen Verhältnissen seines Verwaltungsbezirkes sehr genau vertrauter Beamter, der sich übrigens über das malaiische Familien- und Erbrecht demnächst in einer grösseren Abhandlung auszusprechen gedenkt], zum Theil auf die sehr interessante Schrift von Prof. G. A. Wilken „Over de verwantschap en het huwelijks en erfrecht bij de volken van den indischen archipel [Leiden. E. J. Brill 1883]." Getreu dem Grundsatze, in den Colonien das Rechtsleben, die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen so viel wie nur eben möglich unangetastet zu lassen, haben die Holländer auch in die Rechtsverhältnisse der Malaien im Gouvernement Sumatra's Westküste so wenig, als es die Verhältnisse nur eben gestatteten, eingegriffen, so dass wir heute noch ohne sonderliche Mühe einen Einblick in das dort seit vielen, vielen Jahren bestehende Recht [mit Ausnahme des Staats- und Strafrechtes] gewinnen können, indem die Eingeborenen selbst bei der grossen Pietät vor dem hergebrachten Alten, welche das ganze Volksleben durchzieht, im Laufe der Jahrhunderte fast nichts hierin verändert haben.

Jenes Recht nun, welches sich seit so langer Zeit im Umfange des alten Königreiches Menang Kabau erhalten hat, ist wie das ursprüngliche Recht bei fast jedem Volke, wie auch das germanische vor der Völkerwanderung, ein Gewohnheitsrecht, also ein Recht, dessen Satzungen aus der in der

Gesammtheit des Volkes lebenden Rechtsüberzeugung hervorgegangen sind, nicht also einer organisirten gesetzgebenden Gewalt ihre Entstehung verdanken. Dieses Gewohnheitsrecht, im Malaiischen mit dem Namen „Adat“ belegt, war bis in die neuere Zeit noch nicht durch die Schrift fixirt und selbst heute erhalten sich Theile desselben nur auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung. Die Kenntniss des Adat befestigte und verbreitete sich im Volke schon durch die beständige Anwendung bei vorkommenden Rechtsfällen, dazu aber trug, wie das ebenso bei dem ältesten germanischen Rechte der Fall war, die kurze, aphoristische, sich oft eigenthümlicher Formen und Symbole bedienende Redeweise, in welche sich der Rechtsgedanke kleidete, erheblich dazu bei, dass dieses altherkömmliche Recht unverändert in der Erinnerung des Volkes blieb. Das ursprüngliche Recht [isti-adat] gilt dem Malaien als so heilig, dass, wenn durch die Verschiebung der diesem zu Grunde liegenden Verhältnisse eine Veränderung desselben unumgänglich nothwendig wird, solches nur nach allgemeiner Berathung, mit Zustimmung des ganzen Volkes resp. der Häuptlinge geschehen kann und dann noch zur Sanctionirung des Adat und zur Sühne für die Verletzung des Alten ein Opfer dargebracht werden muss [issi-adat]. So ist es wenigstens bisher immer Gebrauch gewesen. Ein also verändertes Urgesetz wird als „adat nan di adatkan“ als ein gewordener Adat bezeichnet. Sehen wir nun zu, wie dieses Gewohnheitsrecht das Rechtsleben bei den Malaien gestaltet!

Das ganze Volk theilt sich in wenige grosse Familien, Stämme, sogenannte „Suku's“, von denen, so viel mir bekannt ist, der Suku Malaiou gegenwärtig die grösste Individuenzahl aufzuweisen hat. Ein jeder Eingeborene weiss sehr genau, welchem Suku er angehört. Dieses Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamme [wie wir es auch bei den Juden ausgeprägt finden] hat sich, trotz des friedlichen Zusammenlebens der Glieder von verschiedenen Sukus in grösseren

oder auch kleineren Ansiedelungen bei zahlreichen malaiischen Volksstämmen sowohl auf Sumatra als auf anderen Inseln des Archipels, unter Anderen bei den Batta's, Redjangern, Alfuren und Timoresen, lebendig erhalten. Es erklärt sich dieses sehr leicht aus der bei den genannten Völkerschaften bestehenden Einrichtung, dass Heirathen nur zwischen Gliedern verschiedener Stämme stattfinden dürfen, ein Institut, welches passend als „Exogamie" bezeichnet wird. Furcht vor den schlimmen Folgen der Inzucht ist es unzweifelhaft gewesen, welche das Volk zu dieser Bestimmung veranlasst hat. Viel seltsamer als das Verbot in den Stamm zu heirathen, erscheint das bei keinem anderen malaiischen Volke als dem von Menang Kabau bestehende sogenannte „Matriarchat". Dieser Einrichtung zu Folge bleibt bei den aus einer Ehe entsprossenen Kindern die väterliche Verwandtschaft ganz ausser Betracht und bestimmt nur die Mutter die Stammesangehörigkeit und die Verwandtschaft. Glieder des Sukus sind also diejenigen, welche von einer Urgrossmutter, einer Urahnin abstammen. Gewohnt die Abstammung von väterlicher Seite als die hauptsächlich maassgebende anzusehen, muss uns das Bestehen des Matriarchates bei den Malaien anfänglich als ein Missverhältniss erscheinen; sofern man jedoch genauer darüber nachdenkt, wird man zugestehen müssen, dass die Mutter durch viel innigere natürliche Bande mit dem Kinde zusammenhängt, als der Vater. Ist doch — der verehrte Leser verzeihe, wenn ich vielleicht sein Zartgefühl etwas unsanft berühre — vom physiologischen Standpunkte aus betrachtet das Verhältniss durchaus dasselbe wie im Reiche der höchst organisirten Thiere, der Säugethiere, wo kein Zweifel darüber bestehen kann, dass das weibliche Individuum in viel näherer Beziehung zu seinem Sprösslinge steht als das männliche. Nach den Lehren der Sociologie, einer heute schon zu grosser Bedeutung gelangten Wissenschaft, hätte man anzunehmen, dass die Menschen anfänglich, wie wir es heute

noch bei einzelnen wilden Völkerschaften finden, hordenweise zusammenlebten und dass die Ehe damals noch ein unbekanntes Institut war. Falls dieses wirklich so gewesen wäre, müsste man, weil unter solchen Umständen die Vaterschaft häufig in Frage gekommen wäre, in dem Matriarchat die ursprüngliche Ableitung der Verwandtschaft suchen und die Ehe mit geltendem Matriarchat als eine Phase ansehen, welche das Familienleben überall in seiner Entwickelung durchlaufen hätte. Ich will diese Ansicht hier durchaus nicht verfechten, sondern überlasse es einem Jeden, darüber zu denken wie er will; doch möchte ich hier in Kürze einige Thatsachen anführen, aus welchen ersichtlich ist, dass einzelne Völker, bei denen später das Patriarchat zu unbestrittener Geltung gekommen ist, in früherer Zeit auf die Abstammung von mütterlicher Seite entschieden mehr Gewicht gelegt haben, und dass das Matriarchat auch heute noch neben den Malaien von Menang Kabau von verschiedenen anderen Völkern aufrecht erhalten wird. Tacitus sagt von unsern Altvorderen in Capitel XX seiner Germania: „Sororum filiis idem apud avunculum, qui apud patrem honor. Quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur et in accipiendis obsidibus magis exigunt, tamquam ii et animum firmius et domum latius teneant. Heredes t a m e n successoresque sui cuique liberi: et nullum testamentum.“ Die Kinder werden demnach, als noch viel enger durch das Band der Blutsverwandtschaft mit dem Bruder der Mutter verbunden erachtet, denn mit dem eigenen Vater. Auch in dem späteren deutschen Rechtsleben [Lex Salica] finden wir Züge, welche verrathen, dass unsere Vorfahren die Verwandtschaft von mütterlicher Seite als eine mindestens ebenso nahe [enge] betrachteten, wie die von väterlicher Seite her. Halten wir Umschau in der Geschichte des jüdischen Volkes, so begegnen wir hier gleichfalls, namentlich in der älteren Zeit, einzelnen Thatsachen, welche auf ähnliche Anschauungen hinweisen. Wohl treten uns da Beispiele entgegen, dass Halbbrüder und Halbschwestern, wenn

sie von demselben Vater, aber von verschiedenen Müttern abstammen, mit einander die Ehe eingehen können, nicht aber solche, wo das Umgekehrte der Fall ist. Abraham heirathet die Sarah, welche, wie jener ausdrücklich bemerkt, seines Vaters, aber nicht seiner Mutter Tochter ist. Thamar sagt zu Amnon, der wie sie von David, aber von einer anderen Mutter abstammte: „Sprich zum Könige und er wird mich dir nicht abschlagen.“ [Kön. 2. 13. 13.] Auch die Erzählung von der Werbung um die Rebekka verdient hier entschieden angeführt zu werden [Moses 1. 24]. Obschon Rebekka's Vater Bathuel noch lebt [Vers 50], kommt dieser bei der ganzen Affaire kaum in Betracht. Das junge Mädchen, sehen wir wohnt im Hause ihrer Mutter und der Bruder von dieser, Laban, entbittet den die Werbung überbringenden Diener als Gast. Jener giebt mit dem Vater seine Zustimmung zu der Heirath, worauf an die Braut, deren Brüder und deren Mutter Geschenke ausgetheilt werden. Nachdem Rebekka in der Heimath des Isaak angekommen, führt sie dieser in das Gezelt seiner Mutter und nimmt sie zum Weibe. Doch kehren wir zur Gegenwart zurück! Noch heute besteht das Matriarchat, wie Wilken anführt, bei den Indianern von Nordamerika, bei den Arowaken von Guiana, bei den Berbern und anderen Volksstämmen von Nord-, Mittel- und Südafrika, bei den Malabaren und verschiedenen anderen Völkern des asiatischen Festlandes, bei den Bewohnern der Mortlock-Inseln, der Marshall-Inseln, der Tonga-Gruppe u. a. m. Nirgends auf dem Erdenrunde ist aber wohl das Matriarchat unter einem so zahlreichen Volke verbreitet, nirgends ist es wohl mit solcher Consequenz durchgeführt, wie auf dem Boden des alten Königreiches Menang Kabau. Die Familie baut sich also bei den Malaien im Gebiete von Sumatra's Westküste auf einer ganz anderen Grundlage auf als bei den europäischen Völkern und wir werden in Folge dessen bei jenen gesellschaftliche Zustände antreffen, welche uns höchst seltsam erscheinen.

Also nehmen wir an, der Würfel sei gefallen, die Braut sei endgültig erwählt und der junge Malaie denke ernstlich an die Heimführung der Erkorenen. Sich in Frack und Cylinderhut die Consens der Eltern einholen, das geht dort zu Lande nicht an, denn erstlich sind jene Auswüchse der Mode unter den Eingeborenen noch Ungeheuerlichkeiten und zweitens hat sich der Vater der Braut in die Angelegenheiten seines Töchterleins ganz und gar nicht zu mischen. Es sind zunächst die Mutter, der Onkel, der Grossonkel mütterlicherseits, oder der älteste Neffe des letzteren, welche ihr Wörtlein dreinzureden haben; dann aber kommen nach altem Brauch auch die Sippengenossen, die gewissermaassen Miteigenthümer der Schönen sind und denen eigentlich ein Entgelt für die Ueberlassung der Braut zusteht, in Frage. Die Werbung schliesst also nach früherem Herkommen einen Brautkauf in sich ein; doch sieht man gegenwärtig hiervon mehr und mehr ab, weil sonst wohl manches Töchterlein und Cousinchen eine alte Jungfer werden würde. [Ebenso müssen auch unsere verehrlichen Vorfahren gedacht haben, denn der Brautkauf, welcher vormals mit jeder Eheschliessung verbunden war, wurde später in der Weise modificirt, dass der Mann den Kaufpreis, den „Muntschatz“ [das Mundium] nicht mehr an den Vormund der Braut zahlte, sondern letzterer selbst als Wittwenversorgung übergab. Im Laufe der Zeit ist dann zum Schaden für das schöne Geschlecht das Mundium in das Entgegengesetzte, die Dos [Mitgift der Frau] übergegangen.] Hat nun die Familie der Braut den Bewerber angenommen und ist derselbe glücklicher Ehemann geworden, so zieht das junge Paar nicht etwa von dannen und gründet einen eigenen Heerd, nein, eine jede Ehehälfte bleibt bei ihrem Stamme, in dem Hause der Mutter, in welcher sie auch vorher war und nur zur Abendzeit begiebt sich der Neuvermählte in die Wohnung seiner jungen Frau. In den Flitterwochen hilft der Mann seiner Genossin meistens bei ihren häuslichen

Arbeiten, dem Reisbau u. dgl., später jedoch schafft er fast ausschliesslich wieder für sein mütterliches Heim. Da also die jungen Ehepaare keine eigene Wohnung beziehen und keinen Haushalt für sich gründen, so müssen bei dem gewöhnlichen Laufe der Dinge die Insassen eines jeden Hauses bald sehr zahlreich werden. In einer solchen Familien-Caserne da finden wir die Mutter mit allen ihren Kindern sesshaft. Die Töchter haben es auch schon zu zahlreicher Nachkommenschaft gebracht, welche ebenfalls in dem grossmütterlichen Neste wohnen bleibt; kurzum das Haus ist ein wahrer Bienenkorb geworden. [Das malaiische Wort für Familie ist Samandei, wörtlich, eine Mutter habend, Nachkommenschaft von einer Mutter]. In den Oberländern kann man Häuser finden, in denen zehn bis zwanzig Familien [nach unsern Begriffen] friedlich unter einem Dache, als ein Gesinde, beisammen wohnen. Selbstverständlich sind diese Häuser sehr gross und geräumig. Namentlich zur Nachtzeit müssten diese Massenwohnungen an Uebervölkerung. leiden, wenn nicht die Brüder der älteren weiblichen Insassen zu dieser Zeit in anderen Häusern ihre bessere Hälfte aufsuchten. Schliesslich, wenn der Kindersegen unter einem solchen Dache doch gar zu gross wird und man auch nicht mehr anbauen kann, zieht ein Theil der Insassen aus in eine meistens nahebei erbaute, neue Wohnung. Auf diese Weise entsteht allmählich ein ganzes Quartier, ein Kumpulan rumah [ein Häuserhaufen], welches ausschliesslich von Sippengenossen bewohnt wird. Es würde nun trotz des sanften, ruhigen Characters der Malaien in einem so stark bevölkerten Hause, wo vielleicht vierzig oder noch mehr Personen, Männer, Weiber und Kinder zusammenwohnen, wohl selten Friede walten, wenn nicht ein Major domus vorhanden wäre, dem sich sämmtliche Insassen unbedingt unterwerfen. Es ist dieses der älteste Bruder der Stammmutter, der sogenannte Mamaq. Dass gerade der Onkel von Mutters Seite her als Respectsperson angesehen wird, erinnert

uns deutlich an die oben angeführten Worte des Tacitus: „Sororum filiis idem apud avunculum, qui apud patrem honor.“ Die Stellung, welche bei uns dem Vater seinen Kindern gegenüber zuerkannt wird, hat nach malaiischen Rechtsbegriffen der Mamaq den Kindern und Enkeln seiner sämmtlichen Schwestern, seinen „Kamanakan's“ gegenüber einzunehmen. Der Vater selbst steht zu seinen Kindern eigentlich in gar keiner rechtlichen Beziehung. [Einen Malaien würde es sicherlich nicht angenehm berühren, wenn man sich, ohne näher mit ihm bekannt zu sein, nach seinem Vater erkundigte]. Wohl aber ist ein Vater, wenn er der älteste Bruder seiner Schwestern ist, Herr und Gebieter, Mamaq über deren Nachkommen. Das Verhältniss zwischen dem Mamaq und seinen Kamanakans kann nur als ein durchaus liebevolles bezeichnet werden und wird ersterem die Verehrung und Achtung von Seiten seiner Schutzbefohlenen in hohem Grade zu Theil. — Um das Gesagte noch einmal kurz zu wiederholen, so ist es bei den Malaien von Menang Kabau nicht der Mann, sondern die Frau, welche das Geschlecht gesellschaftlich fortpflanzt. Die Mutter bildet den Mittelpunkt der Familie. Die Söhne und Töchter verbleiben auch nach ihrer Verheirathung im Hause der Mutter, ebenso die Enkel und Enkelinnen in weiblicher Linie. Nicht der Vater ist Herr seiner Kinder, sondern die Mutter und da sie die väterliche Gewalt nicht auszuüben versteht, so nimmt ihr ältester Bruder dieselbe an sich. Dieses Verhältniss muss aber eine wesentliche Veränderung erfahren, sobald, sei es in Folge von Uebervölkerung oder sei es aus einem anderen Grunde, ein Ehepaar auswandert. Dann gründen natürlich die Eheleute in der neuen Ansiedelung einen eigenen Heerd und wohnen zusammen. Wir werden also dort, wo man den ausgedehntesten und am stärksten bevölkerten Wohnungen begegnet, wie in den Oberländern, ältere Niederlassungen und dort, wo man nur kleinere Häuser antrifft, wie an der Küste

im südlichen Theile des Gouvernements, z. B. in der Gegend von Indrapura, neuere Siedelungen zu suchen haben. Und so verhält es sich in der That; denn ich habe sehr häufig von den Eingeborenen in der Assistent-Residentschaft Païnan gehört, ihre Vorfahren seien aus den Oberländern hierher verzogen und zwar sei die Auswanderung mittelst einer Prau vom Berge Merapi aus erfolgt. [Letzteres mag denjenigen, welche die Terrainverhältnisse Sumatra's genauer kennen, unglaublich erscheinen, ich möchte aber die Möglichkeit einer solchen Wasserfahrt für weit zurückliegende Zeiten nicht so ohne Weiteres in Abrede stellen, weil es sich auf geologischem Wege nachweisen lässt, dass einst in der Nachbarschaft des Merapi Binnenseen lagen, welche Abflüsse zur Küste hatten, geradeso, wie heute noch der Umbilien-Fluss aus dem grossen, aber ebenfalls in seiner Ausdehnung zurückgehenden Gebirgssee von Singkarah, welcher gegenwärtig noch 21 km. (grösste) Länge und 7,7 km. Breite besitzt und dessen Wasserfläche 362 m. über dem Niveau des indischen Oceans gelegen ist, der Ostküste zufällt. Trotzdem nun aber Sumatra, wie schon gesagt, unter dem Einfluss einer verhältnissmässig sehr schnell fortschreitenden Hebung seit lange gestanden hat und noch heute steht, müsste doch schon eine sehr geraume Zeit verstrichen sein, seitdem jene Einwanderung auf dem Wasserwege stattgefunden hätte.] Der Küstenstrich bis zu dem etwa 20 Meilen südlich von Padang gelegenen Ajer Hadji dürfte wohl der zuerst besiedelte Theil der Padang'schen Unterlande gewesen sein und findet man hier sowohl Einzel- als Massenwohnungen für Familien, wogegen die südlicher gelegene, heute noch sehr sumpfige Küstenniederung um Indrapura herum, sich wohl erst später mit einzelnen Niederlassungen bedeckte. Unfern Indrapura begegnet man fast ausnahmslos nur kleinen Häusern, welche kaum für eine Familie den nothwendigsten Platz bieten, ein Beweis, dass die hierher gekommenen malaiischen Colonisten sich schon mehr von den

alten Einrichtungen, wie sie in ihrer Heimath bestanden, abgewandt haben. Doch das sind Ausnahmen, welche veränderte Lebensbedingungen gefordert und man kann sagen gebieterisch gefordert haben; denn sicherlich gingen die so sehr conservativen Malaien nur sehr ungern von dem hergebrachten Alten ab.

Auf der Grundlage des Matriarchates und eines ganz eigenthümlich gestalteten Familienlebens musste sich auch ein von dem der meisten anderen Völker durchaus verschiedenes Erbrecht ausbilden. Die Principien desselben sind ungefähr folgende: Wie fast überall, so sind auch bei den Malaien von Menang Kabau die nächsten Verwandten zunächst erbberechtigt. Da nun die Verwandtschaft ausschliesslich mit der Abstammung von mütterlicher Seite rechnet, so beerben die Kinder vor Allem ihre Mutter. Stirbt ein weibliches Familienglied kinderlos, so treten dessen Geschwister oder die Kinder der Schwestern als Erben ein. Bei dem Verscheiden eines Mannes, ob verheirathet oder nicht, geht dessen Eigenthum auf seine Geschwister, oder die Kinder der Schwestern über. Von ihrem Vater erben also die Kinder nichts. Er kann ihnen nur Geschenke machen von dem, was er selbst erworben. So hatte auch Tacitus bei unseren Vorfahren die Erbfolge erwartet, wie daraus hervorgeht, dass er an den Satz, man erachte bei den Germanen das Band der Blutsverwandtschaft zwischen dem Bruder der Mutter und deren Kindern als inniger denn jenes, welches den Vater mit seinen Kindern verbinde, die Bemerkung knüpft: „Heredes tamen successoresque sui cuique liberi: et nullum testamentum.“ Ein Testament kennt das malaiische Gewohnheitsrecht ebenfalls nicht. In derselben Weise wie Güter vererben sich auch der Adel [wenn von einem solchen die Rede sein kann], Titel und Würden. Wir sahen soeben, wie der älteste Bruder der Mutter als Mamaq, väterliche Rechte, nach unserem Begriffe, über alle Nachkommen von dieser und deren Schwestern ausübt. Stirbt

nun der Mamaq, so gehen seine Rechte und Pflichten an den ältesten Sohn der ältesten Schwester, oder bei dessen Unfähigkeit an den zweitältesten Sohn derselben über. Einer von ihnen wird also Mamaq über sämmtliche Nachkommen [in weiblicher Linie] seiner Grossmutter. Denkt man sich die Familie durch einige Generationen weiter ausgebreitet und die Würde des Mamaq in derselben Reihenfolge weiter vererbt, so muss letzterer in den meisten Fällen schliesslich Oberhaupt einer sehr zahlreichen Familie sein. Ich sage „Oberhaupt"; denn unter ihm ist jedesmal wieder der älteste Bruder Mamaq über die Kinder aller seiner Schwestern. Wenn man auf die besagte Weise in ascendenter Folge zurückrechnet, so kommt man zu dem Ergebnisse, dass die heutigen Stammeshäuptlinge die Mamaqs ihrer untergebenen Stammesgenossen [ihrer Kamanakans] sind. Und umgekehrt, im Falle heute ein solcher Häuptling stirbt, so tritt einer von seinen Brüdern, oder der älteste Sohn seiner ältesten Schwester in dessen Amt und Würden ein. Das Stammesoberhaupt ist also eigentlich nur Repräsentant jener Urahnin, von der alle seine Untergebenen in weiblicher Linie abstammen und so wird auch von ihm selbst sowohl als den ihm unterstellten Verwandten diese Würde aufgefasst. Es macht in der That einen sehr guten Eindruck zu sehen, mit welcher Liebe und Achtung sämmtliche Stammesgenossen an ihrem Häuptlinge hängen, wie sie sich ehrerbietig grüssend vor ihm neigen und wie dieser mit väterlicher Liebe auf seine ganze Schützlingsschaar, die mit ihm ja sabuah paruï, d. h. aus ein und demselben Mutterschoosse entsprossen ist, schaut und einem jeden Gliede derselben beispringt, wo er es in Noth sieht. Durch ihn wird auch das Bewusstsein der Verwandtschaft bei seinen sämmtlichen Schutzbefohlenen wach gehalten, so dass begreiflicher Weise niemals ein Glied der ganzen grossen Sippe in Noth gerathen kann, indem er als Häuptling dafür sorgt, dass jenem von irgend einer Seite Hülfe zu Theil wird. Deshalb

trifft man auch niemals einen Malaien an, welcher um Almosen bäte. „Arme wird es immer geben in dem Lande, wo du wohnest; darum thue deine milde Hand auf“ — unter den Eingeborenen im Gebiete von Sumatra's Westküste hat man keine Gelegenheit hierzu, es sei denn, dass man das ganze Volk als arm ansähe. Das ist die grosse Sociale! — Sehen wir uns nun einmal das Zusammenleben der verschiedenen Stämme in den einzelnen Kampongs [Dörfern] genauer an! Das ganze Volk der Malaien von Menang Kabau besteht, wie bemerkt, aus wenigen [vier oder fünf, wenn ich mich recht erinnere, nicht aber drei, wie ich irgendwo gelesen habe] grossen Familien, Stämmen, von den Eingeborenen Sukus genannt, von denen einzelne mehrere Hunderttausend Glieder zählen. In jener Zeit, als die Malaien ihre Unabhängigkeit noch nicht verloren hatten, stand jeder Suku unter Selbstverwaltung [Autonomie] und war die Regierung des Malaienstaates eine genossenschaftliche. Diese Stämme wohnen nicht getrennt in abgetheilten Gebieten, wie das vordem in Palästina unter den Israeliten der Fall war, sondern sie erscheinen im ganzen Lande durcheinander geschoben. Es ist das zum Theile eine Folge der Exogamie, zum Theile hat man es auf die Art und Weise zurückzuführen, wie das Land besiedelt wurde. Die ursprünglichen Sitze der Malaien sind, dafür lassen sich ausser den angeführten noch verschiedene andere Beweise beibringen, nicht an der Küste, wie man doch erwarten sollte, sondern in den Oberländern zu suchen. Von hier aus zogen Theile des Volkes später zur Westküste hinab, die vor einigen Jahrhunderten in ihren ebenen Theilen unzweifelhaft noch sehr sumpfig war. An fruchtbarem, zum Anbau von Nutzpflanzen geeigneten Gelände fehlte es hier damals und fehlt es selbst heute noch nicht, aber es kostete viele Arbeit und Mühe, die üppig wuchernde Waldesvegetation zurückzudrängen. Herrenlos lag überall der Grund da und machte sich der Ansiedler durch die Arbeit, durch welche er

sich mit der Scholle verband, zum Eigenthümer derselben. Gerade so ist es in dünnbevölkerten Gegenden auch noch heute. In dieser neuen Niederlassung breitete sich nun die Familie des Einwanderers aus, die Sitten und Gewohnheiten der Heimath soweit als möglich beibehaltend. Zeigte sich der besiedelte Platz für den Anbau besonders günstig, so gesellten sich leicht weitere Colonisten hinzu, welche, sofern an fruchtbaren Gründen [wie wohl meistens] kein Mangel herrschte, als Associirte willkommen waren. Die sesshaft gewordenen Familien, ob einem oder verschiedenen Sukus angehörig, vertheilten nun den umliegenden Grundcomplex, soweit er leicht zu bebauen [in bewässerbare Reisfelder, Sawah's, umzugestalten] war, unter sich; der Wald aber blieb gemeinsames Eigenthum. Spätere Zuzügler fanden alsdann in einer solchen Niederlassung nur selten günstige Existenzbedingungen und zogen weiter. Gemäss der communistischen Idee, die sich durch das ganze gesellschaftliche Leben der Malaien hindurchzieht, blieb der Grundbesitz factisch Eigenthum der ganzen eingewanderten Familie und wurden deren Gliedern nur bestimmte Antheile zur Bebauung überwiesen. Wohl aber konnte ein Jeder nach Belieben Theile des gemeinschaftlichen Waldes urbar machen und blieb er dann so lange Besitzer des für die Cultur gewonnenen Bodens, als noch Spuren von den eingesetzten Nutzpflanzen zu erkennen waren. [Dort, wo dem Einzelnen seine Quote ein für allemal belassen worden und dieser also eigentlich Eigenthümer derselben geworden ist, kann die Veräusserung eines Grundstückes nur mit Zustimmung der engeren Familie erfolgen und ist streng genommen auch jedes Glied der weiteren Familie berechtigt, ein Entgelt für die Verminderung des Sippeneigenthums zu verlangen.] Ungefähr so waren auch die Besitzverhältnisse der Germanen vor der Völkerwanderung: „Am „Ackerlande bestand sogenannte Feldgemeinschaft mit wechseln„der Hufenordnung. Als Eigenthümer desselben galt die Ge„sammtheit der Gemeindegenossen, während dem Einzelnen

„sein Antheil an der Feldmark durch periodisch wiederkehrende „Verloosung zur Sondernutzung zugewiesen wurde.“ — In den älteren malaiischen Niederlassungen sind die Besitzverhältnisse so zu sagen die gleichen, da sie sich ja auch auf demselben Wege herausgebildet haben wie die in den neueren Ansiedelungen. Innerhalb des Kampongs [des Dorfes] hat jede Familie, jede Sippe ihren Mamaq, jeder Stamm sein Oberhaupt, dabei ist der Häuptling des am Frühesten in dem Orte sesshaft gewordenen Suku's der Vertreter der ganzen Gemeinde, der Ortsvorsteher. In einem grösseren Bezirke aber bekleidet gewöhnlich der Häuptling der ältesten grösseren Niederlassung zugleich die Stelle des Districtshäuptlings, des Tuankou [Tuanko].*) Sein Rechtsnachfolger der Panghulou kapala steht ihm in der Ausübung seines Amtes, als Beigeordneter, zur Seite. In kluger Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse ernennt die holländische Regierung, wie bereits gesagt, fast ausnahmslos diejenigen zu Hoofden [Dorfsvorstehern] und Districtshoofden [Districtsvorstehern], welchen auch nach der malaiischen Erbfolge-Ordnung diese Würde zufällt. — Zwischen Mutterort und Filiale ist das Band keineswegs zerrissen, wie unter Anderem daraus hervorgeht, dass, wenn ein Glied irgend einer früher ausgewanderten Familie durch Absterben seiner Verwandten in dem Heimathsorte erbberechtigt wird, oder ihm daselbst die Würde eines Häuptlings zufällt, man einen Ruf an dasselbe ergehen lässt, um es in seine Rechte einzusetzen. Auch die einzelnen Suku-Genossen verlieren ihre weitere Verwandtschaft nie aus dem Auge. Ein jeder Malaie ist über seinen Suku sehr genau unterrichtet

*) Dieselbe Einrichtung finden wir auch [wahrscheinlich aus früherer, germanischer Zeit übernommen] bei den alten Sachsen. Dort waren es die Besitzer der ältesten Höfe, der Haupthöfe, curtes principales, auch Richters- oder Richthöfe genannt, welche als Häuptlinge, Vorsteher und Richter, in dem umliegenden Gebiete [Villen, Marken] fungirten. Das Wort „Tuanko“ liesse sich also im Deutschen sehr gut durch „Schulte, Schultze, Schultheiss“ [Sculdais der Lex Longobardorum] wiedergeben.

und wenn ein Eingeborener fern von seiner Heimath einen Stammesgenossen besucht, so kann er auf ein freundliches Entgegenkommen rechnen. In der That die sämmtlichen Malaien im Gebiete von Sumatra's Westküste bilden eine grosse, engverbundene Familie, heute noch so wie vor Hunderten von Jahren! Selbst der Islam, jener gewaltige Reformator im Volksleben des Orients, er vermochte es nicht, die Bewohner des alten Königreiches Menang Kabau zum Abgehen von ihrem Adat, ihrem Gewohnheitsrechte, zu bewegen, während ihm die Eingeborenen der benachbarten Insel Java ohne Weiteres ihre ererbten Rechtsgebräuche auslieferten. Das Staats- und Strafrecht der Malaien wurde jedoch in wesentlich andere Bahnen geleitet durch die Herrschaft der Holländer. In dem den Colonien gegebenen niederländischen Strafgesetzbuche würde man sich wohl vergeblich nach den Grundzügen des im einstigen Königreiche Menang Kabau gehandhabten Strafrechtes umschauen. So viel mir bekannt geworden ist, müssen diese Grundsätze viele Aehnlichkeit mit denen gehabt haben, welche unsere Vorfahren in älterer Zeit bei der Ahndung der Vergehen leiteten. Ich möchte hier einige Sätze aus F. v. Holtzendorff's Encyclopädie der Rechtswissenschaften anführen, bei deren Lesung ich unwillkürlich an das erinnert wurde, was ich seiner Zeit auf Sumatra's Westküste über das alte malaiische Strafrecht gehört habe. Es heisst an der betreffenden Stelle: „Innerhalb „des Staates bildete [bei den Germanen] das Geschlecht, die „Sippe, eine öffentliche, rechtliche Körperschaft, welche ihren „Gliedern Schutz und Sühne gewährleistete. Wurde an einem „derselben der Friede gröblich verletzt, so war sie ver„pflichtet zur Blutrache zu schreiten, oder den Anspruch auf „das Wergeld zu erheben, welches nach bestimmten Sätzen „an die nächsten Verwandten des Erschlagenen vertheilt „wurde. Wenn der Uebelthäter ausser Stande war, das ver„wirkte Wergeld zu zahlen, so wurden seine Geschlechts-

„genossen zur Zahlung herangezogen. Bei Rechtsstreitig-
„keiten waren sich die Familienglieder gegenseitig zur Eides-
„hülfe verbunden. So bestand unter den Verwandten (Magen)
„eine Art von Gesammtbürgschaft, Magenbürgschaft, und bot
„der enge Verband der Sippe einen Ersatz für den Mangel
„einer allseitig entwickelten Staatsgewalt.“ Auch der Suku bildete in unserm Malaienstaate, wie schon bemerkt, eine öffentliche, rechtliche Körperschaft, auch er gewährleistete seinen Gliedern Schutz und Sühne. Letzteres beweist die schon oben angeführte Thatsache, dass die Sippen- [Suku-] Genossen noch heute [trotz des von den Holländern eingeführten modernen Strafrechtes], falls sie glauben der Mord eines der Ihrigen sei durch die Justiz zu milde bestraft, Blutrache an dem Uebelthäter nehmen. Ob bei den Malaien im Gouvernement Sumatra's Westküste früher eine ähnliche Sühnung, wie die durch Wergeld bestanden hat, weiss ich nicht sicher; es ist dieses aber wohl deshalb anzunehmen, weil bei den Bewohnern der am östlichen Fusse des Barissan-Gebirges gelegenen Landschaft Redjang, welche einst ebenfalls zu dem Königreiche Menang Kabau gehörte und bei ihrer isolirten Lage die alten Sitten treu bewahrt hat, die Zahlung eines Wergeldes, Uwang bangou [Versöhnungsgeldes], zur Sühnung eines Mordes und zur Umgehung der Blutrache in Gebrauch war oder noch ist. Es wurde schon bei einer früheren Gelegenheit gesagt, dass bei dem ursprünglichen malaiischen Eide die Sippengenossen als Eideshelfer auftraten. Dass ferner unter den Verwandten [Familien- und Suku-Genossen] eine Art von Gesammtbürgschaft bestand oder noch besteht, ist wohl schon aus der ganzen Zusammensetzung der malaiischen Gesellschaft zu schliessen, dann aber auch daraus zu entnehmen, dass nach alter Rechtsanschauung bei vorkommendem Diebstahl nicht nur die Verwandten des Diebes regresspflichtig, sondern, wie man mir sagte, für eine Unthat in gewissem Sinne sogar diejenigen verantwortlich sind, welche in der Nähe des That-

ortes wohnen. [Dass auch die Juden in älterer Zeit einer ähnlichen Anschauung huldigten, geht aus Moses 1. 21. 1—9 hervor.] Wenn die Regierung im Königreiche Menang Kabau eine genossenschaftliche war und der Suku unter Selbstverwaltung stand, so ergiebt sich eigentlich von selbst, dass der letztere für jedes seiner Glieder weitgehende Garantien zu übernehmen hatte.

Dort im fernen Morgenlande da ist also die Idee eines auf communistischer Grundlage aufgebauten Staates schon seit Hunderten von Jahren zur praktischen Anwendung gekommen; dort liegt demnach ein interessantes Beobachtungsfeld für unsere modernen Socialisten. Würden letztere nun wohl daselbst die Segnungen nachweisen können, welche sie von der mehr oder minder consequenten Durchführung des Communismus im gesellschaftlichen Leben erwarten? Ich glaube es nicht. Hunger und drückende Noth, sie sind zwar ziemlich unbekannt unter den Gliedern der grossen malaiischen Sociale von Menang Kabau, allein verdanken dieses die braunen Eingeborenen vielleicht nicht eben so sehr einer gütigen Natur, die in ihrem Lande nicht müde wird, den Menschen mit den köstlichsten Gaben des Pflanzenreiches gleichsam zu überschütten, als den bestehenden socialen Einrichtungen? Kehrt etwa die Noth häufiger ein im Kreise der anderen Volksstämme, welche unter demselben gesegneten Himmelsstriche wohnen und den Segnungen des Ackerbaues ihre Hand nicht verschliessen? Hat die communistische Gesellschaftsordnung noch weitere Vortheile gebracht? Es lässt sich nicht verkennen, dass der Neid, welcher im Leben anderer Völker eine so grosse Rolle spielt, den Malaien so zu sagen unbekannt ist. Sicherlich trägt das Bewusstsein, einer Gemeinschaft anzugehören, in welcher gleiches Recht für Alle gilt und Begünstigungen einzelner Glieder ausgeschlossen sind, in welcher der Eine ungefähr so wie der Andere lebt, in hohem Maasse dazu bei, diesen nagenden Wurm im Menschenherzen zu ertödten. Auch

muss man das sanfte, gesittete Wesen, welches die Eingeborenen des Gebietes von Sumatra's Westküste sowohl im Verkehre mit Ihresgleichen als auch mit Angehörigen einer anderen Rasse an den Tag legen, wenigstens theilweise ihren gesellschaftlichen Einrichtungen zuschreiben. Mehr oder weniger liegen jedoch die genannten Vorzüge auch in dem Charakter der malaiischen Völkerfamilie begründet und zeichnen sich unter Anderen auch die Javanesen dadurch aus. [Allerdings darf man nicht ausser Acht lassen, dass die Malaien Sumatra's von Natur viel selbstbewusster und trotziger sind als die Eingeborenen auf Java]. Es lässt sich im Ganzen sehr schwer sagen, in wie weit jene auf communistischer Basis aufgebaute Gesellschaftsordnung verändernd auf den Charakter der Malaien gewirkt hat. Das aber ist gewiss, dass die letzteren durch deren Bestehen in ihrer angeborenen Trägheit nicht wenig bestärkt wurden. Wie ich schon früher sagte, ist die malaiische Trägheit das non plus ultra von Allem, was ich bis heute in Bezug auf diese Untugend zu beobachten Gelegenheit hatte und muss selbst der energielose Javanese dem Malaien von Menang Kabau gegenüber als fleissig bezeichnet werden. Es ist auch gar zu natürlich, dass dort, wo der Emsige den Trägen im Kampfe um's Dasein mitzuschleppen hat und ersterem die Früchte seiner Bemühungen nur theilweise zu Gute kommen, bald alle Arbeitslust verschwindet und somit jeder Fortschritt geradezu ausgeschlossen ist. Die Erfolge, welche der auf dem Boden des alten Königreiches Menang Kabau praktisch durchgeführte Communismus im Verlaufe von Jahrhunderten erzielt hat, sind demnach wenig geeignet, für die Lehren des Socialismus und Communismus Propaganda zu machen.

IX. Einfluss des Mohamedanismus und des Chinesenthums auf die Colonie.

Längst dahin sind die Tage, wo der Islam den Orient so mächtig umfangen hielt, dass sich die Anhänger des Christenthums nur selten in die von ersterem beherrschten Gegenden hinauswagten und man in Europa jene Landstriche nur sehr oberflächlich kannte. Immer weiter dringen sie vor die Völker des Nordens und nicht mehr lange wird es währen, bis die Eroberungslust und Colonisirungssucht der Germanen, Romanen und Slawen sich auch das letzte Stückchen Erde zu Eigen gemacht hat, wo früher Mohamedaner schalteten und walteten. Mag dann aber auch die Herrschaft über den Orient vollständig in den Händen christlicher Staaten sein, so wird doch die Religion des grossen Propheten noch lange, sehr lange einen gewaltigen Einfluss auf die Bewohner des Morgenlandes ausüben; denn selbst ein Kind des Orientes, rechnend mit dem Charakter und den Gelüsten seiner Söhne, anlockend durch glänzende Versprechungen im Jenseits, kann der Mohamedanismus noch auf geraume Zeit die Concurrenz mit dem eindringenden Fremdling, dem Christenthum aushalten, dessen Ascetik dem Geschmacke des Orientalen gar wenig zusagt. Ja, bis weit in die Regionen Indiens hinein hat sich der Islam siegreich Bahn gebrochen und übt dort eine geistige Herrschaft aus über Völker fernstehender Rassen, welche schon seit Jahrhunderten die Superiorität christlicher Colonisten zu fühlen hatten. So hat der Mohamedanismus auch schon seit langer Zeit seinen Einzug in niederländisch Indien gehalten

und damit auch auf Sumatra, woselbst er heute ungemein tief in das Volksleben eingreift. Es ist gewiss sehr viel von Seiten der Missionsgesellschaften — namentlich auch deutscher — geschehen, um unter den Bewohnern dieser Insel das Christenthum einzuführen, allein der Erfolg ist nichts weniger als ein glänzender zu nennen. Der geeignetste Wirkungskreis für die Sendboten des christlichen Glaubens scheint noch in den Batta-Landen und anderen kaum unterworfenen Gebieten zu liegen; an der Küste aber ist bereits Alles für das Christenthum verloren und wird dort wohl noch lange Mohameds Religion fortleben. Es scheint dieses auf den ersten Blick eine sehr gewagte Behauptung zu sein, allein die Zukunft wird den Beweis ihrer Wahrheit liefern, von welcher übrigens auch die meisten holländischen Beamten, welche das Volk genauer kennen, vollständig überzeugt sind. Wie sollte auch in jenem üppigen, erschlaffenden Tropenlande die Religion der Entsagung, das Christenthum in erfolgreichen Mitbewerb treten können mit dem Islam, welcher so geringe Anforderungen an die Energie des Menschen stellt! Und fürwahr, dieser Glaube an Mohameds Worte muss bezaubernd auf die Malaien wirken, sonst würden sich diese die Behaglichkeit so über Alles schätzenden Menschen nicht dazu verstehen, mit wahrer Peinlichkeit jenen Lebensvorschriften, welche aus ihrer Religion hervorgehen, nachzukommen. Muss doch selbst der sonst so rührige Germane, der in Sachen des Glaubens gewiss auch nicht indifferent genannt werden kann, in Bezug auf Ausübung des Cultus dem Malaien gegenüber als lässig bezeichnet werden. Für diesen Glaubenseifer sprechen auch die zahlreichen Pilgerfahrten nach dem heiligen Mekka. Und mit welcher Begeisterung werden jene Wallfahrten unternommen! Als auf meiner Rückreise einer der auf dem Dampfboot mitfahrenden Mekkapilger starb und ohne Sang und Klang in das Meer versenkt wurde, ward kein Laut des Mitleids von Seiten seiner Glaubensgenossen vernehmbar. War doch nach ihrer Ansicht

der Beneidenswerthe, welcher auf dem Wege nach der Stadt des grossen Propheten verschieden, nun ganz gewiss bei Allah, während sein Leib vielleicht von einem Haifisch in Empfang genommen wurde. Ja, Mohameds Lehre reisst wie in einem Taumel Alle, die sich einmal in ihren Zauberkreis hineinbegeben haben, mit sich fort! Auch lässt es sich nicht läugnen, dass diese Religion auf die Völker des malaiischen Archipels entschieden erhaltend gewirkt hat. Geistigen Getränken abhold, den Gläubigen von dem intimeren Umgange mit den Ungläubigen abschliessend, hat der Mohamedanismus seine malaiischen Anhänger erstlich von der Vergiftung durch den Alkohol bewahrt, sodann aber eine jener Danaergaben von ihnen fast gänzlich fern gehalten, mit welcher der Europäer ganzen Volksstämmen in der Südsee Tod und Verderben überbrachte; denn man huldigt unbedingt einem Irrthum, wenn man dem Malaien im Verkehr mit Andersgläubigen nicht einen hohen Grad von Zurückhaltung und Sittlichkeit zuschreibt. Wären die rothen Söhne Amerikas in dem Banne einer Religion, wie der des Mohamed gewesen, so hätten sich die Europäer gewiss nicht so bald zu den Herren der neuen Welt machen können. Ueberhaupt stellt der Islam den Colonisirungsgelüsten Europas gar bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Das lässt sich schon aus den Grundanschauungen dieser Religion auf den ersten Blick ersehen; denn wie den Mosaismus in seiner ursprünglichen Form, so kennzeichnet auch den Mohamedanismus die crasseste Intoleranz gegen Andersgläubige. Soll doch, so will es der Prophet, der Giaur, der Ungläubige, dem Moslem wie ein Barbar, wie ein Hund sogar erscheinen. So hat man es im Oriente denn auch lange Zeit gehalten und trägt selbst die alle scharfen Gegensätze abstumpfende Civilisation nicht sonderlich dazu bei, die mit ihr in Berührung kommenden Bekenner des Koran tolleranter zu stimmen. Von diesem Gesichtspunkte aus muss man auch das Verhalten der malaiischen Anhänger Mohameds dem Europäer gegenüber

beurtheilen. Wohl ist der Malaie sich dessen bewusst, dass letzterer ihm sowohl physisch als geistig bedeutend überlegen ist, aber dessen ungeachtet fühlt er sich doch als ein besseres Wesen, und wenn auch aus sehr begreiflichen Gründen dieses Selbstgefühl seinen Berherrschern gegenüber fest in seiner Brust verschlossen bleibt, so kommt es darum doch nie zum Schweigen. Schon die Lebensweise des Europäers, der Genuss geistiger Getränke und des Fleisches von „unreinen" Thieren bringt es dem mohamedanischen Malaien immer wieder zum Bewusstsein, dass er mit diesen Menschen keine Gemeinschaft haben dürfe. [Merkwürdiger Weise herrscht unter den meisten Eingeborenen Sumatra's die Ansicht, dass es mit der Reinlichkeit der weissen Rasse auch nicht weit her sei, ein seltsames Compliment von einem Volke, welches in Bezug auf seine Kleidung grösstentheils ebenso denkt wie die polnischen Juden.] — Auch dadurch verschärft der Mohamedanismus den Gegensatz zwischen den Colonisten und Eingeborenen, dass er, der im Lande der Mährchen und Sagen geborene, ungemein die Schwärmerei und Träumerei begünstigt, wozu diese Tropenbewohner schon von Haus aus so sehr neigen, während sich der Europäer in niederländisch Indien einer durchaus realistischen Denkungsweise zuneigt und sich seine Religion häufig gar zu sehr hinter dem Geldbeutel versteckt.

Freilich scheint im malaiischen Archipel mit der Entfernung von der Wiege des Islam auch seine Intolleranz ein Wenig abgenommen zu haben, was wohl davon herrühren mag, dass derselbe sich manchen Grundanschauungen des malaiischen Volkes anpassen musste und hierbei etwas von seiner Ursprünglichkeit eingebüsst hat. So ist das Auftreten des Weibes unter den Malaien ein viel freieres als z. B. in Aegypten, und habe ich gelegentlich meiner Reisen auf Sumatra oft beobachtet, dass der eine oder andere Eingeborene zu Zeiten recht dankbar einen Schluck sogar stark alkoholischer Getränke annahm. Unter solchen Umständen wird frei-

lich der Alkohol als Medicin (obat) betrachtet. Ebenso ist Allah gezwungen, bei den Repräsentationsfestlichkeiten der holländischen Gouvernementsbeamten, zu welchen auch die Oberhäupter der Eingeborenen, die Tuankos, eingeladen werden, das nicht unbeträchtliche Quantum an geistigen Getränken als Medicin passiren zu lassen, welches diese braunen Herren und mit ihnen der Oberpriester alsdann mit sichtbarem Behagen zu sich zu nehmen pflegen. Ueberhaupt scheinen mir die Tuankos meistens schon etwas freieren Ansichten zu huldigen. So äusserte sich z. B. einer von ihnen auf die Frage eines mir bekannten Controleurs, ob er denn fest glaube, dass ihn die Befolgung der mohamedanischen Religionsvorschriften einst in Allahs Reich führe, folgendermaassen: „Gewiss nicht Herr, aber es ist besser, wenn ich diesen Vorschriften nachkomme, weil mir dann das Volk leichter folgt.“ Doch das sind Ausnahmen, im Allgemeinen aber hängt der Malaie mit Fanatismus an seiner Religion, mit einem Fanatismus, der so leicht nicht erschlafft. Dafür sorgen auch schon die sogenannten „Hadje's“ [Hadschi's] d. h. diejenigen, welche eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben. Der, welcher die Stadt des grossen Propheten gesehen, ist nach malaiischen Begriffen ein besserer Mensch geworden. Daher erklärt es sich auch, weshalb sich so viele zu dieser Wallfahrt verstehen und dazu ihr letztes Scherflein hingeben, ja dass alle Verwandten und Bekannten nicht selten dazu beisteuern. Für die europäischen Colonisten sind diese Hadje's nun sehr gefährliche Leute. Von ihren Landsleuten verhätschelt, finden sie am Arbeiten wenig Geschmack mehr und leben dann als wahre Parasiten unter den Ihrigen, welche sie bei jeder Gelegenheit als ausserordentliche Menschen bevorzugen. Meistens schon auffallend durch ihre weisse Kleidung, Stolz und Trotz durch ihr ganzes Wesen verrathend, würdigen sie den Europäer kaum oder gar nicht des Grusses. Allerdings wagt jene gewöhnlich mit allen Hunden gehetzte Sippe es

nicht, offen gegen den Weissen aufzutreten, allein sie versteht es meisterhaft, im Volke gegen ihn die Saat des Hasses zu säen und zu pflegen, wie ja auch noch vor zwei Jahren bei dem Aufstande von Bantam (Java) dieser Kaste wieder ein grosser Theil der Aufwiegelung zufiel. Mekka ist demnach der gewaltige Quell, zu dem alljährlich Tausende und abermals Tausende hinwallen, um dort grimmigen Hass gegen die europäischen Colonisten zu schöpfen und ihn in weit entlegene Landstriche hinauszutragen, einen Hass, welcher schon den Tod von so zahlreichen Pionieren der Cultur zur Folge gehabt hat und der noch täglich neue Opfer fordert. Würden nun aber die europäischen Mächte von dieser Hochburg des Mohamedanismus Besitz ergreifen, so wäre damit dem Islam ein gewaltiger Stoss versetzt, eine seiner Lebensadern unterbunden. Welche verhängnissvollen Folgen hat für die mohamedanische Sache nicht die Niederwerfung der Türkei gehabt, wie hat ihr Schicksal nicht auf die Muselmänner im fernsten Osten deprimirend gewirkt! Wäre nun auch noch die letzte Feste des Islam in der Gewalt europäischer Völkerschaften, dann hielte man hiermit den Einfluss des Mohamedanismus völlig im Schach und wäre dadurch der Colonisirung von einem Theile Asiens und Afrikas ein grosses Hinderniss aus dem Wege geräumt. Unbestritten ist heute Mekka das Herz des Mohamedanismus; wer dessen Thätigkeit lähmt, der lähmt den Riesenkörper an allen seinen Theilen. Auch der Sclavenhandel, dessen Bekämpfung augenblicklich fast zum Sport geworden ist, hatte bisher in Mekka einen Hauptsitz und würde ihm daher mit der Besetzung dieser Stadt einer seiner Hauptwege abgeschnitten. Alle die Staaten Europas aber, welche in mohamedanischen Ländern Colonien besitzen, sie würden dort Ruhe und fröhliches Gedeihen sehen, wo heute Unruhe und Empörung herrscht oder nur mit Mühe niedergehalten wird und so häufig Europäerblut von dem Fanatismus des Islam vergossen wurde.

Neben dem Mohamedanismus hat man in den Colonien von niederländisch Indien noch mit einem anderen Elemente, dessen Bedeutung in Europa noch zu sehr übersehen wird, zu rechnen, nämlich dem Chinesenthum. Viel mehr als Russland mag man kluger Weise das schlafende Riesenkind China fürchten, welches vielleicht in nicht allzu ferner Zeit Germanen, Romanen und Slaven mit einander verschlingt. Wenn man das Czarenreich mit einem riesigen Oelflecken vergleicht, welcher sich langsam aber unaufhaltsam ausdehnt und auf den Uebersichtskarten von Europa und Asien bereits eine erschreckende Verbreitung angenommen hat, so kann man das Reich der Mitte mit einem gewaltigen Ameisenhaufen in Vergleich stellen, der, an Uebervölkerung leidend, zahlreiche Bewohner nach allen den Gegenden hin abgiebt, wo diese nur ihr Dasein fristen können, sei es durch Arbeit oder sei es durch Raub. In der That, sie sind fleissig wie Ameisen diese Chinesen, aber sie haben leider mit jenen emsigen Thieren auch das gemein, dass sie sich unmerklich dort einzunisten verstehen, wo sie nicht gewünscht werden und sich dann durch eine stark hervortretende Raubgier auszeichnen. — Was nun die holländischen Colonien in Ostindien betrifft, so hat das Gouvernement daselbst [z. B. auf Banka] die Chinesen in früheren Zeiten zur Einwanderung geradezu eingeladen, aber schon heute ist man versucht, auf jene Gäste die Worte anzuwenden: „Die ich rief die Geister werd' ich nun nicht los." Es ist nicht zu verkennen, dass jene bezopften Leute in Colonien, wo es durchaus an brauchbaren Arbeitern fehlt, Anfangs erwünschte Einwanderer sind. Und gerade den Malaien gegenüber, welche wenigstens auf Sumatra für sehr viele Betriebszweige vollständig unbrauchbar sind, weil sie einerseits nur über unbedeutende Körperkräfte verfügen, andererseits es aber gar nicht über sich bringen, längere Zeit sich ein und derselben Arbeit hinzugeben, zeichnen sich die Chinesen durch ihren Fleiss, ihre Gewandtheit und

ihre Intelligenz vortheilhaft aus. Ich möchte den Malaien keineswegs einen gewissen Grad von Intelligenz absprechen, allein sie sind, wie gesagt, zu träge, um von dieser Verstandesgabe ergiebigen Gebrauch zu machen, wogegen sich der Chinese bei einem eisernen Fleiss selbst unter den erschlaffendsten Einflüssen des Klimas überall als sehr gelehrig erweiset. Namentlich giebt das bezopfte Volk ganz vorzügliche Handwerker ab, welche nach gegebenen Mustern alles Mögliche anzufertigen verstehen. Ueberhaupt ist das Nachahmungstalent der Chinesen ein so hoch entwickeltes, dass man nur zu oft auch auf dessen Schattenseiten stösst. Im „Schmieren" von geistigen Getränken, Nachahmen von Etiquettes und Schutzmarken haben es diese gelben Kinder Chinas, ohne in Europa in die Lehre gegangen zu sein, schon so herrlich weit gebracht, dass der ahnungslose Europäer dadurch gar nicht selten in unangenehmer Weise an den sogenannten Gimpelfang in seiner Heimath erinnert wird. Es unterliegt keinem Zweifel, dass man bei guter technischer Leitung mit chinesischen Arbeitskräften jedes Product herzustellen vermag, welches gegenwärtig aus der Hand europäischer Arbeiter hervorgeht. Bei allem seinen Geschick zur Arbeit aber wirkt der Chinese im Geschäftsleben ungleich lieber vertreibend als producirend. Ueberall, wo sich Gelegenheit bietet, auf dem Wege des Handels zu einigem Verdienste zu kommen, wirft er sein Arbeitsgeräth bei Seite und fängt an zu „schachern". Ich gebrauche dieses Wort mit Absicht; denn jene bezopften Leute „die Juden des Ostens" haben wie in so vielen Dingen so auch im Handelsverkehr fast dieselben Eigenthümlichkeiten wie unsere Israeliten. Kriechend und ewig süss lächelnd nähern sie sich dem Eingeborenen und Europäer, für Geld Alles feil bietend. Den Umständen nach vorzüglich unterrichtet über die Bezugsquellen aller möglichen Waaren, zeigen sie viel Geschick und Coulanz im Verkaufe und Vermitteln derselben. Dadurch erklärt es sich auch, dass man an der

ganzen Westküste von Sumatra an allen nur in Etwa bedeutenderen Punkten die Kaufläden (tokos) fast ausschliesslich in den Händen von Chinesen sieht und dass diese den Verkauf so vieler werthvollen Landesproducte vermitteln. Betrügerisch und schlau genug, um den armen Malaien bei jeder Gelegenheit zu übervortheilen, dabei sehr sparsam, wenigstens so lange als sie sich noch nicht eines grösseren Wohlstandes erfreuen, bringen die Söhne aus dem Reiche der Mitte ihr Vermögen meistens zu erstaunlich schnellem Wachsthum. Selbst in der Hauptstadt Padang sind Chinesen Inhaber einiger der grössten Tokos, aus denen eine Menge von Europäern ihre Waaren bezieht. Sehr geschätzt sind diese schlitzäugigen Menschen auch als Cassirer und macht es einen geradezu widerlichen Eindruck, dieselben derartige Stellungen auch in bedeutenden europäischen Handelshäusern einnehmen zu sehen. Padang ist augenblicklich von Chinesen schon sehr stark bevölkert und bewohnen letztere dort ein sehr ausgedehntes Stadtviertel. Da sich an jenem Platze jedoch nur für verhältnissmässig wenige von ihnen Gelegenheit zum Vertriebe von Waaren bietet, so sieht man hier sehr viele als Handwerker wirkend, während sie an allen weniger bedeutenden Punkten der Westküste zumeist nur ihre Thätigkeit als „Juden des Ostens“ entfalten. Es ist gewiss überflüssig, hier des Näheren auseinanderzusetzen, wie schädlich daher ihr Einfluss auf die stets geldbedürftige malaiische Bevölkerung sein muss. Nun wäre aber dieser Nachtheil für die Colonie noch nicht so ausserordentlich gross, wenn jene Parasiten, nachdem sie sich gemästet am Marke des Landes, dort verblieben, wo sie ihre Reichthümer erworben, allein das ist schon mehr Ausnahme; denn sehr viele ziehen, so zu sagen als Bettler gekommen, wohlhabend wieder zurück zum Reiche der Mitte. So fliessen mit der Zeit ganz enorme Summen nach China. Es muss dieses Land dem Chinesen thatsächlich als ein „himmlisches Reich“ gelten, dem nichts gleich oder nur ähnlich ist. Wie

schön der Patriotismus im Allgemeinen auch ist, hier, wo er in Bornirtheit ausartet, wird er lächerlich. Und die aus solch' übertriebenem Nationalgefühl entsprossene Verachtung aller anderen Rassen, sie kann in Colonien, wie denen von niederländisch Indien, nur schädlich wirken. Es ist klar, dass der Malaie nur mit innerem Widerstreben unter holländischer Herrschaft steht, allein er fürchtet noch die Superiorität des Europäers und hält sich deshalb von Empörung zurück. Ganz entschieden wirkt es nun aufreizend auf ihn, wenn der Chinese bei sehr starker Ueberschätzung seiner eigenen Rasse dieses Gefühl der Ueberlegenheit der Weissen untergräbt. Doch nicht das allein, nicht selten zeigt sich der Chinese offen als Empörer. Muth ist zwar im Allgemeinen nicht seine Sache und bleibt er deshalb geschmeidig und kriechend, so lange er sich vereinzelt sieht, sobald er jedoch bemerkt, dass er irgendwo an Zahl anderen Rassen überlegen ist, kommt sein Ingrimm gegen alle fremden Völker zum Vorschein und ist offenbarer Aufstand, wie man ihn in den indischen Colonien schon mehr als ein Mal zu bekämpfen hatte, die Folge davon. Wenn man in Gebieten, welche in markiger Jugendkraft aufblühen und in hohem Grade wehrhaft sind, wie die vereinigten Staaten Nordamerikas und die australischen Colonien Englands, sich jene Wanderheuschrecken energisch fernzuhalten sucht, so sollte man in überseeischen Besitzungen wie den niederländisch-indischen, welche nur noch mit Aufbietung aller Kräfte dem Mutterlande erhalten werden können, doppelt auf der Hut sein. Uebrigens sind, soviel ich weiss, in letzter Zeit auch verschiedene Schritte von holländischer Seite gethan, um den Zuzug der Chinesen zu hemmen. Freilich giebt es viele Niederländer, welche allzu kurzsichtig, einzig auf die Vortheile hinblicken, welche sie gegenwärtig noch aus der Ausnützung chinesischer Arbeitskräfte ziehen können, für die Zukunft aber Gott sorgen lassen. Solchen Anschauungen gegenüber lässt sich aus dem Gebiete der eigenen Colonien

ein warnendes Beispiel anführen, wo die Colonialverwaltung von demselben Gedanken geleitet, dem Lande einen ungeheueren Schaden zugefügt hat. Im Norden des malaiischen Archipels ruhen nämlich enorme Schätze von Zinn, worüber bereits oben ausführlich gesprochen wurde. Der erste Angriff auf jene Zinnstein-Lagerstätte geschah auf Banka. Sei es, dass das Gouvernement, welches stets so ungemein auf seinen Vortheil bedacht, dabei aber leider bisweilen zu kurzsichtig ist, die Ausbeutung dieser Erzlager in keine fremden Hände geben wollte, oder sei es, dass das europäische Capital zu zaghaft war, um sich an diese Sache heranzuwagen, liess ersteres den Abbau und die Verhüttung der Zinnerze durch Vereinigungen von Chinesen (Kongsis d. i. kleine Gewerkschaften) betreiben. Diese von der Regierung in jeder Weise unterstützten Gesellschaften suchten sich die reichsten Punkte der Erzlagerstätte zur Ausbeutung auf und betrieben dann Raubbau in des Wortes verwegenster Bedeutung. Das hierbei gewonnene Zinnerz wurde in äusserst primitiver Weise verhüttet, so dass eine bedeutende Menge von Zinn der Verwerthung entging. Bei dem heutigen Stande der Dinge muss sich nun das niederländisch-indische Gouvernement sagen, dass es auf Banka enorme Schätze verschleudert und dass es eines der ergiebigsten Zinnerzlager der Welt in seinem Gebiet durch die Chinesen hat verwüsten lassen, was um so mehr zu bedauern ist, als sich die Nachfrage nach Zinn auf dem Weltmarkte entschieden noch steigern wird, da bei der grossen Verwendbarkeit dieses Metalles das Vorkommen von Zinnlagerstätten ein verhältnissmässig beschränktes ist. Dieses durchaus verfehlte Vorgehen hinsichtlich der Chinesen auf Banka, wo man auch in anderer Beziehung gar üble Erfahrungen mit ihnen gemacht hat, sollte sich die Verwaltung der niederländisch-indischen Colonien zur Warnung dienen lassen und den Andrang chinesischer Arbeitskräfte dort hemmen, wo ihre Verwendung augenblicklich auch vielleicht

von Vortheil ist. Im Uebrigen wäre es auch wohl an der Zeit, dass man in Europa endlich die Ansicht aufgäbe, als sei China nur von einem greisenhaften Volke bewohnt, welches sobald noch keinen Antheil an den Fortschritten der Cultur nehmen werde, sondern innerhalb seiner uralten Gränzen ruhig weiter schlafe. China hat im Laufe der Zeiten neue Kraft gesammelt, Jugendkraft, und es wird sich vielleicht für Europa nur zu früh regen, um alsdann einer grossen Zukunft entgegenzueilen. Dann werden die Einfälle der Mongolen, einst der Schrecken Europas, an deren Wiederkehr heute Niemand mehr denkt, unsern Erdtheil womöglich in seinem Völkerleben vollständig umgestalten. Das Volk der Chinesen vereinigt eine Menge von Eigenschaften in sich, die es geeignet machen, sich über die ganze Erde zu verbreiten und von ihr allmählich Besitz zu ergreifen. Fleissig und ausdauernd, geschickt und intelligent, körperlich und geistig rüstig, zeigt es sich in hohem Grade fruchtbar und fähig, sich jedem Klima anzupassen und unter den ungünstigsten Verhältnissen zu gedeihen. Eine Eigenschaft nur gebricht dem bezopften Volke und hat es ihm zu unserm Glücke nicht gestattet, schon früher erobernd vorzudringen. Es ist das einzig der Mangel an persönlichem Muth, nicht das zähe Festhalten am Althergebrachten, wodurch China allerdings in den Hintergrund in der Cultur geschoben wurde. Nur die Noth, hervorgerufen durch Uebervölkerung, hat schliesslich die Söhne des himmlischen Reiches hinausgetrieben in die Concurrenz mit fremden Völkern, und wer weiss ob sie nicht in späterer Zeit die unbestrittene Suprematie auch über die europäischen Völker erringen werden!

X. Malaiische Festlichkeiten.

Gerade so wie vordem unsere frohgemuthen Altvorderen halten auch die Malaien von Sumatra's Westküste nicht viel von den „sauren Wochen" der Arbeit; um so mehr aber lieben sie die „frohen Feste". Gelegenheit zur Begehung von Festlichkeiten bietet sich schon zur Genüge und begleiten solche den Eingeborenen selbst bis zur Bahre, indem man, was ja auch in einigen Gegenden Deutschlands Gebrauch ist, bei'm festlichen Todtenmahle den theueren Verstorbenen noch einmal „leben" lässt. Bei diesen und anderen Familienfesten, an welche sich sehr häufig auch religiöse Ceremonien reihen, sind nun die Malaien am Liebsten unter sich und werden deshalb nur selten Europäer dazu eingeladen. Lassen wir also die braunen Leute in engerem Kreise sich ungenirt nach ihrer Weise freuen und betrachten wir sie nur bei jenen Volksfesten, wobei alle umwohnenden Orang-blanda [Holländer, Europäer] als Gäste gern gesehen sind!

Wohl bei allen Völkern, welche die Segnungen des Ackerbaues zu würdigen wissen, finden wir an die Bestellung der Felder, oder an das Einholen der Früchte festliche Gebräuche geknüpft. So war es bei den Griechen und Römern, so ist es im fernen China, woselbst der Kaiser alljährlich einmal den Pflug führen soll, so ist es am heiligen Nil, dessen Uebertreten heute noch gerade so festlich als Hoffnung auf eine neue Aernte begrüsst wird wie vor mehreren Tausend Jahren, so ist es endlich in unserem Lande, woselbst das Volk die Aerntefeste aus längst vergangener Zeit übernommen hat

und diese trotz des realistischen Zuges der Jetztzeit erhalten bleiben. Auch die Völker der malaiischen Rasse begehen, soweit sie der Scholle durch Spaten und Pflug ihr tägliches Brod abgewinnen, festlich den Tag, an welchem man zuerst das befruchtende Wasser auf die Reisfelder strömen lässt und so die kommende Aernte vorbereitet. Buka bandar d. i. Eröffnung der Bewässerungsgräben, nennt man jenes Fest, zu welchem sich Alt und Jung einfindet und welches ungefähr zu derselben Zeit alljährlich in jedem grösseren Dorfe gefeiert wird. Ursprünglich mag dieses Fest nur in einer Bittfeier, die in Mitten der Reisfelder abgehalten wurde, bestanden haben, dann aber scheint auch das Angenehme, das Vergnügen, worin heute die ganze Feierlichkeit beinahe aufgeht, hinzugekommen zu sein. Auch ist sehr häufig nicht mehr die Sawah, das nasse Reisfeld, sondern der Marktplatz die Stätte, auf welcher das Fest begangen wird. Ich darf mir wohl gestatten, den geehrten Leser einmal im Geiste zu einem solchen malaiischen Aerntefeste zu führen, da es hierbei an interessanten Vorkommnissen nicht fehlen wird. — Wir nähern uns dem Kampong Trussan, einem recht wohlhabenden Dorfe, dessen Häuptling, zugleich der Tuanko des Districtes, entschieden einer der intelligentesten und verwendbarsten Eingeborenen des ganzen Gouvernements ist. Der Kampong, zu welchem von allen Seiten die Bewohner der umliegenden Ortschaften hinströmen, macht einen sehr reinlichen, guten Eindruck und bilden seine breiten, geraden Strassen, welche von den Häusern und Gehöften auf beiden Seiten durch wohlgepflegte, mit rothen und gelben Blumen übersäete Hecken getrennt sind, malerische Palmenalleeen. Wir begeben uns mit den beiden europäischen Verwaltungsbeamten des Bezirkes, welche man in festlichem Zuge zu der Feier einholt, zu dem Marktplatze, einem weiten, viereckigen Raume von vielleicht einem Hectar Grösse, zu dem mehrere breite Eingänge führen. Was uns zuerst in die Augen fällt, sind zwei prächtige Waringin (Urostigma), zwei

stattliche Exemplare von jenen indischen Feigenbäumen, welche Brahmanen und Buddhisten noch heute als heilig gelten. Wer sie einmal gesehen hat diese majestätischen Bäume mit ihren mächtigen, 4—6 m. Durchmesser erreichenden Stämmen, ihrem weitausgespannten Blätterdach, das in einzelnen Fällen nahezu ein Kilometer Umfang besitzt [nach Mohnike], mit ihren in unzähliger Menge herabhängenden Luftwurzeln, von denen einige in der Nähe des Stammes fest im Boden wurzelnd wie kräftige Pfeiler zur Stütze des kolossalen Pflanzenbaues erscheinen, der kann es wohl begreifen, dass das religiöse Gefühl der arischen Inder, welches in seiner ursprünglichen Gestalt ja nur aus der Anschauung der Natur entsprang, in diesen Pflanzenriesen, welche wie vielleicht keine anderen Gewächse die erzeugende Kraft der Erde vor Augen führen, besonders die Schöpfungskraft der Gottheit sah und verehrte. Auch die Malaien haben grosse Ehrfurcht vor diesen Bäumen und pflanzen sie auf den Marktplätzen ihrer Dörfer an, gerade wie unsere Vorfahren den deutschen Baum, die Linde gern auf ihren Dingstätten [Things] sahen. Unwillkürlich wurde ich auch an die alten Lindenbäume meiner Heimath erinnert, als ich zum ersten Male diese Wunderbäume erblickte. [Die beiden herrlichen Waringin auf dem Marktplatze zu Trussan, in deren dichtem Schatten Hunderte von Menschen lagerten, haben keineswegs ein hohes Alter; denn wie mir der Tuanko sagte, waren sie von ihm selbst im Jahre 1869 gepflanzt, ein Beweis, wie sehr einzelne Reisende irren, welche nicht rechnend mit der enormen Treibkraft der Tropen solchen Baumriesen gewöhnlich ein sehr hohes Alter zusprechen]. Der Markt von Trussan, der Schauplatz unseres Festes, ist auf seinen vier Seiten von langen, niedrigen und offenen Holzbauten umgeben, welche an den Markttagen als Verkaufsstände dienen. Für uns Europäer und die braune Noblesse, wozu auch der Districtsschullehrer gerechnet wird, hat man auf der westlichen Seite des Platzes ein kleines mit Palmblättern gedecktes Zelt errichtet, dessen

Eingang mit malaiischen Waffen, Säbeln und Lanzen von eigenthümlicher Form, geschmückt ist, ein kriegerischer Zierrath, welcher möglicher Weise noch aus alter Zeit stammt, wo die Häuptlinge wehrhafte, kampfeslustige Männer waren, was sie durch die ausgehängten Waffen und Trophäen bekunden wollten. Wände und Decke des etwas primitiven Pavillons sind mit einer Art von Gardinen oder Teppichen, auf welche zum Theil seltsame Arabesken aufgestickt sind, sogenannten „Tabir's", drapirt. Einige von diesen Tabirs, womit die Eingeborenen gern ihre Wohnungen zieren, hat man aus zahlreichen Kattunfetzen zusammengenäht und bilden dieselben dann wahre Musterkarten von den Kleiderstoffen, aus welchen die Männlein und Weiblein der ganzen Umgegend während vieler Jahre ihre Gewänder herstellen liessen. In den Verkaufsständen sehen wir auf der einen Seite die niederen Häuptlinge placirt, auf der anderen Seite die Geistlichkeit [imam chatib], welche zumeist in weisse Gewänder gekleidet ist. In einem besonderen Raume befindet sich verdeckt eine Anzahl brauner Schönen, die uns bei dem Empfange auf dem Marktplatze mit einem seltsamen Gesange [Brilau], welcher für malaiische Ohren vielleicht recht angenehm klingen mag, begrüssen. Die übrige Volksmenge hat sich bunt durcheinander im Schatten der beiden Riesenbäume gelagert, oder steht auf dem Marktplatze umher. Nunmehr nimmt das eigentliche Fest seinen Anfang und zwar mit Bittgebeten. Zuerst vernimmt man nur ein leises Murmeln [Mendoa], woran sich hauptsächlich nur die Priester betheiligen, dann aber wird das Gebet immer lauter und lebhafter und artet zuletzt in ein sehr lautes Geschrei aus, als ob Alah an Taubheit leide und seine Kinder im Malaienlande nur halb höre. Unter dem steten Ausrufe: „La ill' áha ill' Aláh" [das „Mochammed rasul l'Allah" wird ausgelassen] wird der Körper in eine seitlich schaukelnde Bewegung gebracht und namentlich ist es die liebe Jugend, welche an

diesem Schreigebet [Beratep] sichtliches Vergnügen hat. Nachdem man so genugsam den Segen des Himmels auf die Reisfelder herabgerufen zu haben glaubt, kommt das Vergnügen an die Reihe. Für uns Europäer, die wir ja nach der Ansicht der Eingeborenen den ganzen Tag alkoholische Getränke vor uns haben müssen, wenn wir uns behaglich fühlen wollen, hat man schon früher, sogleich nachdem wir uns niedergesetzt, bairisches Bier, Genever [Pahit], Port- und Rothwein aufgetischt und sprechen auch die vornehmen Malaien wenigstens dem Wein und Bier trotz Mohammed und Propheten recht eifrig zu. Das profanum volgus, der grosse Haufen, welcher sich unterdessen am Gebete erquickt hat, theilt sich jetzt in verschiedene Gruppen, indem Jeder seinem Vergnügen nachgeht. Doch da rennt plötzlich Alles einem zweiten Eingange des Marktplatzes zu, von wo man den Klang zahlreicher Gongs und Trommeln vernimmt. Es nahen sich in geschlossenem Zuge mit Fahnen von verschiedener Gestalt die Gäste aus einer benachbarten Dorfschaft, von denen einige voranschreitend sich tanzend unserm Zelte nähern. In eigenthümlichem neckendem Tanze kommt ihnen nun eine Schaar Einheimischer entgegen, anfangs mit scheinbar abwehrender Pantomime, schliesslich aber mit warmen Händedruck die lieben Gäste empfangend. Darauf beginnen die Spiele, denen Alles mit gespannter Aufmerksamkeit folgt. Vorzüglich ist es das Säbelfechten [Memantjak], woran sich die Eingeborenen gar nicht satt sehen können und welches deshalb Stunden lang geübt wird, wobei sich die einzelnen Fechtergruppen etwa jede viertel Stunde ablösen. Die Fechter stellen sich circa 3 m. von einander entfernt auf, ergreifen die vor ihnen niedergelegten, stark gekrümmten Säbel [Spedang's], an deren Stelle gegenwärtig meistens ausrangirte, holländische Cavalleriesäbel gebraucht werden, und reiben dieselben zunächst an der Spitze mit Erde, womöglich ein Zeichen, dass die geführten Hiebe den Erdboden, nicht aber

den Gegner treffen sollen, also nicht ernstlich gemeint sind. Nun beginnt das Fechten, während dessen im Zuschauerkreise allgemeine Stille herrscht. Die einzelnen Hiebe [Streiche], welche grösstentheils nur auf Täuschung des Gegners abgesehen sind, werden gewöhnlich sehr langsam ausgeführt. Dabei muss man aber das Mienenspiel der friedlichen Gladiatoren, dessen einzelne Züge wirklich durch den Momentphotograph fixirt zu werden verdienten, ansehen! Man glaubt die Indianer des Westens vor sich zu haben, wenn man diesen Ernst, mit dem die beiden Fechter zu Werke gehen, sieht, diesen unbeschreiblichen Hohn in ihrem Gesichte liest, wenn die Absicht des Gegners durchschaut ist. Gelingt aber ein Streich ohne vom Gegner parirt zu werden, dann bricht die umstehende Menge in ein Jauchzen aus, als ob Tausende von Feinden niedergeworfen seien. Und so strengen sich die Fechter bei jenem Kampfspiele an, so eigenthümlich krampfhaft biegen sie dabei ihre Gelenke durch, dass sie ermattet aus dem Zuschauerkreise treten. Zuweilen stehen sich auch ganze Fechtergruppen gegenüber und zwar bildet gewöhnlich ein Fechtmeister mit seinen Schülern eine Partei. In diesem Falle geht dem Scheingefechte ein pantomimischer Tanz voraus, wobei die Lehrlinge ihrem Instructor huldigen. Letzterer verhält sich anfangs scheinbar abwehrend, mit bitterböser Miene Alle von sich fernhaltend, nimmt aber später mit liebevollem Lächeln den Handkuss entgegen. Eingeborene von jedem Alter stellen sich als Fechter ein, sowohl halberwachsene Knaben als Männer mit silberweissem Haar. So erschien auch zuletzt ein alter Matador, ein Greis von seltener Rüstigkeit, welcher nach dem Applaus, der schon sein Auftreten begleitete und nach der grossen Zahl der ihn umtanzenden Schüler zu schliessen, eine Koryphäe malaiischer Fechtkunst sein musste. Nach Durchführung eines längere Zeit andauernden Scheinkampfes trat der glücklich dreinschauende Alte unter nicht enden wollendem Beifall aus dem Kreise der Zu-

schauer, auch von den Beamten einige anerkennende, freundliche Worte entgegennehmend. Nach Beendigung des Säbelfechtens kamen verschiedene Niasser mit Schild und Speer vor unser Zelt, um sich nach ihres Landes Art und Sitte im Fechten zu produciren. [Von diesen Eingeborenen der westlich von Sumatra gelegenen, übervölkerten Insel Nias war bereits früher die Rede]. Im Gegensatze zu der Fechtweise der Malaien, welcher ein mehr bedächtiges, langsames Handeln zu Grunde liegt, entwickeln die Niasser eine ausserordentliche Schnelligkeit im Gebrauche ihrer Waffen. Im rasenden Laufe, unterbrochen durch einzelne behende, über einen Meter hohe Sprünge, erfolgt der Ansturm; dann fliegt Schild und Lanze so blitzschnell hin und her, dass man schier in Erstaunen geräth, wie sich diese Kinder der trägen malaiischen Völkerfamilie zu solch' rastloser, energischer Thätigkeit aufzuraffen vermögen. Immer mehr geräth der Kämpfende, wiewohl es sich nur um ein Scheingefecht handelt, in Wuth; sein ganzes Gesicht verzerrt sich, immer schneller werden die Bewegungen, immer höher die Sprünge und sofern man nicht zeitig ein Zeichen zum Abbruch des Fechtens giebt, kann es sich ereignen, dass der von Zorn übermannte Scheinkämpfer seine Waffe wirklich gegen den eingebildeten Gegner schleudert. Vollständig erschöpft verlässt der Fechter alsdann den Schauplatz seiner kriegerischen Thätigkeit, weshalb sich die Niasser auch nur schwer zu derartigen Vorstellungen bewegen lassen. Da jedoch ihren Leistungen heute sowohl von Seiten ihrer Stammesverwandten als auch von Seiten der Europäer so reichlicher Beifall zu Theil geworden ist, so verstehen sich diese urwüchsigen Kerle sogar dazu, uns eines ihrer heimathlichen Spiele, bestehend in Gesang und Tanz, vorzuführen. Der Eindruck, den diese Aufführung auf uns Europäer macht, kann nur als ein komischer bezeichnet werden, besonders was den Gesang angeht, welcher sicherlich noch unharmonischer ist, als der unserer germanischen Vor-

fahren geklungen haben muss, von welchem sich ein nervöser Schriftsteller der damaligen Zeit zu sagen erlaubt, er gleiche dem Knarren eines ungeschmierten Wagens. Nach diesem seltsamen Intermezzo beginnen die Vorstellungen von mehr friedlichem Charakter, eingeleitet durch den Districtsschulmeister, der seine hoffnungsvollen Zöglinge in Reihe und Glied vorführt und dann einige Freiübungen commandirt, deren Ausführung wohl mehr seinen eigenen, als unseren Beifall findet. Doch können wir nicht umhin, ihm aus Artigkeit zuzurufen: „Betul bajik! [Ganz vortrefflich!]“ Jetzt kommen die gern gesehenen Künste Terpsichore's zu ihrem Recht, und wenn ihr hier auch die Grazien des Malaienlandes, welche dem Islam doch wenigstens so viel schuldig zu sein glauben, dass sie nicht öffentlich als Tänzerinnen auftreten, nicht huldigen, sondern nur Knaben und Jünglinge, so muss man doch gestehen, dass diese Aufführungen durch ihre Anmuth nicht wenig fesseln. Ich will das nicht von jenem Tanze sagen, welcher mit unnatürlich übergebogenen Handgelenken und steifer Haltung des ganzen Körpers ausgeführt wird, eine Tanzweise, die wir schon soeben wiederholt beobachten konnten, als die jüngeren Fechter sich ihrem Meister in pantomimischen Tanze naheten. So ungefähr tanzt, wenn man von der Pantomime absieht, auch Freund Petz und sein indischer Vetter, der Lippenbär. Nein, ich habe jene graciösen Tänze mit dem Slendang, malaiisch „Menari“ genannt, im Auge, pantomimische Tänze, in denen Kenner indischer Verhältnisse eine tanzende Liebeswerbung am Hochzeitstage mit vorgehaltenem Schamtuch, wiedererkennen wollen. [Danach hätten wir in dem Menari einen wahrscheinlich sehr alten Tanz vor uns]. Den Slendang, das schleierartige Kopftuch, oder statt dessen auch ein weisses Taschentuch, hält der Tanzende zwischen beiden Händen in Form eines Dreiecks ausgespannt vor seinen Körper hin und giebt ihm während des Tanzes die verschiedensten Stellungen. Dabei ergeht sich der Tänzer in einer Reihe wirklich ele-

ganter, durchaus nicht unanständiger Bewegungen. An dem Menari betheiligen sich entweder zwei oder mehrere Personen, so förmliche Contretänze zur Schau stellend. Ich bin überzeugt, dass eine derartige Aufführung auf der Bühne vor einem gewählteren Publicum nicht geringen Erfolg haben würde. Auch die malaiische Comödie hat das Menari in ihre Vorstellungen eingeschoben, wo dasselbe die Stelle des Balletts, dem es ja auch entspricht, einnimmt. Wir sollen aber noch eine andere Art des Tanzes sehen, das sogenannte „Tarik pinggang", wobei der Tanzende Porzellanschalen, an welche er mit auf die Finger gestreiften Porzellanringen in bestimmten Takten anschlägt, auf den Händen balancirt und dabei mit dem Körper die verschiedensten Wendungen macht. Diese Tänze, welche schon mehr Jongleur-Vorstellungen [worin bekanntlich das südliche Asien von Alters her weit vorgeschritten ist] zu nennen sind, üben auf den Zuschauer einen nicht zu verkennenden Reiz aus. — Ein Schauspiel ganz eigener Art bietet sich unterdessen im Schatten der beiden Waringin und hält hier Stunden lang eine Menge Volkes gefesselt. Wir sehen daselbst in zwei langen Reihen sich gegenüber sitzend, etwa vierzig Männer, welche sämmtlich eine Art Tambourin [Rebana] in den Händen halten. Auf ein von dem Dirigenten gegebenes Zeichen beginnt man die Instrumente mit den Fingern anzuschlagen und zugleich in ganz bestimmten Richtungen zu bewegen, wobei dieselben bisweilen über den Kopf geschwungen werden. In bald schnellerem, bald langsamerem Takte werden die einzelnen Schläge von den Mitwirkenden so zu sagen mit militärischer Exactheit ausgeführt und liegt in dem gleichzeitigem Rasseln der zahlreichen Tambourins, besonders wenn sich das Tempo zu rasender Schnelligkeit steigert, entschieden etwas Anspornendes. Der Rhythmus bleibt fortwährend derselbe und bewegt sich in Fünf-achtel-Tacten. Unter dem Schalle der Rebana's werden nun sehr häufig und so auch heute Selbstkasteiungen vorgenommen. Ein für Alah begeisterter halb-

nackter Eingeborener tritt zu diesem Zwecke, mit einer dolchartigen Waffe versehen, zwischen die beiden Reihen der Tambourin-Schläger und beginnt unter dem Gerassel der Instrumente zu tanzen. Wie nun die Rebana's schneller gerührt werden, geräth der Tanzende in immer grössere Aufregung und fängt in wilder Begeisterung an, sich mit dem Dolche zuerst scheinbar, dann wirklich zu verwunden. Das Gesicht des Fanatikers verzerrt sich dabei in grässlicher Weise und die Stiche dringen mitunter sehr tief. Schliesslich verlässt der begeisterte Narr den Schauplatz seiner wahnsinnigen Thätigkeit und begiebt sich wankend vor Ermattung zu einem in der Nähe angelegten Holzkohlenfeuer, um in dessen Rauch seine Wunden verharrschen zu lassen und auf höchst primitive Weise antiseptisch zu behandeln. Machen schon die „tanzenden" (?) Derwische, wie ich sie in der Hauptstadt Aegyptens gesehen, mit ihrem tollen Gebahren einen abstossenden Eindruck auf den Europäer, so gilt dieses in noch viel höherem Maasse von jenen mohammedanischen Selbstpeinigern auf Sumatra. Gewiss, auch in Centraleuropa sind derartige Verirrungen während des Mittelalters häufiger vorgekommen [ich will nur an die Geisselbrüder, Flegler oder Flagellanten erinnern], allein nirgends ist die Selbstkasteiung in so toller Weise betrieben worden wie im Orient. Es würde zu weit führen, hier von den mohammedanischen Fakirs von dem Büsserwesen der Hindu's, der Philosophie des Yoga und Sânkhya zu reden, nur will es mir scheinen, dass die im Allgemeinen für Selbstpeinigung sehr wenig schwärmenden Malaien den besprochenen religiösen Unfug entweder von den Arabern, oder den Hindus übernommen haben.

Nachdem man allseitig genug hat des grausamen und harmlosen Spieles, schreitet man zum Festessen und zwar fordert die Etiquette, dass das Volk erst später mit dem Mahle beginnt, als wir Europäer und die malaiische Noblesse, welche mit uns an einem Tische isset. Finden wir auch an

dem hartnäckigen Reisessen, wie schon bemerkt, weniger Geschmack, so ersetzt doch der gute Wille des eingeborenen Häuptlings, welcher das Beste darreicht, was er besitzt, gar Manches und überdies finden wir unter den zahlreichen Zuspeisen das Eine oder das Andere, welches uns schon mundet. Inzwischen haben wir unsere heimliche Freude an dem Formenreichthum des Tafelgeschirrs, welches man aus dem ganzen Kampong zusammengetragen hat; denn obgleich der Tuanko ein nach hiesigen Begriffen sehr stattliches Haus mit überreichem Inventar besitzt, so ist er doch für ein Diner von zehn Personen nach europäischem Schnitt nicht eingerichtet. Auch ist seine Habe an Porzellan und anderem Tafelgeschirr nicht an einem Tage zusammengebracht, sondern erst nach und nach auf zahlreichen Auctionen erstanden. Es scheint sogar noch Urväter-Hausrath dazwischen zu sein; zum Mindesten hat mich sehr Vieles an alte Zeiten erinnert. Ueberhaupt mögen manche Kaufleute die Colonien als willkommene Rumpelkammern für europäische Ladenhüter betrachten. Nach beendetem Mahle, wobei Malaien so gut wie Europäer dem dargebotenen Bier und Wein recht tapfer zusprechen, beginnen die Spiele von Neuem, doch sind es hauptsächlich nur solche, welche wir schon von unserer Heimath her kennen, Sacklaufen, Eimerstechen u. dgl. Hieran finden die Eingeborenen nicht geringeres Vergnügen als unsere Landleute, bei deren Aerntebieren, Schützenfesten u. s. w. ja auch derartige derbe Komik namentlich in früherer Zeit nicht fehlen durfte. Erst spät am Nachmittage haben diese Ergötzlichkeiten ihr Ende und damit auch das Fest.

Eine andere Feier, welche ich hier dem verehrten Leser schildern möchte, führt uns nicht auf den malaiischen Marktplatz mit seinen schattigen Waringin, sondern in das gastliche Haus des Assistent-Residenten von Païnan, wo heute das Mendjalan- [Wandel-] oder Hormat- [Huldigungs-] Fest begangen wird. Wie in Kleinasien und den angränzenden mohamme-

danischen Ländern die nach dem Fastenmonat Ramadhân stattfindenden beiden Bairâm-Feste durch Gastmähler und Abschlachtung von Schafen für die Armen gefeiert werden, so pflegen sich auch die dem Islam ergebenen Eingeborenen der Malaienländer nach dem Monat der grossen Fasten, dort Puassar genannt, gegenseitig Besuche abzustatten [mendjalan], wobei in jedem Hause Gastereien stattfinden. Sich anlehnend an diese religiösen Gebräuche ihrer Untergebenen, haben nun die holländischen Verwaltungsbeamten schon seit längerer Zeit das sogenannte Hormat-Fest in den mohammedanischen Gegenden eingeführt. Es ist dieses, wie schon der Name sagt, eine Huldigungsfeier, die jedoch stets wie das Mendjalan-Fest nach dem Puassar-Monat stattfindet und wobei man wie bei jenem die beiden Abgötter des Volkes „panem et circenses“ eine Hauptrolle spielen lässt. Fast ein jeder Gouvernementsbeamte giebt seinen Untergebenen alljährlich ein solches Fest und erscheinen dazu in erster Linie alle Häuptlinge und vornehmen Malaien, dann aber auch sonstige Eingeborene, denen es zu kommen beliebt. Ebenso werden die in der Nähe wohnenden Europäer, wie auch die in dem betreffenden Verwaltungsbezirke angestellten holländischen Beamten zu dem Feste eingeladen. Heute nun ist ausserordentlich zahlreicher Besuch zu erwarten; denn der liebenswürdige Assistent-Resident erfreut sich wegen seiner gerechten und verständigen Amtsführung der Achtung und Sympathie aller Eingesessenen seines Districtes. Da nahen sich Häuptlinge, von denen einzelne über hundert Kilometer weit hergekommen sind, zu Pferde und zu Wagen, Vornehme und Geringe zu Fuss, einzeln oder in ganzen Schaaren; alle aber haben ihre besten Kleider angelegt. In der That ein buntes, interessantes Bild! Doch da erscheint ein Zug, den wir uns genauer ansehen müssen! Es ist ein Districtshäuptling aus einem mehrere Stunden entfernten Bezirke, welcher mit seinen Häuptlingen und zahlreichen anderen Getreuen im Paradezuge, ganz nach

alter Sitte zusammengestellt, zum Feste kommt. Stolz schreitet der Tuanko, welcher einem hochadeligen Geschlechte entstammt, die Brust mit einer holländischen Medaille geschmückt, einher und zwar unter einem mächtigen Ehrenschirme [Pajong], den einer von seinen Leuten ihm über das Haupt hält. Ein goldenes Horn, gewissermaassen das Wappen des alten Königreiches Menang Kabau wird auf einem Kissen liegend im Zuge mitgeführt, ebenso eine grosse Anzahl Marawal's, malaiische Fahnen, welche der Länge nach an die Fahnenstange angeheftet sind, von verschiedener Farbe und Form. Sämmtliche Häuptlinge und Vornehmen in dem Zuge tragen ihr Adat-Costume, d. h. diejenige Kleidung, welche uraltes Herkommen als ihren Parade-Anzug vorschreibt. Dahin gehört z. B. das mit Gold- und Silberfäden durchwebte schwarze Kopftuch der Häuptlinge und Panghulu's wie auch der goldene Gürtel, den nur Personen von Rang tragen dürfen. Das stark gewundene goldene Horn wird wohl ausschliesslich nur von vornehmeren Malaien als Kopfschmuck getragen, wenngleich eigentlich ein Jeder dazu berechtigt ist. Unter den Klängen zahlreicher Gongs [Metalltrommeln] nähert sich der Zug der Wohnung des Assistent-Residenten. Wohl selten wird man im Gebiete von Sumatra's Westküste mehr einen solchen Aufzug zu Gesichte bekommen; denn aus Würdenträgern des ehemaligen Königreiches Menang Kabau zu Beamten der niederländischen Regierung geworden, haben die vornehmeren Malaien kein besonderes Interesse mehr daran, sich in den alten, ihren Rang anzeigenden Adat-Costumen zu zeigen, vielmehr herrscht unter ihnen eine entschiedene Vorliebe für einen dem europäischen möglichst nahekommenden Kleiderschnitt, wie schon oben bemerkt wurde. In dem vorliegenden Falle haben aber die Häuptlinge und Edlen des Volkes, da sie wissen, wie sehr ihr Vorgesetzter sich für das hergebrachte Alte in seinem Bezirke interessirt, mit einem gewissen Stolze ihre alten Staatskleider wieder einmal her-

vorgeholt, wo es nöthig war ergänzt, und so einen Theil der früheren Herrlichkeit des ehemaligen Königreiches Menang Kabau im Bilde wieder aufleben lassen.

Die Wohnung des Assistent-Residenten und die Zugänge zu derselben sind durch geschickte Hände in ein festliches Gewand gekleidet. Guirlanden und Ehrenbogen, zu denen die Tropenflora mit ihren Palmenwedeln Material in Fülle bietet, zieren weithin die am Hause vorbeiführende Strasse. Blauweiss-rothe Flaggen und malaiische Fahnen vervollständigen in buntem Wechsel den Schmuck des Festplatzes.

Auch wir betreten nun die Schwelle des gastlichen Hauses und werden gebeten, auf der geräumigen Veranda [Voorgalerij] Platz zu nehmen, wo sich auch die Controleure des Verwaltungsbezirkes und die in demselben wohnenden Europäer, ausserdem aber sehr zahlreiche malaiische Häuptlinge und Beamten niedergelassen haben. Vor uns in den weiten Gartenanlagen stehen viele Hunderte von Eingeborenen und warten der Dinge, die da kommen sollen. Nunmehr bewillkommnet der Assistent-Resident seine Gäste in einer malaiisch gehaltenen Ansprache, dankt den Häuptlingen für ihre treue Pflichterfüllung im Dienste seines königlichen Herrn, des Beherrschers der Niederlande und seiner indischen Colonien und fordert sie zu fernerem, freudigen Wirken, sowohl zum Nutzen und Frommen ihrer Untergebenen, als auch der Regierung auf. Hierauf sprechen die Häuptlinge durch einen Tuanko aus ihrer Mitte dem Verwaltungschef ihren Dank aus für sein gerechtes, verständiges Regiment, unter welchem der Regierungsbezirk sichtlich voranschreite, und geloben, auch in Zukunft dem Gouvernement mit allem Eifer zu dienen. Unterdessen ist der Schullehrer des hiesigen Districts mit seinen festtäglich gekleideten Zöglingen, die er vor der Veranda in zwei Reihen aufstellt, herangekommen. Sobald die Reden zu Ende sind, begrüsst die kleine Schaar in malaiischen und europäischen Melodien den Assistent-

Residenten, wobei ein eingeborener Polizeidiener accompagnirt, indem er, freilich mit nur geringem Erfolge, einer Flöte die allersüssesten Töne zu entlocken sucht. Die Texte der vorgetragenen Melodien bilden zum Theil Festhymnen, welche der Herr Präceptor mit einem für einen Malaien sehr grossen Geschick verfasst hat. Als Belohnung werden an die jugendlichen Sänger reichlich Süssigkeiten ausgetheilt, womit dieselben höchst vergnügt abziehen. Auch die zahlreichen Häuptlinge nicht minder, als die anwesenden Europäer haben durch die liebenswürdige Dame des Hauses, an die ich, als ich mich oben über die indische Gastfreundschaft so rühmend aussprach, in erster Linie gedacht habe, eine treffliche Bewirthung gefunden. Ihre Diener sind stets auf das Eifrigste mit Serviren beschäftigt, während sie selbst im inneren Empfangszimmer [Binnengalerij] die Frauen der Häuptlinge begrüsst und sich mit ihnen unterhält, eine keineswegs leichte Aufgabe. Die Malaiinnen scheinen sich aber bei ihren Lieblingsgerichten, Caffee, Biscuits und anderem süssen Backwerk in den Gemächern ihrer europäischen Gastgeberin recht behaglich zu fühlen. Auch der zahlreichen Menschenmenge, welche vor uns in den Gartenanlagen verweilt, werden Erquickungen gereicht; denn jeder der erschienenen Eingeborenen ist heute Gast des Hauses. Doch die Menge legt viel weniger Werth auf das Essen und Trinken, als auf die Spiele, welche nunmehr beginnen. Es sind das dieselben Spiele, wie wir sie schon bei dem Buka-bandar-Feste gesehen haben, nur fehlt das Rebana-Gerassel mit den damit verbundenen Selbstkasteiungen, was gewiss kein Europäer bedauert. Dafür sehen wir aber einen Gamelan-Spieler, welcher verschieden gestimmten, metallenen Becken einfache Melodien entlockt. Auf der Westküste Sumatra's kennt man die Gamelans weniger, denn auf Java, wo ihr melancholisch klingendes Spiel sehr gern gehört wird. Zur Mittagszeit verabschiedet man sich von dem Hausherrn und seiner Gemahlin, welche den vor-

nehmeren Theil ihrer malaiischen Gäste und die Europäer zu einer Abendunterhaltung einladen. — So sehen wir denn zur festgesetzten Stunde die angesehensten Häuptlinge, die Lehrer des Verwaltungsbezirkes, einige Mantris [Plantagenaufseher] und den Kali wieder neben uns Europäern auf der hellerleuchteten Veranda sitzen. Alle Malaien sind in schwarzer Kleidung von mehr europäischem Schnitte erschienen. Hunderte von Lampions erleuchten den vor uns liegenden Garten mit seinen Palmen und stattlichen Agaven, ein reizender Anblick. Auch die mächtige Ehrenpforte am Eingange des Gartens erstrahlt im Lichte zahlreicher Lämpchen. Davor aber brennen in über ein Meter langen Schalen der Riesenmuschel [Tridacna gigas Lam.] zwei mächtige, weithinleuchtende Harzfeuer. Nachdem wir die herrlichen Effecte dieser Illumination in Mitten der indischen Pflanzenpracht eine Zeit lang bewundert haben, schauen wir uns genauer um im Kreise der Gäste, welche sich inzwischen um verschiedene Tische gruppirt haben. Hier haben sich einige Häuptlinge in eine so lebhafte Unterhaltung verwickelt, dass man glauben sollte, sie vergässen die vor ihnen stehenden mit Wein oder Bier gefüllten Gläser vollständig, was indess nicht der Fall ist. [Heute wird Alah wohl wieder einmal die Güte haben, durch die Finger zu sehen und den von seinen Kindern genossenen Alkohol als Medicin durchgehen zu lassen, da selbst der Oberpriester, der fromme Mann, mit lächelnder Miene den Bachus als Aesculap verehrt]. Dort erblicken wir auch einen Sohn des himmlischen Reiches, den angesehensten der im hiesigen Orte ansässigen Chinesen, welcher sich mit einigen Häuptlingen das Buch der vier Könige in chinesischer Uebersetzung auslegt, wenn wir die sechszig nur wenige Centimeter [4—5 cm.] langen, mit seltsamen Figuren [unter denen man vergeblich nach sogenannten „Bildern“ sucht] bedruckten Spielkarten so nennen dürfen. An einem anderen Tische aber hantirt man wirklich mit den vier Königen nach europäischer Weise; denn unsere braven Malaien sehen

in der Erfindung der Piquet-Karten eine der grössten Errungenschaften des Erfindungsgeistes der weissen Rasse. Leider gestattet jedoch das niederländische Gouvernement den Eingeborenen nicht, mit diesen von Europa kommenden Buben, Damen und Königen ihr Spiel zu treiben; es sei denn, dass sich die Verwaltungsbeamten persönlich davon überzeugen können, dass man dabei das Glück nicht allzu sehr herausfordert. Aber auch dann ist eine besondere Erlaubniss dazu nöthig. Die anwesenden Europäer geben sich zum Theil ebenfalls dem Kartenspiele hin; denn der Holländer in den Colonien liebt es gar sehr Abends ein „Partijtje“ zu machen und dazu eine oft recht erkleckliche Menge Sodabrandy zu trinken. Nun — chaqu'un à son gôut! Unter den malaiischen Gästen bemerken wir später einige, auf welche die starke „Medicin“ nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist, wenngleich man im Allgemeinen vorsichtig die Maximaldosis im Auge behält. Doch so schlimm wird es nicht sein, wenn sich hier im Lande der gewaltigen Waldkatzen morgen auch einmal ein „civilisirter Kater“ hier oder dort unter den Malaien bemerkbar macht. Von einem dieser Unholde habe ich am anderen Morgen einen der Häuptlinge erlöset, indem ich letzteren mit dem Zaubertrank des Brausepulvers, dem ich des Nachdrucks halber etwas Bittersalz hinzugefügt hatte, bekannt machte. Dieses Mittel schlug so vortrefflich an, dass mich der Malaie inständig bat, ihm doch von diesem Pharmakon vor meinem Weggehen so viel als nur eben möglich zu geben, damit er für kommende Fälle gerüstet sei. — Erst spät am Abend trennen wir uns von dem gastlichen Hause, dem Veranstalter des Festes und dessen Gemahlin, welche mit bewunderungswürdigem Geschick all' den Anforderungen, die heute an ihre Küche und ihren Keller gestellt wurden, gerecht zu werden gewusst und dadurch bewiesen hat, dass sie nicht minder eine musterhafte Hausfrau als eine feingebildete, unterhaltende Gesellschaftsdame ist.

Viele Tage noch reden die Eingeborenen in weiter Runde von dem schönen Feste im Hause ihres Vorgesetzten und es ist unter ihnen nur eine Stimme darüber, dass die Residenten-Wohnung wohl kaum jemals so viele vergnügte Gäste gesehen hat, als an jenem Tage. Sicherlich dienen aber solche frohe Stunden auch ernsteren Zwecken, der Sache Hollands; denn im Süden so gut wie im Norden ruft das Volk wie einst im kaiserlichen Rom nach „panem et circenses", und wer deshalb Alles thut, um jenem das tägliche Brod zu sichern, ihm daneben aber auch Gelegenheit beut, sich seines Daseins zu freuen, dessen Herrschaft ist durch die Sympathie aller Untergebenen viel mehr gesichert als durch einen Wald drohender Bajonette. Ein nobles Auftreten, eine glänzende Haushaltung sie imponiren den weniger civilisirten Malaien natürlich noch viel mehr als dem Gros unseres Volkes, welchem ja Luxus und Prachtentfaltung so zu sagen auf Schritt und Tritt vor Augen treten, und thut deshalb das niederländische Gouvernement sehr wohl daran, dass es in die Besoldung der indischen Verwaltungsbeamten stillschweigend Repräsentationsgelder mit einrechnet, wie das ja auch bei uns hinsichtlich der höheren Beamten und Officiere geschieht. „Kleider machen Leute" und wie die Repräsentanten der Regierung, so erscheint auch die Regierung selbst in den Augen der Eingeborenen.

XI. Auf einem Schauplatze jüngster vulkanischer Thätigkeit.

Dort, wo das Wachsthum des Festlandes so zu sagen sichtbar in Mitten der Meeresfluthen fortschreitet, wie z. B. auf den Inseln Sumatra und Java, auf denen sich besonders der dem Innern des malaiischen Archipels zugewendete Theil der Küste, nicht etwa in Folge von Anschwemmungen, sondern von säcularen und vulkanischen Hebungen, während der wenigen Jahrhunderte, welche die Niederländer hier colonisirt haben, Meilen weit in die See vorgeschoben hat, dort treten vorzüglich, wie uns die dynamische Geologie erklärt, die feuerflüssigen Massen der Tiefe, welche durch die feste Erdrinde, wie durch riesige Kesselwände zusammengepresst werden, aus den Vulkanen, den Sicherheitsventilen der Erde, zu Tage. Es sind eben jene gewaltigen Bruchspalten in der Erdrinde, welche an den Stellen entstehen, wo sich dieselbe gefaltet hat, um aus der grossen Tiefe des Oceans über seine Wasserfläche emporsteigend festes Land zu bilden, in deren Verlaufe das zusammengepresste feuerflüssige vulkanische Material sich am Leichtesten Wege bahnen kann, um zur Erdoberfläche emporzudringen. So liegen auch auf Sumatra, Java und den anderen Eilanden des malaiischen Archipels, welche Feuerberge aufzuweisen haben, diese in einer solchen Bruchlinie, welche den ganzen südostasiatischen Inselcomplex auf den dem Festlande von Asien abgewandten Seiten umgiebt. Ueber Sumatra verläuft diese vulkanische Linie nahe und fast parallel der Westküste, welch' letztere mit kurzer Unterbrechung [in der jenem

grossen Eiland nach Westen vorgelagerten Inselreihe von Pulo Babi im Nordwesten bis Engano im Südosten] ziemlich schnell bis zu mehr als 2000 m. Meerestiefe abfällt. Je weiter man sich im Verlaufe jenes grossen Eruptionsspaltes von Sumatra von dem asiatischen Continente entfernt und je mehr man sich der Insel Java nähert, um so energischer offenbart sich der Vulkanismus. Seine grösste Intensität zeigt er auf Java selbst, wo sich, soweit mir bekannt, gegenwärtig nicht weniger als 28 Feuerberge in Thätigkeit befinden. Auch die kleineren Inseln zwischen Sumatra und Java, westlich der Sunda-Strasse, sind schon seit langer Zeit der Schauplatz vulkanischer Phänomene gewesen und genügt es zum Belege hierfür, nur den Namen des einen Eilandes Krakatau [besser Rakata] zu nennen, an welchen sich gar schreckliche Erinnerungen knüpfen. Zieht man aber nicht allein die noch wirksamen, sondern auch die erloschenen Feuerberge in Betracht, soweit sie noch nach der Tertiärzeit thätig gewesen sein müssen, so besitzt Sumatra im Verlaufe der gedachten vulkanischen Linie, welche die Insel ihrer Länge nach durchzieht, eine so grosse Anzahl Feuerberge, dass dagegen Java „das grossartigste Vulkanenland der Erde" entschieden zurücktritt. Während nämlich Java [nach den Angaben von Dr. M. Verbeek, dem Leiter der geologischen Landesaufnahme von niederländisch Indien] bei einer Länge von 970 km. 44 [nicht über 100, wie wohl angegeben wird] Vulkane aufzuweisen hat, zählt man deren auf Sumatra bei einer Länge von 1117 km. nicht weniger als 60, so dass also dort auf je 22 km., hier aber auf je 19 km. Insel-Länge 1 Feuerberg im Durchschnitt kommt, wobei noch in's Gewicht fällt, dass auf Sumatra, namentlich in dessen nördlichen Theilen, in Atjeh und Toba, wahrscheinlich noch einige Vulkane unbekannt geblieben sind, was für das mehr durchforschte Java weniger anzunehmen sein möchte. Von den 60 Vulkanen Sumatra's sind jedoch zur Zeit nur 8 thätig und zwar in ihrer Reihenfolge von

Norden nach Süden: der Sorieq Berapi, der Pasaman, der Merapi, der Kantjah [Tandikat-Singalang], der Talang, der Pic von Korintji [Indrapura], der Kaba und der Dempo, wovon der am Meisten wirksame der Kaba ist. Von dem Kantjah fehlte bisher jede Kunde, er war nur wenigen Eingeborenen bekannt, bis er in den Tagen des Februars 1889 von sich reden machte, indem er zum Staunen und Schrecken der in seiner Nachbarschaft wohnenden Malaien plötzlich wieder zu wirken begann. Man wird es begreiflich finden, dass auch die Bewohner der weiteren Umgebung nach dem Ausbruche einigermaassen besorgt wurden, indem sie sich unwillkürlich der furchtbaren Katastrophe erinnerten, die mit dem Ausbruche des Krakatau verbunden war und die sich in ähnlicher Weise ankündigte. Wenige Tage nach der Eruption des Kantjah unternahm ich in Begleitung zweier Europäer, des Herrn Bergwerksdirector Ernst, meines so liebenswürdigen, angenehmen Reisegefährten und des Herrn Administrator Harten, mit welchem ich manche vergnügte Stunde auf Sumatra's Westküste zugebracht habe, eine Reise in die Padang'schen Oberländer und liess mir als Geologe die sicherlich nur wenigen Fachgenossen gebotene Gelegenheit nicht entgehen, einen seit undenklicher Zeit vollständig erloschenen Vulkan kurz nach der Wiederaufnahme seiner Thätigkeit in Augenschein zu nehmen. Bevor ich jedoch dazu übergehe, die Bilder, welche sich auf dieser interessanten Bergtour meinen Blicken darboten, zu schildern, sei es mir gestattet, einige erklärende geographische und geologische Bemerkungen vorauszuschicken, was mir um so mehr angebracht erscheint, als die meisten meiner geehrten Leser von der Deutschland an Grösse fast gleichkommenden Insel Sumatra nur Miniatur-Kärtchen, etwa im Maassstabe von 1 : 18,000,000 besitzen werden.

Gleich wie die Kettengebirge, welche nur durch Faltung der Schichten der Erdkruste in Folge seitlichen, erdperipherischen Druckes entstanden sind, meistens seitliche Ausläufer aussenden,

so liegen auch bei der Gebirgsbildung auf vulkanischem Wege nicht selten die vulkanische Hauptspalte kreuzende Querspalte vor, in deren Verlaufe ebenfalls Feuerberge hervorbrechen. So durchqueren auch den Sumatra seiner Länge nach durchziehenden Haupteruptionsspalt mehr als zehn solcher Nebenspalte, aus deren einem die drei gewaltigen Vulkane Sago [2240 m.], Merapi [2892 m.] und der Zwillings- oder vielmehr Drillingsvulkan Tandikat-Kantjah-Singalang hervorgebrochen sind. Die beiden zuletzt genannten, noch thätigen Feuerberge erheben sich rechts resp. links von der Heeresstrasse zwischen Padang-Pandjang und Fort de Kock, die sich am Fusse dieser stattlichen Berge hinzieht, während der nicht mehr thätige Vulkan Sago sich in ungefähr 25 km. Entfernung nach ONO. vom Merapi erhebt. Denkt man sich durch die Mitte der Krater des Sago und Merapi eine gerade Linie gezogen, so schneidet diese Gerade, welche ziemlich genau den Verlauf des besprochenen Nebenspaltes anzugeben scheint, in ihrer Verlängerung nach WSW. den die Gipfel des Tandikat und des Singalang mit einander verbindenden Gebirgsgrat und zwar an der Stelle, wo sich der Krater des Kantjah an letzteren anlehnt. Der Drillingsvulkan Tandikat-Kantjah-Singalang, welchen man als auf einem von dem genannten Nebenspalt abgehenden vulkanischen Spalt dritter Ordnung entstanden ansehen muss, besitzt reichlich 50 km. Umfang. Von den drei diesen imposanten Berg zusammensetzenden Vulkanen erreicht der nach NNO. gelegene Singalang die grösste Höhe, nämlich 2890 m., und besteht derselbe eigentlich aus zwei Vulkanen, von denen der grössere, nördliche einen dreifachen Kraterwall aufzuweisen hat. Der zuletzt entstandene Wall schliesst einen kleinen See von mehr als 600 m. Umfang und unbekannter Tiefe in sich ein, an welchem die Malaien Opfer darzubringen pflegen. Der kleinere, südlich gelegene Singalang-Vulkan, den man auch als Nebenkrater auffassen kann, an dem höchsten Punkte der Krater-

wand 2832 m. hoch, schliesst ebenfalls einen kleinen See von circa 300 m. Umfang in sich ein. Die jüngsten Eruptionsproducte der beiden erloschenen Singalang-Krater scheinen aus Bimstein bestanden zu haben. Von dem Singalang führt ein Gebirgsgrat zunächst in südwestlicher Richtung abwärts bis zu 2071 m. Meereshöhe, dann nach SSW. hin aufwärts bis zur äusseren Kraterwand des Tandikat mit 2407 m. Höhe. Innerhalb dieses zum Theil eingestürzten Kraters liegt ein neuerer, kleinerer von etwa 350 m. Durchmesser, welcher einen mehr als 100 m. tiefen, am Boden mit grossen Andesitblöcken bedeckten Trichter bildet [dessen Wände ungemein steil einfallen]. Die Entfernung zwischen dem Gipfel des Tandikat und dem des Singalang beträgt ungefähr 5 km. In dem oben bezeichneten Gebirgssattel zwischen den beiden genannten Vulkanen, dessen tiefster Punkt, wie bemerkt, 2071 m. über dem Meeresniveau liegt, befindet sich entweder unmittelbar an dem vom Singalang zum Tandikat führenden Gebirgsgrate, oder doch nicht weit von demselben [was sich seiner Zeit wegen der Dampfwolken nicht feststellen liess], 3,5 km. vom Singalang und 1,5 vom Tandikat entfernt, der Krater des Kantjah, welcher in die geologischen Specialkarten bisher noch nicht eingetragen und überhaupt nur wenigen Eingeborenen bekannt war. Dieser Kantjah-Vulkan war das Endziel jener interessanten Excursion, welche ich in den folgenden Zeilen zu schildern versuchen werde.

In der Morgenfrühe des 5. März [1889] bestiegen wir drei Europäer jenes leichte, zweiräderige Vehikel [Dos à dos], welches uns in das Oberland nach Padang-Pandjang hinaufführen sollte. Kutscher, Rosse und Wagen passten ganz vortrefflich zu einander, indem sie alle gleich schlechte Dienste leisteten und uns manchen Possen spielten. Unter fortwährendem „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ und in der stets getäuschten Hoffnung, bei der nächsten Umspannung werde sich Manches bessern, kamen wir bis zur

Kloof von Anei, jenem wildschönen Gebirgspasse, welcher einen der Hauptzugänge zu dem Oberlande bildet, durch den aber der Weg so steil aufwärts führt, dass man gut daran thut, vom Wagen abzusteigen, um die arbeitsscheuen Rozinantes nicht zu sofortiger Verweigerung ihrer Dienste zu verleiten. Gegen Abend kamen wir, durchnässt von dem sich am Nachmittage einstellenden Regen, in Padang-Pandjang an, wo wir in dem dortigen Gasthofe, dem „Hôtel Merapi", welches sich mit vollem Rechte in weiter Runde eines vorzüglichen Renommées erfreut, ein gar behagliches Unterkommen fanden. Am folgenden Tage trafen wir die nöthigen Vorbereitungen für unsere mehrtägige Bergtour und stellten uns dem in Padang-Pandjang wohnenden Assistent-Residenten, Herrn Prins vor, welcher unser Vorhaben mit Rath und That unterstützte. Zwar hatte uns der Gouverneur von Sumatra's Westküste in wirklich zuvorkommender Weise durch ein Empfehlungsschreiben unsere Excursionen zu erleichtern gesucht, allein ich muss den holländischen Beamten in dem ganzen Gouvernement rühmend das Zeugniss ausstellen, dass sie uns, den Fremden, auch dann, wenn uns solche Empfehlungen von höherer Stelle nicht begleiteten, in jeder Weise entgegengekommen sind und mich namentlich bei wissenschaftlichen Untersuchungen nicht wenig unterstützt haben. Ich möchte von Herzen wünschen, dass man sich in unserm Lande ebenso höflich und zuvorkommend gegen Ausländer zeigte, was aber leider nicht immer der Fall ist. — Tags darauf stellte sich mit Sonnenaufgang unser Führer, der Panghulu kapala [Nachfolger des Vorstehers] des Kampongs Gantieng, eines am Fusse des Tandikat gelegenen Dorfes, in unserem Hôtel ein. Dieser Mann, welchen der Assistent-Resident als Wegweiser zu uns beordert hatte, kannte das Terrain, durch welches uns der Weg führte, sehr genau und erfuhren wir von ihm, da er sich schon am Tage nach dem Ausbruche des Kantjah bis in die Nähe des Kraters begeben hatte, zuerst Genaueres über

die Eruption. Nach seiner Aussage sind dieser letzteren weder Erdbeben noch sonstige ungewöhnliche Naturerscheinungen vorausgegangen. Die Erderschütterungen während und kurz nach dem Ausbruche des Kantjah-Vulkanes sind nur locale gewesen und haben sich auf den Tandikat-Singalang und dessen nächste Umgebung beschränkt. Hier haben sich dieselben allerdings drei Tage lang ungemein häufig wiederholt. In der Nähe des Kraters, sagte der Panghulu, habe er und seine Begleiter am Tage nach der Eruption gewaltiges Brausen, unterbrochen durch heftige Detonationen, Kanonenschlägen ähnlich, vernommen. Im Uebrigen seien, soweit er erfahren, seit dieser Zeit an der Eruptionsstelle keine weiteren Veränderungen mehr vor sich gegangen. — Mit einigen Trägern für unsere Bagage, welche der junge Häuptling im Auftrage seines Vorgesetzten für uns gemiethet hatte, machten wir uns nun auf den Weg nach dem 6 km. entfernten Kampong Gantieng. Derartige Fusstouren in der Frühe des Tages ausgeführt, gewähren namentlich in den Tropen viel Vergnügen, zumal wenn das Auge stetes Ergötzen findet an den unvergleichlich schönen Landschaftsbildern, wie man sie in den Padang'schen Oberländern fast von jedem erhöhten Punkte aus schauen kann. In dem Dorfe Gantieng, wo uns auch der alte Häuptling begrüsste, rasteten wir kurze Zeit, wie überall in kleineren, abgelegenen Ortschaften angestaunt von der eingeborenen Bevölkerung, besonders den Weibern und Kindern, die, wenn weisse Fremde im Thale angekommen sind, sich schleunigst in ihre Häuser zurückziehen, um von hier aus neugierig nach den sonderbaren Gästen, wie es die Europäer in ihren Augen sind, auszulugen. Nachdem wir die Zahl unserer Begleiter, die theils als Träger dienten, theils mit einer Art Faschinenmesser versehen waren, um uns, wo es nöthig war, einen Weg durch das Pflanzendickicht des Urwaldes zu bahnen, aus den Dorfbewohnern bis auf 18 ergänzt hatten, marschirten wir weiter, zunächst durch ältere und

jüngere Anpflanzungen von Caffeebäumchen, deren niedliche, weisse Blüthen hie und da die Luft mit gar süssem Dufte würzten. Auf den Blättern der Caffeebäumchen und der anderen Pflanzen war ein feiner weisser Staub bemerkbar, den wir nicht mit Unrecht als von der Eruption des Kantjah herrührend ansehen zu müssen glaubten. [Die Entfernung dieser Plantagen von dem Kantjah beträgt in gerader Linie 7– 8 km]. Das Bett eines sichtlich aus grösseren Höhen kommenden Baches, den wir bald nach dem Verlassen des Kampongs Gantieng passirten, war mehrere Centimeter hoch mit weisser, vulkanischer Asche bedeckt. Alsbald traten wir in den Urwald ein und begann damit der schwierigere Theil unserer Bergtour; denn nicht nur stellte sich unseren Schritten auf einem wenig betretenen Fusspfade die üppig wuchernde oder abgestorbene Pflanzenwelt in den unsern Pfad kreuzenden oder verengenden Schlinggewächsen, Sträuchern und Baumzweigen, wie auch den über den Weg gefallenen vermodernden Baumriesen hindernd entgegen, sondern auch das Gelände begann, durchschnitten von den tief ausgewaschenen Betten reissender Gebirgswasser, so ungemein steil anzusteigen, dass man sich auf dem stets feuchten, thonigen Boden nur mit grosser Anstrengung fortzubewegen vermochte. [Aeusserst lästig werden bei solchen Wanderungen durch den feuchten Urwald auch die zahllosen Landblutegel, welche von der Erde und niedrigen Sträuchern an Menschen und Thiere springen, wie Kletten an ihnen haften und ihnen ziemlich stark blutende Wunden beibringen]. Gegen Mittag rasteten wir in Mitten des Waldes in 1500 m. Meereshöhe und beschlossen hier, in der Nähe eines kleineren Wasserlaufes, unser Nachtquartier aufzuschlagen. Nun ging man zunächst an die Errichtung einer kleinen Waldhütte, im Malaiischen Pondok genannt, gross genug, um sowohl uns als unseren recht zahlreichen Begleitern ein schützendes Obdach zu gewähren. Wenn sich der Malaie irgendwo anstellig und ge-

schickt zeigt, dann ist es bei derartigen Arbeiten. Wie wahre Waldmenschen, die jede Nacht bei „Mutter Grün“ logiren, so erfahren zeigten sich unsere braunen Begleiter bei dem Aufbauen unserer geräumigen, für mehr als 30 Personen ausreichenden Hütte, die lediglich aus Blättern und Baumzweigen, ohne Zuhülfenahme von Nägeln und Bindfaden, hergestellt wurde. Innerhalb einer Stunde stand der grüne Bau fertig da mit einer Abtheilung für die Diener und einer für uns Europäer. Letztere war sogar mit einer erhöhten Bettstatt versehen, belegt mit Laub und elastischem Reisig, worüber wir zum Schutze gegen die Feuchtigkeit nur Gummileinen auszubreiten brauchten, um für die Nacht ein ganz vortreffliches Lager zu besitzen. Keine Hand war müssig; denn während die Einen ihre Meisterschaft bei der Aufführung unseres luftigen Hôtels „Zum Kantjah-Krater“ an den Tag legten, Andere die Umgebung desselben von allem belästigenden Pflanzenwuchs säuberten, waren wieder Andere damit beschäftigt, uns und den Malaien unter Leitung eines mitgeführten braunen Küchenjungen das Mittagsmahl herzurichten. Nach kurzer Zeit war für jedermänniglich Mittagessen und Nachtquartier bereit. Unsere Eingeborenen gruppirten sich nach gewohnter Weise, um den irdenen weitbauchigen Reistopf, aus dem Jeder nach Bedürfniss die weisse Universalkost entnahm, um sie auf einem grösseren Blatte auszubreiten und dann sammt etwas Pfeffer und gedörrtem Fisch zu verzehren. Weniger genügsam in Bezug auf unser tägliches Brod, hatten meine beiden Freunde und ich uns ein Mahl ganz nach europäischer Weise herrichten lassen, was selbst im Urwalde keine sonderlichen Anstalten erfordert, wenn man sich jener vorzüglichen Conserven bedient, wie sie aus einigen holländischen Fabriken hervorgehen und welche sich, wie gesagt, sowohl auf condensirte Suppen aller Art, auf Fleisch- und Wurstwaaren als auch die verschiedensten Gemüse mit Fleisch und Kartoffeln, kurzum auf alle möglichen Erzeugnisse unserer

nordischen Küche erstrecken. Ich habe auf diese Weise mitten im malaiischen Urwalde viel besser gespeiset, als gelegentlich meiner geologischen Excursionen in manchem Dorfe und Städtchen meines Vaterlandes. Namentlich willkommen sind diese conservirten Erzeugnisse der europäischen Kochkunst, sobald man sich unter den Tropen im Hochgebirge befindet, wo man bei der Abnahme der Temperatur selbst schwerverdauliche Gerichte geniessen darf. Wiederholt habe ich mich bei meinen Gebirgstouren unter dem Aequator mit den Nationalgerichten meiner engeren Heimath, Mettwurst mit Sauerkraut, grossen Bohnen mit Schinken und dergleichen Dingen, die eben nur dem Magen eines Westfalen zusagen, regalirt. Auch der deutsche Gerstensaft aus den Brauereien von München und Dortmund ist nach meiner Erfahrung im tropischen Hochgebirge sehr bekömmlich. So haben wir drei Europäer auch in unserem grünen Logis am Tandikat uns weidlich gestärkt durch heimathliche Biere, da der sich am Nachmittage einstellende Tropenregen keine weiteren Ausflüge gestattete. Unsere braven Malaien aber hockten, während wir unser Laubhüttenfest nach germanischer Art begingen, um das Feuer, indem sie sich wie immer so ausserordentlich viel zu erzählen hatten, dass einige von ihnen hierzu selbst die Nacht zu Hülfe nehmen mussten, wie uns das bis zum Morgen anhaltende Geplauder verrieth. Mir haben die Nächte im Urwalde entschieden viel besser gefallen, als der Nachtverbleib in einem Bivouac während der Manoeuvres. Unangenehm wirkt nur der hohe Feuchtigkeitsgehalt der Waldluft, welcher auf die Dauer dem Körper nicht zuträglich sein kann; dafür weht aber in der höheren Gebirgszone eine kühle, erquickende Luft, da unter dem Aequator mit einer Zunahme der Meereshöhe um 200 m. eine Abnahme der mittleren Jahrestemperatur um ungefähr 2° C. verbunden ist. Schon früh am Morgen verliessen wir unser luftiges Quartier und begannen durch den sehr feuchten Urwald weiter aufwärts zu klimmen, bis wir

gegen 10 Uhr bei circa 2000 m. Meereshöhe einen Gebirgsgrat erstiegen hatten, auf welchem sich uns ein überraschender, wahrhaft imponirender Anblick bot. Hinter uns lag der Tropenwald in seiner gewohnten, feierlichen Ruhe, vor uns aber schien Alles in Dampf aufgegangen zu sein, so dass wir kaum einige Schritte weit in das kleine Thal, welches uns noch von dem Vulkane trennte, hinabsehen konnten. Dabei aber vernahm man ein Brausen und Tosen, als ob gewaltige Wassermassen von himmelhohen Felsen herabstürzten. Die Waldesvegetation, welche in dieser Höhe zwar nicht mehr solch' riesenhafte Pflanzenformen aufzuweisen hat, wie in den tiefer gelegenen Regionen, aber dennoch ihren tropischen Charakter auf Schritt und Tritt verräth, erschien ringsumher wie in Schnee gehüllt; denn die weisse vulkanische Asche, deren Zunehmen nach der Eruptionsstelle hin wir schon am vorigen Tage beobachtet hatten, hatte sich hier schon in einer Dicke von mehreren Millimetern abgelagert. Die Dampfwolken, welche uns zuweilen vollständig einhüllten, hatten den unverkennbaren Geruch von in kochendem Wasser präcipitirtem Schwefel, der unsere Malaien sofort an das von ihnen so sehr geschätzte Schiesspulver erinnerte. [Jenen eigenthümlichen Geruch wollen verschiedene Europäer kurz nach der Eruption auch in Padang-Pandjang wahrgenommen haben]. Wohl eine halbe Stunde betrachteten wir staunend das grossartige Wirken des unterirdischen Feuers, dann aber beschlossen wir, weiter vorzudringen, da uns der die riesigen Dampfwolken auf Momente theilweise zurückdrängende Wind wenigstens soviel zu beobachten gestattet hatte, dass das zwischen uns und dem Vulkan befindliche kleine Thal ohne sichtliche Gefahr zu passiren war. Von der Thalsohle aus gewahrten wir den Fuss eines kleinen Bergkegels, nach der Aussage des Panghulu kapala, des Kantjah-Vulkanes. Unsern guten Malaien war gar nicht recht wohl dabei, als wir uns anschickten, uns dem unheimlichen Krater noch mehr zu näheren, umsomehr als auch

die Hindernisse, welche sich unsern Schritten entgegenstellten, immer grösser wurden. Der ganze unter etwa 25°, also sehr steil ansteigende Bergkegel war mit einem förmlichen Baumverhau bedeckt, indem sämmtliche Bäume und Sträucher an ihm umgerissen, zerknickt und ihrer Blätter beraubt waren, wahrscheinlich mehr durch den vom Krater aus bei der Eruption erfolgenden Luftdruck und durch Unwetter, als durch die niederfallende vulkanische Asche. Letztere nahm nach dem Krater hin sehr schnell an Mächtigkeit zu, uns das weitere Vordringen ungemein erschwerend. Die Asche zeigte sich durchweg sehr fein zertheilt, sodass man Stückchen von Linsen-Grösse kaum zwischen ihr finden konnte, und war derartig von Wasser durchweicht und plastisch geworden, dass uns wiederholt die Schuhe darin stecken blieben und dieselben mit den Händen herausgezogen werden mussten. Auch waren wir genöthigt, uns gegenseitig die Hände zu reichen, um nicht stecken zu bleiben. Mit ausserordentlicher Anstrengung erreichten wir endlich den Rand des Kraters, neugierig, welcher Anblick sich uns daselbst bieten würde. Unter wahrem Höllenlärm schoss eine Dampfsäule von riesenhaften Dimensionen mit ungeheuerer Wucht aus der Tiefe des Kraters empor, um sich über unsern Häuptern Hunderte von Metern hoch zu mächtigen Wolken zu ballen, während unsere allernächste Umgebung von dem mit feinen Schwefeltheilen gemengten Wasserdampfe mehr frei blieb, so dass man immerhin 50 m. weit um sich schauen konnte. Das Brausen und Zischen in dem vulkanischen Trichter wurde bisweilen durch dumpfe Detonationen [Einzelexplosionen] in der Tiefe unterbrochen. Soweit es die Dampfsäule im Innern des Kraters zuliess, konnte man einen Theil seiner Wandung, deren Einfallswinkel ich auf etwa 65° schätze, betrachten. Bis zu circa 20 m. Tiefe konnte man noch die unteren Stammenden der Bäume sehen, mit welchen das Innere des Kraters vor der Eruption bewachsen war. [Nach den Angaben einiger unserer malaiischen Begleiter

war der sehr tiefe Krater vordem so dicht mit Bäumen bestanden, dass man seinen Boden von Oben nicht sehen konnte]. Die untere Partie des Kraters erschien vollständig in Dampfstrahlen gehüllt, ohne dass man irgendwo gelbe Dämpfe, von sublimirendem Schwefel herrührend, oder rothglühende und brennende Massen in der grausigen Tiefe hätte beobachten können. Den Krater zu umgehen war uns nicht möglich, theils wegen des Dampfes, theils weil wir zu ermüdet waren und uns der Ort hier oben am Kraterrande, wo man überall tief in die plastische Asche einsank, zu nichts weniger geeignet erschien als zum Rasten. Der Durchmesser des vulkanischen Trichters dürfte nicht mehr als 150 m. betragen, wiewohl die Malaien ihn bedeutend grösser schätzten. Ob der Vulkankegel unmittelbar auf dem den Singalang und Tandikat verbindenden Gebirgsgrat, oder nur in dessen Nähe liegt, konnten wir nicht entscheiden, weil der uns rings umwallende Wasserdampf jeden weiteren Ausblick unmöglich machte. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde am Krater verweilt, traten wir den Rückweg an und waren sehr froh, als wir die schlüpferige Passage durch die sich wie Blei an die Füsse hängende, durchschnittlich einen halben Meter hohe Aschenablagerung hinter uns hatten. Diese mächtigere Aschenschicht erstreckte sich bis zum Fusse des Vulkankegels, also ungefähr bis zu 250 m. Entfernung von dem Krater. Mit vielem Interesse habe ich es als Geologe beobachtet, wie fest sich die zähe, plastische Masse der durchnässten, aus zersetztem andesitischen Materiale bestehenden Asche um die Reste der Pflanzen, deren Blühen und Grünen der Vulkanismus hier ein so jähes Ende bereitet, gelegt hatte, sodass dieselben, besonders aber ihre Holztheile, bei dem fast gänzlichen Abschlusse der Luft, wenn nicht die umhüllende Asche entfernt wird, unbedingt verkohlen, von den Blättern aber vorzügliche Abdrücke bis in die fernsten Zeiten erhalten bleiben müssen. Hier wurde mir also deutlich genug vor

Augen geführt, wie natürlich es ist, wenn wir in unserm Vaterlande in den Territorien, wo Tuffe von Basalten und anderen tertiären Eruptivgesteinen auftreten, an manchen Stellen so reiche Fundstätten von wohlerhaltenen Pflanzenabdrücken in Mitten der vulkanischen Tuffe antreffen. Jene fossilen Pflanzen sind zum Theil mit solchen nahe verwandt, welche heute nur noch in den Tropen gedeihen, ein Beweis, dass in jenen Zeiten als in unserer deutschen Heimath noch Feuerberge thätig waren, deren Umgebung eine tropische Vegetation schmückte. Wer weiss, ob nicht in fernen, fernen Tagen, wenn auch die Länder und Inseln unter dem Erdgleicher und unter ihnen das Tropeneiland Sumatra bei der stets fortschreitenden Erkaltung der Erdrinde nur noch ähnliche Pflanzenformen wie heute unsere nördlichen Himmelsstriche hervorbringen, die dann vielleicht noch lebenden Menschen staunend die Abdrücke von den Pflanzen aus ihrem viele Tausend Jahre alten Grabe hervorziehen und betrachten werden, die ich am Kantjah noch grün unter der vulkanischen Asche vorfand? Wer kann es wissen? Wenn man freilich heutzutage, wie wir, in dieser Vulkanlandschaft unter den glühenden Strahlen der Tropensonne ächzt, dann sollte man an nichts weniger denken, als an nordische Kälte, die, Gott weiss wann, auch bis hierher einmal vorschreiten wird. — Als wir auf dem Rückmarsche den kleinen Gebirgsgrat wieder erstiegen hatten, auf welchem wir die riesenhafte Thätigkeit des Erdfeuers zuerst in grösserer Nähe geschaut, rasteten wir eine Weile, um zugleich zum letzten Male jenem grossartigen und ungewöhnlichen Schauspiele unsere Blicke zuzuwenden. Und als wolle uns der Zufall begünstigen, verjagte ein kräftiger, aus Nordosten kommender Windstoss für einige Augenblicke die Dampfwolken von der Ostseite des Vulkankegels und da zeigte sich uns, vielleicht 300 m. vom Kraterrande entfernt, eine Reihe von Fumarolen und Solfataren, gewiss 30 an der Zahl, deren Brausen und Zischen sich ziemlich deutlich von

dem Tosen des Vulkans im Hintergrunde unterscheiden liess. Zwar gewährten die Fumarolen, jene vulkanischen Canäle, aus denen colossale Strahlen von Wasserdampf wie aus den Hähnen von Dampfkesseln emporschiessen, einen entschieden grossartigen Anblick, allein viel prächtiger erschienen doch die Solfataren, deren durch sublimirenden Schwefel unten gelb gefärbte Dampfstrahlen theilweise mehr als einen Meter Durchmesser besassen. Gekrönt wurden diese mächtigen Schwefelgarben durch gewiss mehr als ein Hundert Fuss hohe Säulen von Wasserdampf, welch' letzterer mit dem dampfförmigen und zerstäubten Schwefel aus ein und demselben Canale hervordringend, sich nicht so schnell verdichtete wie jener und vermöge seiner grossen Leichtigkeit höher in die Luft emporstrang. Bei sämmtlichen Solfataren und Fumarolen machte sich ein gewisses Intermittiren bemerkbar. Den Geruch von brennendem Schwefel habe ich nirgends in der Umgebung des Vulkanes wahrgenommen. Nach der Aussage unseres Führers, des Panghulu kapala, sollen sich an der Ostseite des Kraters concentrisch zu diesem verlaufend, drei Spalten von circa 30 m. Länge und 10 m. Breite befinden, aus denen ebenfalls Wasserdampf emporschiesst. Wie weit diese Angabe auf Wahrheit beruht, kann ich nicht entscheiden, doch scheint mir eine Verwechselung mit Reihen von Fumarolen vorzuliegen, von denen eine vielleicht die besprochene ist. — Ein plötzlich entstehendes, von eigenthümlich schrillen Donnerschlägen begleitetes Gewitter mahnte uns, den Rückweg anzutreten. Nach meiner Ansicht war dieses Gewitter nicht unabhängig von der Thätigkeit des Kantjah-Kraters; denn es ist sehr wohl anzunehmen, dass solch' ungeheuere Dampfmengen, wie sie aus dem Vulkantrichter bis zu mehreren Hundert Meter Höhe emporgetrieben wurden, bedeutende elektrische Spannungen im Luftmeere hervorrufen, also Gewitter erzeugend wirken, wie ich denn auch während der Tage, die ich zu Padang-Pandjang und Fort de Kock verbrachte, beobachtet habe, dass sich die

Wetterwolken mit Vorliebe im Bereiche des Tandikat-Kantjah-Singalang entwickelten. Der weitere Rückmarsch führte uns zunächst wieder zu unserem Pondok, wo schnell abgekocht wurde, um etwa eine Stunde später wieder aufzubrechen. Nach eingetretener Dunkelheit erreichten wir den Kampong Gantieng, wo wir in dem Hause des Panghulu kapala übernachteten, uns nach der Gewohnheit der Malaien auf einer über die Dielen ausgebreiteten Matte niederlegend. Am anderen Morgen gegen 10 Uhr waren wir wieder in Padang-Pandjang angelangt, reichlich belohnt für die mit der Bergtour verbundenen Unannehmlichkeiten und Beschwerden dadurch, dass uns in den wenigen Stunden zahlreiche interessante Phänomene und eine Reihe herrlicher Landschaftsbilder vor Augen geführt waren. Zwar besass der Feuerberg, den wir besucht hatten, nicht solch' imponirende Dimensionen, wie einige Vulkane auf Java, auf einzelnen Inseln der Südsee und im Westen des amerikanischen Continentes, deren Krater-Durchmesser sich nach mehreren Kilometern, ja nach Meilen berechnet, aber es war uns der gewiss seltene Anblick zu Theil geworden, wenn auch in kleinerem Maassstabe, die wuchtige Thätigkeit des Vulkanismus und die dadurch herbeigeführten Zerstörungen an einem Orte zu schauen, an dem sich Jahrhunderte lang die Berge zersprengende Kraft des Erdfeuers nicht mehr offenbart hatte. Da war es noch deutlich sichtbar, wie das ungestüme Element wieder hereingebrochen in den Frieden des Urwaldes, um ihn vielleicht für lange Zeit zu stören.

Noch möge es mir gestattet sein, hier einige geologische Bemerkungen, welche nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Laien von Interesse sein dürften, anzuschliessen. In wie enger Verbindung die Feuerberge der Vulkankette von Sumatra mit einander stehen, wurde unter Anderem auch dadurch ersichtlich, dass die in der Nachbarschaft des Kantjah resp. Tandikat-Singalang liegenden, noch thätigen Vulkane, der Merapi und Talang [über den ebenfalls nicht fern liegenden

Passaman fehlen mir leider in Betreff dieses Punktes jegliche Mittheilungen] kurz nach der Eruption des Kantjah ihr Wirken für einige Tage einstellten, wie das Verschwinden der Dampfwolken über ihren Kratermündungen verrieth. Wenn man von dem Gedanken ausgeht, dass sich mit der jüngsten Eruption des Kantjah ein neues achtes Sicherheitsventil, um mich so auszudrücken, über dem vulkanischen Heerde von Sumatra geöffnet hat und dass die Reactionen des feuerflüssigen Erdinnern gegen die dasselbe umspannende feste Erdrinde innerhalb des nördlichen, dem Festlande von Asien zugewandten Theiles des vulkanischen Hauptspaltes von Sumatra immer schwächer zu werden scheinen, so hat man gerade keinen besonderen Grund, in dieser neuesten, verhältnissmässig schwachen Eruption des Kantjah den Vorboten einer furchtbaren Katastrophe, wie sie vor einigen Jahren der Krakatau verursachte, zu erblicken. Ich möchte wohl glauben, dass die eruptive Thätigkeit des Kantjah-Vulkanes einen ähnlichen Verlauf wie die des Talang [den ich gelegentlich meiner Reise in den Padang'schen Bovenlanden ebenfalls erstiegen habe] nehmen werde. Dieser aus älterem vulkanischen Material bestehende Feuerberg scheint ebenfalls eine Zeit lang geruht zu haben, jedoch sind von ihm aus den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts einige schwache mit Auswerfen von Asche und Andesitstücken verbundene Eruptionen bekannt und beschränkt sich seine Thätigkeit im Uebrigen lediglich auf das Ausspeien von Wasser- und Schwefeldämpfen, eine Thätigkeit, die sich besonders dann steigern soll, wenn auch der Merapi stärker zu wirken anfängt. Obgleich nun wohl Gründe für die Annahme bestehen, dass in der nördlichen Partie des grossen Vulkanspaltes von Sumatra keine Eruptionen von so erschreckendem Umfange wie in der Vorzeit mehr erfolgen werden, so lässt sich doch mit Sicherheit in dieser Beziehung nichts voraussagen; denn es treten mitunter in der Thätigkeit einzelner Vulkane sowohl als auch ganzer Vulkanenketten

Veränderungen ein, welche die Wissenschaft von Heute noch nicht vorauszusehen vermag.

Bezüglich der Gesteinsbildung habe ich auf dem Wege zum Kantjah-Krater Folgendes beobachtet:

Zwischen dem Kampong Gantieng und dem Krater des Kantjah waren es ausser einzelnen kleineren Partien von Kohlenkalk am Fusse des Tandikat-Singalang nur andesitische Tuffe, Thone mit eingelagerten kleineren Fetzen von verwittertem Andesit, welche den Untergrund des betretenen Geländes bildeten. An zwei Stellen habe ich jedoch anstehenden Andesitfelsen gefunden, wogegen ich von Bimstein nirgends etwas wahrgenommen. Die angetroffenen andesitischen Gesteine stellen entschieden nur älteres vulkanisches Material dar und gedenke ich später in einer kleinen wissenschaftlichen Abhandlung über die Eruption des Kantjah Genaueres darüber mitzutheilen.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, noch einige Worte über die Hochgebirgslandschaften von Sumatra beizufügen, da ihre Physiognomie eine so ganz eigenartige ist, dass dieselben wirklich unvergessliche Eindrücke im Geiste des Beschauers hinterlassen und man tadellose Wiedergaben derselben im Bilde unzweifelhaft als nicht naturgetreu erachten würde. In einer Meeres-Höhe von 500 bis 1500 m. durch riesenhafte Prachtbäume und zahlreiche Blumenarten von hervorragender Schönheit noch eine an das Wunderbare gränzende Schöpfungskraft gar glänzend zur Schau stellend, erscheint die Pflanzenwelt, je mehr man sich über dieses Niveau erhebt, in einem um so bescheideneren Gewande und lässt dieselbe desto mehr typische Formen eines gemässigten Klimas zum Vorschein kommen. In dem 2500 m. und höher gelegenen Berggelände, der höchsten Gebirgszone von Sumatra, zeigt die Flora schon so weitgehende Veränderungen, dass ihr tropischer Charakter schon mehr verwischt erscheint. Vornehmlich sind es Laurineen, Melastomaceen, Myrsineen, Araliaceen, Cupuliferen

[namentlich Quercus-Arten] Podocarpus- und einige andere Arten von Nadelhölzern, welche zum Aufbau dieser Gebirgswaldungen wesentlich beitragen und letzteren, besonders aus der Ferne betrachtet, das Aussehen süd- oder mitteleuropäischer Wälder verleihen. Es wirkt eigenthümlich anmuthend auf den Nordländer, wenn er mitten in einem Tropenlande wieder einmal eine Menge von Pflanzenformen erblickt, die ihm gewissermaassen als alte Bekannte aus den kälteren Himmelsstrichen entgegentreten, seien es höher aufragende Nadelhölzer oder auch mehr unscheinbare Pflanzen, wie solche aus den Gattungen Raunnculus, Gentiana, Valeriana u. s. w. Es hat mich wirklich angenehm, wie Grüsse aus der fernen Heimath berührt, wenn ich in der höheren Gebirgsregion unter dem Aequator nahe Verwandte von den lieben, bescheidenen Blumen erblickte, wie sie auch unsere Berge schmücken. Bäume von mehr als 10 m. Höhe sind in der höchsten Gebirgszone der Malaienländer kaum vorhanden, wie überhaupt daselbst die Zahl der Bäume und Sträucher in dem Maasse stets geringer wird, als die der niedrig wachsenden, krautartigen Gewächse, unter denen viele mit buntfarbigen Blumen geschmückt sind, sowohl was Arten als auch Individuen betrifft, immer grösser wird. Im Gegensatze zu dem tiefer gelegenen Gelände, wo sich der Baumwuchs in schlanken, himmelanstrebenden Gestalten präsentirt, zeigen die Holzgewächse in der höchsten Region der malaiischen Gebirge fast nur gedrungene, mehr oder weniger gekrümmte, knorrige Formen, gerade so wie auch an höher gelegenen Punkten in gemässigten Klimaten oder selbst im Tieflande der kalten Zone. Ebenso trifft man an den Gipfeln der höchsten Berge des malaiischen Archipels Pflanzen aus einzelnen Gattungen an, welche auch in Europa Antheil nehmen an der Zusammensetzung der subalpinen und theilweise selbst alpinen Gebirgsflora, wie z. B. Rhododendron-, Vaccinium- und Lycopodium-Arten. Was aber den der höheren und höchsten Gebirgszone

angehörenden Wäldern von niederländisch Indien ein so ganz eigenartiges Aussehen verleiht, das sind die Moose. Den Boden überall mit einem oft mehrere Fuss dicken Polster bedeckend, klettert das Moos an Bäumen und Sträuchern hinauf, um oftmals in langen Zotten von den Zweigen herabzuhängen. So macht der Wald ganz den Eindruck, als sei er zum Schutze gegen die kältere Gebirgsluft mit einem dicken Pelze verbrämt, und wenn schon die knorrigen, verkrüppelt erscheinenden Baumgestalten in eine Tropenlandschaft schlecht hineinpassen wollen, so muss der Anblick derselben um so mehr überraschen, wenn man Stamm und Zweige in jenen Moos-Futteralen stecken sieht, welche wohl mehr als fünfmal dicker denn die Holztheile sind. In gar nicht zu verkennender Weise werden die seltsamen Effecte der bewaldeten, malaiischen Hochgebirgslandschaften noch gesteigert durch die eigenartige Beleuchtung, unter welcher jene Regionen fast während des ganzen Tages erscheinen. Nur wenige Stunden, gewöhnlich nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang, dringen die erheiternden Strahlen des leuchtenden Tagesgestirns alltäglich zu diesen Waldungen, meistens aber ziehen Wolken und Nebel durch sie hin, eine ungeheuere Menge von Feuchtigkeit in diesen „feuchtesten aller Wälder“ zurücklassend. [Eine Ausnahme hiervon sieht man wohl nur bei den wenigen Bergen auf den Sunda-Inseln, deren noch über 3000 m. Höhe hinaufreichende, vulkanische Gipfel über das Nebelmeer des Gebirges emporragen. Ueber die Schneegränze erhebt sich kein Berg in den Malaienländern]. Und als wäre der Charakter dieser Hochgebirgslandschaften noch nicht ernst genug, hat die Natur auch das Thierleben fast gänzlich aus denselben verbannt. Todesstille herrscht rings umher, nur zu Zeiten unterbrochen durch den eintönigen Ruf des Taku, eines spechtartigen Vogels, dessen Stimme wie melancholischer Unkensang klingt, oder den hier kaum mehr vernehmbaren [in einem langgezogenen „Huk-huk“ bestehenden]

Schrei des Siamang, Hylobates [Siamanga] syndactylus, der tief unten im Gebirge mit seinen Artgenossen ungemein weit hörbare Concerte abhält. Fürwahr es ist gar wohl begreiflich, wenn die braunen Söhne des Landes in jenen düsteren Waldungen mit ihren spukhaften Pflanzengestalten, umhüllt von Wolken und Nebel, Geister umgehen lassen, wie andere Völker in der Wüste. Ich muss gestehen, dass mich der Anblick der Wüste in der Nähe der ägyptischen Todtenstädte bei Weitem nicht so ernst gestimmt hat, als der Aufenthalt in jenen „Geisterwäldern“ Sumatra's.

XII. Zurück nach dem Norden.

So leb' denn wohl Sumatra und du, herrliches Reich von Insulinde, dessen in ewiges Grün gekleidete Eilande dahingelegt erscheinen auf das Blau des indischen Oceanes wie Blätter und Blumen des heiligen Lotos auf die Gewässer des südlichen Festlandes! Noch liegt unser Dampfboot mit gelichteten Ankern ruhig da auf der Rhede von Padang, aber der zum dritten Male ertönende, weithin schallende Ruf seines mächtigen Motors sagt uns, dass es nunmehr seinen Weg durch die endlose Wasserwüste antreten wird. Mehr und mehr entfernen wir uns von der Küste, deren grünes Kleid in immer lichtere Töne übergeht, bald in einem zarten Blau erscheint und schliesslich in den grauen Farben des Nebels fast verschwindet. Zuletzt sind es nur noch die Köpfe der feuerspeienden Bergriesen, welche von dem Eilande zu uns herüberschauen und nachdem auch sie allmählich untergetaucht sind unter die Länder umgürtende Wasserfläche. erblicken wir nichts mehr um uns, als das zu unsern Füssen sich endlos ausdehnende Weltmeer und darüber hingebreitet das wolkenlose Meer der Lüfte. Für eine Reihe von Tagen bildet von nun ab unsere schwimmende Wohnung, das Dampfschiff für uns die Welt und zwar eine sehr bewegte Welt; denn wenn auch die Winde die Ruhe des Oceans nicht stören, so ziehen doch, als athme die Erde in seiner Tiefe, wiewohl langsam gewaltige Wellen über ihn hin, eine Erscheinung, welche der Seemann als Dünung des Meeres bezeichnet. O, wie Mancher hat wohl schon den ewig bewegten Ocean im Stillen ver-

wünscht, weil auf ihm das herzlose Ungeheuer, „Seekrankheit“ wüthet! Auch von unseren Mitreisenden hat es schon zahlreiche Unglückliche ergriffen, allein wir müssen die Armen hangen und bangen lassen in schwebender Pein; denn wir haben trotz Antipyrin und Phenacetin kein Mittel in den Händen, um ihnen Erlösung zu bringen. Sie mögen in dem Worte: „Solamen miseris socios habuisse malorum“ Trost suchen, während wir uns auf den schaukelnden Planken genauer umsehen. Es ist ein Dampfer der „Stoomvaart-Maatschappij Nederland“, welcher uns zur Rückfahrt aufgenommen hat, zwar kein Prachtschiff wie die stolzen Boote unseres „Norddeutschen Lloyd“, welche zur Zeit Deutschland mit allen Erdtheilen verbinden, aber ein solide gebauter, bedächtig fahrender und in allen seinen Theilen überaus sauber gehaltener Personendampfer, welcher schon zahlreiche Passagiere von Nord nach Süd und Süd nach Nord getragen hat. Sind auch die Cabinen und Salons unseres Schiffes nicht sonderlich confortable eingerichtet, so lässt doch die in jeder Hinsicht vorzügliche und gediegene Verpflegung den Passagier dieses sehr leicht vergessen. Das muss man überhaupt unsern westlichen Nachbaren, den Holländern, nachsagen, dass sie es in gastronomischer Beziehung gar wohl einzurichten verstehen. Ich glaube, diejenigen von unseren Vorfahren, welche ihre Tage auf den schwimmenden Balken hingebracht haben und uns somit gewiss viel von den Beschwerden und Entbehrungen des Seelebens erzählen könnten, würden wohl auf das Höchste erstaunt sein, wenn ihnen einmal ein Einblick in das Schlaraffenleben, wie es in einigen dieser modernen Seehôtels geführt wird, gestattet wäre. Da tischt man nicht jeden Tag gedörrtes oder gesalzenes Fleisch auf, so dass die seltsame Kost nicht allein zum Ueberdruss, sondern sogar zu der gefährlichen Krankheit des Scorbut führt, was man zur Zeit unserer Väter auf den Segelschiffen sehr häufig beobachten konnte, nein, da werden opulente Diners und Soupers servirt, so dass man, wenn nicht

die ganze Einrichtung des Speisesaales und das dumpfe Getöse der Propellerschraube daran erinnerten, dass man sich auf der See befindet, glauben könnte, in einem Hôtel ersten Ranges zu speisen. Schon das in Folge der schnelleren Bewegung der Fahrzeuge ermöglichte öftere Anlaufen von Häfen gestattet gegenwärtig eine häufigere Einnahme von frischen Lebensmitteln, ausserdem aber besitzt man in dem Eis, welches fast jeder Passagierdampfer in grösserer Menge mit sich führt. ja, nicht selten sogar mit Hülfe einer mit dem Schiffsmotor verbundenen Eismaschine an Bord selbst erzeugt wird, ein ganz vortreffliches Conservirungsmittel für zahlreiche Bedürfnisse der Küche. Schlachtvieh, Kühe, Schweine und Geflügel, wird noch obendrein lebend mitgeführt, so dass also an frischem Fleische so leicht kein Mangel entstehen kann. [Nebenbei bemerkt, nehmen nur Schweine und Enten, Thiere, welche sich auch auf dem Lande durch einen alle Zeit regen Hunger auszeichnen, auf der See an Gewicht zu, während das übrige Mastvieh darin trotz guter Pflege zurückgeht.] Zieht man noch in Betracht, dass dem Schiffskoch ausserdem Conserven aller Art zur Verfügung stehen, so kann es uns nicht wundern, wenn wir tagtäglich solch' vorzügliche Menus vorfinden. Doch stören wir den Küchenmeister nicht in seinem emsigen, menschenfreundlichen Wirken und sehen wir uns das Dampfboot selbst genauer an! Wie sämmtliche Schiffe der Stoomvaart Maatschappij Nederland, so ist auch das unserige neben der Personenbeförderung zum Austausch von Frachtstücken zwischen niederländisch Ostindien und Europa [Holland] bestimmt. Die Dampfer der genannten Gesellschaft laufen von Amsterdam via Gibraltar nach Genua, wo sie [wie früher im Hafen von Marseille] anlegen, um den grössten Theil ihrer Passagiere, welche die zwei- bis dreitägige Landreise von Holland nach dem italienischen Hafen einer mindestens zehntägigen Fahrt zur See vorziehen, an Bord zu nehmen. Von Genua bis Padang bezw. Batavia ist im Allgemeinen eine Fahrzeit von 28 resp.

31 Tagen vorgesehen. Ebenso ist es bezüglich der Rückreise, auf welcher die Mehrzahl der Passagiere in Genua zu debarquiren pflegt. Während auf der Hinfahrt in Europa Nahrungsmittel, Getränke, Eisenwaaren, Baumaterialien und Gebrauchsartikel aller Art als Fracht eingenommen werden, sind es fast ausschliesslich Colonialwaaren, vornehmlich Caffee und Tabak, die man auf der Rückreise an Bord nimmt. Die Frachtpreise, welche sich gewöhnlich nach Cubikmetern berechnen, sind im Vergleich zu denen anderer Gesellschaften recht mässig gehalten, jedoch ist der Laderaum auf den Booten der Stoomvaart Maatschappij Nederland nicht sehr gross, weil die Passagierbeförderung doch wohl als Hauptsache gilt und auf der Hinfahrt häufig Colonialsoldaten, auf der Rückfahrt aber zuweilen Mekkapilger in grosser Zahl als Zwischendeck-Passagiere mitgeführt werden. Ueber dem Zwischendeck, im Hauptdeck befinden sich die Cabinen und der Speisesaal zweiter Classe nebst den Cajüten für einen Theil der Schiffsbeamten, Küchen etc. In dem darüber befindlichen Oberdeck liegen in der hinteren Hälfte des Bootes die Cabinen erster Classe, die Cajüten für den Capitän und einige der Beamten, der Speisesaal und das Buffet (Pantry) erster Classe u. A. m. Darüber, auf das Promenadendeck, ist der Rauch- und Lesesalon aufgebaut. Uebrigens weichen auch die Schiffe der genannten Gesellschaft in ihrer inneren Einrichtung mehr oder weniger von einander ab, wie ja überhaupt fast jedes neuere Dampfboot den älteren gegenüber einige Verbesserungen zeigt. Zur Fortbewegung des Dampfers dient eine Compound-Maschine. Mit einer mehr in's Einzelne gehenden Beschreibung unseres Schiffes würde wohl den meisten meiner geehrten Leser sehr wenig gedient sein, weshalb ich es vorziehe, hier einige Worte über die Mitreisenden folgen zu lassen.

Es ist nicht zu verkennen, dass man auf der Hinfahrt nach Indien auf den Passagierdampfern eine viel angenehmere Reisegesellschaft vorfindet, als auf der Rückfahrt; denn im

Gegensatze zu der hoffnungsfreudigen, jüngeren Generation, welche theilweise zum ersten Male fremden Ländern entgegenfährt, erblickt man auf den heimwärts steuernden Booten vorzugsweise nur ältere, ernstere Personen, die zum Theile alle ihre auf die Fremde gesetzten Hoffnungen scheitern sahen, oder junge Leute mit gebrochenem Körper, die vielleicht den Tod schon in den Gliedern tragen, aber in Europa noch Heilung und Rettung suchen. Wahrlich, da kann man zahlreiche Illustrationen zu den bekannten Dichterworten schauen:

„In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis."

Doch glücklich noch alle die, welche überhaupt wiederkehren von der Jagd nach dem Glücke in fernen Ländern! Der Gedanke scheint auch das Gemüth eines jeden der mit uns Reisenden wenigstens in Etwa zu erheitern. „Europa — Heimath" die Worte sind jetzt gern gehört und werden immer häufiger genannt. — Suchen wir uns nun mit den Mijnheer's, Mevrouw's und Mejuffrouw's [denn mein Reisegenosse, der deutsche Schiffsarzt und ich sind die einzigen Nichtholländer unter den Passagieren] etwas genauer bekannt zu machen! Da sehen wir zunächst verschiedene Officiere und Verwaltungsbeamte, welche eine Reihe von Jahren in Indien zugebracht haben und nun auf ein oder zwei Jahre mit fortlaufendem Jahresgehalte nach ihrer Heimath beurlaubt sind. Wir lernen in ihnen fast ausnahmslos angenehme, gebildete Leute kennen, als welche sie auch schon bei einer früheren Gelegenheit hingestellt wurden. Die übrigen Herren, welche als Passagiere erster Classe mit uns reisen, sind Jünger des Mercur und der Ceres, sofern man den modernen Plantagenbau als zum Ressort dieser Göttin gehörig betrachten darf. Man erlasse mir eine Kritik über diese Geschäftsleute, die im Allgemeinen keine sehr günstige sein würde, da ich einigen von ihnen, wirklich liebenswürdigen und honneten

Herrn, nicht zu nahe treten möchte. Sehr viele Mitreisende sind von ihren Frauen und Kindern begleitet, welch' letzteren gerade nicht den angenehmsten Theil der Reisegesellschaft ausmachen, weil sie, weniger in den Schranken europäischer Gesittung aufgewachsen, ein noch viel ungezwungeneres Wesen zur Schau tragen als die Jugend bei uns. Nun, die Zuchtruthe wartet ihrer schon in Holland und wird gar bald die Ecken, mit denen sie überall Anstoss erregen, abschlagen. Auch wollen wir nicht ungerecht sein und alle die Kleinen als wilde Rangen bezeichnen; denn wir finden einzelne wirklich artige Kinder unter ihnen, wie z. B. dort jene beiden Enkelchen der gestrengen Grossmutter, welche sich in ihren alten Tagen noch entschlossen hat, ihre Lieblinge aus dem fernen Osten abzuholen, oder jenes zarte, zehnjährige Mädchen, welches ganz allein die Reise nach dem Norden antritt, um nach einigen Jahren als gebildete Dame zurückzukehren. Mit den Passagieren der zweiten Classe, bieder aussehenden Holländern, machen wir weniger Bekanntschaft, da wir mit ihnen an Deck oder im Innern des Schiffes kaum in Berührung kommen. Doch schauen wir einmal durch jene grosse Luke in das Zwischendeck hinab! Da sieht es in der That bunt aus! Wir blicken auf eine Gesellschaft von malaiischen Mekkapilgern. Auf Rosen sind die Leute gerade nicht gebettet, da wir in dem grossen, niedrigen Raume nur Matten ausgebreitet finden, als wahres Büsserlager für diese Getreuen Allah's. Doch das kümmert unsere Malaien, die es sich ja in ihren Wohnungen auch nicht bequemer zu machen pflegen, gar wenig. Seht dort nur jenen Kreis von Männern und Frauen, wie sie, in hockender Stellung dasitzend, sich so unendlich viel zu erzählen zu haben scheinen! Hinter dieser Gruppe verkürzen sich zwei ältere Pilger, auf Matten dahingestreckt, und den Kopf gegen ihre wenigen Habseligkeiten gelehnt, ihre Zeit mit Schlafen. Dort aus dem Hintergrunde vernehmen wir einen eigenthümlich eintönigen, melancholischen

Gesang; ein brauner Rhapsode unterhält seine aufmerksamen Zuhörer mit wundersamen Historien aus der heiligen Legende. Gerade unter uns sitzt ein Javane, mit höchst verständiger Miene an der Reparatur seiner Kleidungsstücke arbeitend. Es macht in der That viel Vergnügen, dem bunten Treiben dieser braunen Pilgerschaar eine Zeit lang zuzuschauen. Die diesen Passagieren gereichte Nahrung, hauptsächlich aus Reis bestehend, ist keineswegs üppig, wie es ja auch solchen Wallfahrern geziemt, und kann man von der Schifffahrts-Gesellschaft auch nicht verlangen, dass sie für das geringe Ueberfahrtsgeld jenen Leuten besondere lucullische Genüsse biete. Ebenso scheinen mir die malaiischen Diener, welche an Bord als Servir- und Zimmerkellner fungiren und sich dazu gar wohl geeignet zeigen, [obgleich ihnen mancher ihrer Landessprache unkundige Passagier oftmals als ein „blamirter Europäer“ gegenübersteht], wenn sie nicht lange Finger machen, keine besondere Gelegenheit zur Schlemmerei zu haben. Das Schiffspersonal besteht in seinen höheren Chargen [gewöhnlich mit Ausnahme des Arztes] aus Holländern, die Matrosen aber recrutiren sich aus fast allen Ländern von Nordeuropa und findet man natürlich auch zahlreiche Deutsche darunter. [Auf der Hinreise sah ich auf einem Dampfer der Maatschappij Nederland sogar einen recht intelligenten Neger als Vollmatrosen in Dienst]. Nach dem, was ich von diesen Leuten über ihre Lebensverhältnisse, von dem Eintritt als Schiffsjunge an, erfahren habe, gehört wirklich schon viel Geschmack am Seeleben dazu, um sich jenem nicht ungefährlichen Berufszweige bei einem verhältnissmässig sehr kargen Lohne zu widmen. Ich möchte, wiewohl ich mit der Seekrankheit niemals im Geringsten zu schaffen gehabt habe, selbst unter den angenehmsten Verhältnissen, wenn es sich nicht um wichtigere Angelegenheiten handelte, kein Jahr ununterbrochen auf der See zubringen; denn der Aufenthalt an Bord muss auf die Dauer unerträglich lang-

weilig werden, besonders, wenn die eingeschlagene Route nur wenige Häfen anzulaufen gestattet. Die Lebensweise, wie man sie auf den holländischen Oceandampfern antrifft, würde gewiss selbst einem verwöhnten Menschen zusagen, allein nach mehrtägiger Seefahrt wird dem Passagier das schwimmende Haus doch zu enge und möchte man mit Faust ausrufen: „Das ist deine Welt! das heisst eine Welt!“ Da vergeht auf der See ein Tag wie der andere. Man steht am Morgen recht früh auf und setzt sich, nachdem man in einer der Badezellen sich in Seewasser gebadet und vielleicht eine kleine Promenade auf Deck gemacht hat, an die fast überladene Frühstückstafel, an der nach holländischer Sitte zum Caffee als Aufschnitt Fleisch, Fisch und Käse verschiedener Art präsentirt wird. Alsdann sucht sich jeder so gut als eben möglich zu unterhalten; man plaudert, liest und spielt, nur verbringt man die Zeit sehr wenig mit nützlichen Dingen, weil man merkwürdiger Weise an Bord — es ist vielleicht ein nicht zum Bewusstsein kommender, geringer Grad von Seekrankheit daran Schuld — einmal nicht zum Arbeiten aufgelegt ist, ausserdem aber kaum einen Ort findet, wo man sich ungestört ernsterer Geistesarbeit hingeben könnte. Dagegen bietet sich einem Verehrer germanischer Gebräuche eine ganz vorzügliche Gelegenheit zum Frühtrunk oder Frühschoppen, wie wir ihn zu nennen pflegen, sei es in Gestalt von Bier oder, was vorzuziehen, von Cognac, Pahit [Genever mit Bittern] oder auch Südwein. Mittags um zwölf Uhr ruft die Glocke wieder zur Tafel, allerdings nur zum Dejeuner, aber dieses kann recht gut für ein europäisches Diner bestehen. Zuweilen erscheint hierbei noch die unvermeidliche Reistafel, als hätte man in Indien noch nicht Gelegenheit genug gehabt, Reis mit Huhn und Huhn mit Reis zu essen. Nachdem man etwa eine Stunde zu Tische gesessen, kommt für die meisten Passagiere als Hauptarbeit der Schlaf. Jetzt, wo fast Alles von den Beschwerden des Morgens ausruht, kann man sich wenigstens ungestört der Lecture hingeben.

Freilich bietet die kleine Schiffsbibliothek, welche mit höchst seltsamen Geschmack, wahrscheinlich von einem mehr der Nautik als der schönen Litteratur kundigen Seemann zusammengestellt ist, wenig Stoff hierzu, indem selbst diejenigen Werke mehr oder weniger fehlen, welche die niederländische Belletristik als ihr Bestes rühmen kann. Gegen vier Uhr wird es wieder lebendiger auf Deck, da sich die Schläfer allmählich erhoben haben und nun sogar in Gesellschaftstoilette erscheinen; denn zur Mittagstafel finden sich die holländischen Herrn und Damen fast ausnahmslos noch in dem oben beschriebenen Negligé ein. Schade nur, dass die Nachtmützen hierbei nicht in Gebrauch sind und das Bild der Tafelrunde noch verschönern helfen! Wer Lust zu einer Tasse Caffee oder Thee hat, ist durch ein Glockensignal freundlich dazu eingeladen. Im Uebrigen gestaltet sich die Beschäftigung gerade so wie am Morgen, bis die Zeit des Abendschoppens naht. Abends gegen 7 Uhr beginnt das Diner, wobei von allen Seiten tapfer zugegriffen wird, als habe man den ganzen Tag über schwere Arbeit verrichtet. Nach dem Essen beginnt die grosse Abendpromenade auf dem Verdeck, welche etwa eine Stunde dauert, bis die Glocke zum Thee ruft. Später giebt man sich allgemein der Unterhaltung hin, doch begeben sich die meisten Passagiere schon gegen 10 oder $10^1/_2$ Uhr zur wohlverdienten Ruhe, während der Rest bei einer reservirten Flasche wohl bis Mitternacht aushält. Uebrigens fliesst das Leben an Bord nicht immer so friedlich still und behaglich dahin; denn die Stimmung und das Wohlbefinden des grössten Theiles der Mitreisenden steigt und fällt so zu sagen mit dem Quecksilber im Barometer. Schon wenn die See frisch geht, sieht man höchst bedenkliche, Mitleiden erregende Gesichter, beginnt aber der Wind die Wogen noch höher zu heben, dann verschwinden zahlreiche Herrn und Damen von Deck, weniger aus Furcht vor dem Toben des Oceans und den hin und wieder das

Verdeck bespülenden Wellen, als vielmehr von einem unwiderstehlichen Drange, Seekrankheit genannt, getrieben. Ich habe trotz eines fast achtwöchentlichen Aufenthaltes auf hoher See niemals einen eigentlichen Sturm, der entschieden nicht so häufig auftritt, als man gewöhnlich annimmt, sondern nur das, was der Seemann „einen angehenden Sturm“ nennt, mit durchgemacht, aber ich muss gestehen, dass selbst ein solches Wetter der grösseren Mehrzahl der Passagiere arg mitspielt. Ich möchte den geehrten Leser einmal bei einem solchen Unwetter in den Speisesaal, wo schon das Mittagsmahl servirt wird, führen. Gestern um diese Zeit wäre für ihn hier wohl kein Platz gewesen, da bei ruhiger See jedes der bereit gestellten fünfzig Couverts gar bald in Beschlag genommen wird. Heute aber hat die Seekrankheit die Reihe der Tischgenossen stark gelichtet; nur der vierte Theil ist erschienen und kaum haben wir uns niedergesetzt, da zieht schon wieder ein Unglücklicher, durch den Anblick und den Geruch der aufgetragenen Speisen vertrieben, mit hastigen Schritten von dannen. Die Unterhaltung, die Würze der Mahlzeit, will heute gar nicht in Fluss kommen, dafür aber macht sich das Klirren von Gläsern, Flaschen und Tellern, welche soweit sie nicht zwischen die sogenannten „Schlingerlatten“ gestellt sind, die Gesetze der schiefen Ebene ganz vortrefflich vor Augen führen, um so mehr bemerkbar. Dort hebt sich schon wieder Jemand, dessen Nerven durch das klirrende Geräusch augenblicklich sehr unangenehm berührt werden, von dannen und ein Anderer, welcher kaum den ersten Bissen gegessen hat, folgt ihm auf dem Fusse. Kurz — — das Ganze macht mehr den Eindruck einer Henkersmahlzeit als den einer wohlgemuthen Tafelrunde. Sobald jedoch das Meer wieder andere Seiten aufspannt, kehrt auch gar bald wieder eine bessere Stimmung unter unseren Reisegefährten ein. Auf denjenigen aber, welcher dem Meere in Folge von Seekrankheit nicht unfreiwillig Tribut zahlt und nicht mit übertriebener

Furcht dem Kampfe menschlicher Intelligenz mit den ungestümen Elementen zuschaut, übt selbst wenn er sich feindlich zeigt, der sturmgepeitschte, tobende Ocean einen nicht geringen Reiz aus. Was könnte man auch wohl Imposanteres schauen als jene beiden Riesen, das Berge zerspaltende Erdfeuer und das Länder verschlingende Weltmeer in Aufruhr! Schöner jedoch und anmuthender erscheint der ewige Ocean, wenn er in majestätischer Ruhe daliegt, nur sanfte Wellen über ihn dahingleiten und sich des Himmels blaue Kuppel wie ein Krystalldom über ihm wölbt. Ja, wenn das goldene, prächtige Tagesgestirn sich am Abend anschickt in seine Länder umgürtenden Fluthen zu tauchen und in schnellem Wechsel eine Fülle glänzender Farben durch den unendlichen Himmelsraum und über die weite Wasserfläche dahingiesst, dann steht selbst der bejahrte Seemann, der gewiss schon manches Mal auf hoher See die Sonne kommen und gehen sah, still, um wenigstens für einige Momente sein Auge an dem grossartigen Naturschauspiel zu weiden. Auch in Nacht gelagert ist der Ocean, namentlich in den tropischen Himmelsstrichen, der Schauplatz herrlicher und grossartiger Bilder. Es hat den Anschein, als ob die Sterne da droben ihren Glanz verdoppelt hätten und die Leuchten des Schiffers, die strahlenden Lichtwelten zahlreicher über der Fläche des Meeres als über dem Festlande schwebten. Aber auch zu unseren Füssen in der Wasserfluth schimmern Sterne ohne Zahl. Es ist nicht der Wiederschein der prächtigen Himmelslichter, nur leuchtende Seethierchen [zumeist Coelenteraten] sind es, welche vielleicht schon nach wenigen Augenblicken in das Nichtsein zurückkehren. Was im Uebrigen das Meerleuchten betrifft, welches ja auf dem indischen Ocean in so hervorragend schöner Weise zur Erscheinung kommen soll, so muss ich gestehen, dass mir dasselbe niemals in der Intensität und Pracht vor Augen gekommen ist, wie ich es mir auf Grund zahlreicher Schilderungen vorgestellt hatte. So-

wohl während jener Zeit, die ich auf der See zugebracht, als auch an den zahlreichen Abenden, an welchen ich von der Küste Sumatra's aus, auf das Meer hinausgeblickt habe, konnte ich nur beobachten, dass entweder die Bahn, welche das Schiff auf der Wasserfläche hinterliess, oder die aufschlagenden Wogen zu phosphoresciren schienen, oder dass im günstigsten Falle auch die ganze Meeresfluth einen durchaus nicht intensiven Lichtschimmer verbreitete. Es ist mir mit dem Meerleuchten auf dem indischen Ocean so, wie mit dem südlichen Sternhimmel und einer seiner hervorragendsten Gruppen, dem Kreuze ergangen; ich hatte mir zu viel von deren Schönheit vorgestellt. Man dürfte vielleicht wohl behaupten, dass ein Bewohner der südlichen Hemisphaere, welcher den Sternhimmel der letzteren nicht eben deshalb so überaus herrlich findet, weil er sich über die Fluren seiner Heimath hinzieht, dem sternbesäeten Firmament des Nordlandes, wie es sich besonders in kalten Winternächten präsentirt, den Preis vor jenem zuerkennen müsse; denn der grosse Himmelsgarten zeigt in seinem nördlichen Theile überall eine Fülle mannigfaltig gruppirter, majestätisch leuchtender Sternblumen, während dessen südliche Regionen, weite, leere, in Dunkel gehüllte Räume durchziehen. Allerdings erscheint das Licht der Gestirne bei der Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft unter den Tropen viel ruhiger und intensiver als in anderen Breiten. Ich kann wohl sagen, dass es mich wirklich freudig erregt hat, als ich auf der Rückfahrt gen Norden wieder die Sterne des heimathlichen Himmels mehr und mehr hervorkommen sah. Es hat mir auch immer hohen Genuss gewährt, spät am Abend, wenn es auf dem Schiffe ruhiger geworden war und nur noch die Signallichter auf Deck brannten, in die Nacht hinauszublicken. Stille herrscht alsdann rings umher, man vernimmt nur das dumpfe Geräusch der Schiffsschraube und zuweilen, kaum hörbar, die Schritte des die Wacht habenden Officiers auf der Commandobrücke. Sehr enge ist

um uns die Welt geworden; denn die Nacht verschleiert uns selbst die nähere Umgebung und nur die Sterne leuchten uns aus unendlicher Ferne. Wohin wir fahren, wir vermögen es nicht zu schauen und der Weg, den wir kamen, angezeigt durch einen Streifen leuchtenden Wassers zu unseren Füssen, verschwindet nicht weit hinter dem Kiel in der Alles einhüllenden Dunkelheit. In einer solchen Umgebung bemächtigt sich tiefer Ernst der Menschenseele, es ist als ob der Geist in dieser Einsamkeit mehr in sich gekehrt sei und leichter zurückdenke als im Gewirr des täglichen Lebens. Mir scheint es sehr begreiflich, wenn den Schiffer auf seiner einsamen Wacht gar seltsame Gedanken beschleichen, wenn dessen Phantasie die in Nacht getauchte Wasserwüste mit wunderbaren Gestalten bevölkert. Sind doch fast alle Seeleute abergläubisch. Auch ist unter anderen die Sage von dem fliegenden Holländer, dem Schiffe des Todes, welches mit seiner geisterhaften Bemannung plötzlich dem Schiffer auf hoher See erscheint, um ihm sein letztes Stündlein anzuzeigen, eine Sage grausig, wie keine andere, unzweifelhaft auf dem Ocean geboren.

Trotz der mannigfaltigen Reize, welche das Leben auf der See gewährt, klingt doch nach einer mehrtägigen Meeresfahrt der Ruf: „Land, Land!“ für die meisten Passagiere, ob an Seekrankheit leidend oder nicht, wie ein Wort der Erlösung. Noch angenehmer aber wirkt die Ueberraschung, wenn man sich während der Nacht einer Küste genähert hat und sich am Morgen plötzlich in eine ganz fremde Umgebung, etwa in die unmittelbare Nähe eines lachenden Eilandes versetzt sieht. So war es auch als unser Dampfboot in der Morgenfrühe an der Südwestküste von Ceylon dahin fuhr und auf den Hafen von Colombo, wo Kohlen eingenommen werden sollten, zusteuerte. Herrlich präsentirte sich, von keiner Wolke umlagert, das Urgebirgsmassiv im Innern der Insel mit seinen stattlichen, 2000 m. an Höhe überragenden Bergen. Unmittelbar

vor uns aber lag, sichtlich erst in späterer Zeit über das Meer emporgehoben, die flache Küste. Einige Zeit darauf lagen wir in dem freilich nicht sehr ausgedehnten, aber wie es scheint, vorzüglich angelegten Hafen von Colombo vor Anker und konnten uns nun, weil unser Schiff längeren Aufenthalt hatte, an Land begeben. Wenn man aus niederländisch Indien kommend zum ersten Male wieder auf ein so hastiges Treiben schaut, wie es in den Strassen von Colombo herrscht, so könnte man glauben, man sei aus einer lethargischen Ruhe wieder zu frischem Leben gerufen. Herren und Diener in der Colonie scheinen [was man von den Malaien der niederländischen Besitzungen gewiss nicht sagen kann] von einem sehr regsamen Geiste beseelt zu sein und Handel, Plantagenbau und Gewerbe zu blühen. Die Hauptstadt Colombo mit mehr als 100,000 Einwohnern, zum grössten Theil Singhalesen, und Tamulen [Dravidas], besitzt in ihrem südlichen Theile ein fast europäisches Gepräge. Diese Stadtviertel wurden von den Holländern, den ehemaligen Beherrschern der Colonie, welche übrigens schon so ziemlich in Vergessenheit gerathen sind, angelegt. [Aus der Zeit des niederländischen Regimes rührt auch noch jene ausserordentlich umfangreiche Zimmtplantage her, die unmittelbar an der Stadt mit sehr geschickter Wahl des Bodens auf dem Detritus granitischer Gesteine angelegt ist.] Nördlich von jenen Stadttheilen liegen die Quartiere der Singhalesen, unter dem Namen Pettah d. i. schwarze Stadt vereinigt. Die wohlhabenden Europäer, zumeist Engländer, wohnen in sehr hübsch gebauten Villen ausserhalb der Stadt. Sehenswerth ist vor Allem das Museum, weniger seiner naturhistorischen Sammlungen als seiner zahlreichen buddhistischen Alterthümer wegen. Wer Vergnügen an funkelnden Steinen und glänzenden Geschmeiden hat, findet in der Hauptstadt der an Edelsteinen und Perlen ausserordentlich reichen Insel Ceylon hervorragend schöne Ausstellungen in diesem Genre. Gern hätte ich mich länger in dieser reichgesegneten

englischen Colonie aufgehalten, da jedoch unser Dampfer gegen Abend genügend mit Kohlen versehen war, so blieb mir nichts anderes übrig, als wieder in die freiwillige Gefangenschaft auf der See zurückzukehren. Wie ich später hörte, soll während meiner Anwesenheit in Colombo daselbst die Cholera asiatica geherrscht haben, was allerdings einen aus Indien kommenden Reisenden nicht so sehr ängstigen kann. Hinter uns lagen nunmehr die herrlichen, üppig grünen Tropengefilde und ungefähr zwei Wochen lang sollte sich jetzt unser Auge am Anblicke von Wasser- und Landwüsten ermüden. Schon die kleine Insel Minicoy, zwischen der Gruppe der Malediven und Lakkadiven gelegen, bot von Ferne gesehen einen wenig anmuthenden, öden Anblick dar. Die Insel Sokotra habe ich auf der Rückfahrt nicht zu Gesichte bekommen. Auch Aden wurde spät Abends passirt, doch hatte ich auf der Hinreise Gelegenheit, mir dieses Gibraltar des Orients anzusehen. Wahrhaft imposant ist der Aufbau der schroff abfallenden Felsen, auf welchen diese Feste erbaut wurde und verräth derselbe deutlich genug, dass hier einst der Vulkanismus mit furchtbarer Energie auf den Urgebirgskern eingewirkt hat [Vulkanischen Ursprungs sind auch, soweit ich es vom Schiffe von der Ferne her beurtheilen konnte, Abd-el-Kuri, Perim, die Sauaba [hohen Brüder] und zahlreiche andere im Golf von Aden und in dem südlichsten Theile des rothen Meeres gelegene Inseln]. Trostlos und ernst ist der Charakter der Landschaft in der Umgebung dieses Felsennestes, öde durch das Fehlen fast jeglicher Vegetation, denn da hier der Himmel nur sehr wenige Tage im Jahre sein erquickendes Nass spendet, so dass selbst Trinkwasser in den mehr als hundert Fuss tiefen Brunnen nur spärlich vorhanden ist, findet man nur hin und wieder in den Gesteinsklüften spärliche Gräser und wenige andere halbverdorrte Pflanzen. Es macht dem Unternehmungsgeiste und der Ausdauer der Engländer alle Ehre, auf den trostlosen, sonnenverbrannten Felsen an der

Strasse von Bab-el-Mandeb so Grosses geschaffen zu haben. Man sieht es an den überall, wie es scheint mit vieler Umsicht und unter enormen Kostenaufwand angelegten Befestigungswerken, dass die Söhne Albions durchaus nicht gewillt sind, den Schlüssel zu einem grossen Theile von Asien und den Inseln des grossen und indischen Oceans in andere Hände kommen zu lassen. Dafür sprechen auch die Festungsanlagen auf der am Eingange der Meeresstrasse und in ihrem engsten Theile gelegenen Insel Perim. Uebrigens macht das kleine, aus einem erloschenen Vulkan bestehende Eiland denselben ungastlichen Eindruck wie Aden und seine Umgebung. Ein anziehenderes Landschaftbild bot die begrünte Küste in der Gegend von Mokka, von wo aus in früherer Zeit der berühmte arabische Caffee hauptsächlich zur Ausfuhr kam, während diese gegenwärtig von Aden und Hodeida aus erfolgt. [Der Caffee-Export Arabiens ist entschieden viel unbedeutender, als man gewöhnlich annimmt.] Je weiter wir im rothen Meere nach Norden vordringen, um sehr mehr tritt die Küste mit ihren Wüstenlandschaften zurück und gar bald befinden wir uns wieder in der Einsamkeit des Meeres. Im Ganzen steht der Wasserweg zwischen Aden und Suez bei dem Seeleuten in keinem guten Rufe; denn erstlich hat man auf ihm sehr häufig mit heftig wehenden Winden zu kämpfen und zweitens erheben sich in dem Fahrwasser zahlreiche Klippen und Untiefen, wie ja auch eine Menge kleinerer Inseln aus demselben hervorragt. [Ich habe auf der Rückfahrt durch das rothe Meer nicht weniger als vier Wracks von Dampfbooten zu Gesichte bekommen.] Dazu hat man auf der von glühenden Sandwüsten umgebenen See ungemein von der drückenden Hitze zu leiden, welche das Innere des Schiffes bald in einen wahren Brutkasten verwandelt, so dass man stets im Schweisse des Angesichtes sein tägliches Brod essen muss. Man ist gezwungen, den ganzen Tag auf Deck zu verbringen, findet aber auch hier nur in den späten Abendstunden einige Erholung. Es

ist als ob sich über dem rothen Meere ein ganz anderer Himmel als über dem indischen Oceane und dem Mittelmeere ausbreite. Meistens wandelt die Sonne durch das wolkenlose Blau dahin, wenn aber Wolken zum Vorschein kommen, sind es niemals Haufenwolken [Cumulus], wie in regenreicheren Gegenden, sondern vorwiegend Federwolken [Cirrus] und unter ihnen besonders Cirro-Cumulus-Formen, welche dem Himmelsgewölbe ein ganz eigenthümliches Aussehen verleihen. Ueberhaupt entbehrt eine Fahrt über das Asien von Afrika trennende Meer für einen Naturfreund nicht allen Reizes, aber dennoch war ich sehr froh, als unser Dampfer sich in stolzem Bogen der arabischen Küste näherte, um vor Djeddah, dem Vororte von Mekka, wo die mit uns fahrenden malaiischen Pilger auszusetzen waren, anzulegen. Die Einfahrt in den Hafen von Djeddah, sofern man überhaupt von einem solchen reden kann, ist sehr schlecht und selbst unter Führung eines Lootsen für grössere Schiffe gefährlich. Nachdem unser Dampfer sich nach langem Manoeuvriren der Stadt ziemlich genähert hatte, wurde zunächst ein Boot flott gemacht und fuhr der Schiffsarzt und einer unserer Schiffsofficiere in demselben an eine uns entgegensteuernde Dampfbarkasse heran, in welcher nach vorhergegangener sorgfältiger Durchräucherung derselben eine sanitätspolizeiliche Revision der Schiffspapiere vorgenommen wurde. Nachdem solches geschehen und sämmtliche Passagiere für rein befunden worden waren, wurden die hundert und fünfzig Pilger durch inzwischen herangekommene Kähne an das Land gesetzt, das heisst in ein sehr grosses, einige Kilometer südlich von der Stadt gelegenes Quarantainehaus geführt, wo sie erst einige Tage verbleiben mussten, bevor sie den heiligen Weg im Lande des Propheten antreten durften. Selbst der Pilot, welcher unser Schiff geführt und also mit Fremden in nähere Berührung gekommen war, hatte sich einer gleichen Absonderung zu unterwerfen. So ängstlich sucht man dort die Einschleppung von ansteckenden Krankheiten zu ver-

hüten, eine Vorsicht, die von Erfolg begleitet zu sein scheint, indem an diesem Hafenorte, wo doch alljährlich viele Tausende von Pilgern aus Gegenden, in denen die Cholera so ausserordentlich häufig wüthet, eintreffen, jene furchtbare Epidemie nur verhältnissmässig selten zu erschreckender Verbreitung gelangt. Wie segensreich aber auch die genannten Maassregeln für die Bewohner von Djeddah und Umgegend sein mögen, so werden sie doch für Reisende, die wie wir seiner Zeit gezwungen sind, sich Stunden lang an Bord ihres Schiffes in dem arabischen Hafen „braten“ zu lassen, da sie auf Grund sanitätspolizeilicher Bestimmungen nicht landen dürfen, äusserst unangenehm. Da lag er so nahe vor uns der Vorort des heiligen Mekka, der Boden des wunderreichen Märchenlandes Arabien und es war uns nicht vergönnt, den Fuss auf ihn zu setzen! Man sieht es, hierher ist noch wenig von unserer europäischen Cultur gedrungen und man glaubt eine Stadt aus der Vorzeit von Palaestina vor sich zu haben. Es gehört keine besondere Schwärmerei dazu, um Angesichts eines solchen Stadtpanoramas, wie wir es uns schon in unseren Kinderjahren ausmalten, als uns die Berichte der Bibel im heiligen Lande herumführten, eigenthümlich bewegt zu werden; denn selbst denjenigen, welcher der Religion äusserst kühl gegenübersteht, werden seltsame Gefühle beschleichen, wenn er zum ersten Male in die eigenartige Scenerie hineinblickt, in welcher sich so bedeutsame Auftritte des grössten Dramas der Weltgeschichte abspielten. Und auch diese Gefilde, die dort vor uns liegen, sie gelten mehr als zweihundert Millionen Menschen als ein heiliges Land, da ja in ihm Mohammed d. i. der Gepriesene, der grosse Prophet, gewandelt hat. Doch während wir so in Gedanken versunken nach dem sagen- und märchenreichen Lande hinüberschauen, ruft uns das gellende Abfahrtssignal der Schiffsmaschine wieder zur Gegenwart zurück und weiter geht es durch die wogende See. Und als wollte uns das Meer noch einen kleinen Denkzettel mit auf

den Weg geben, erhebt sich nicht weit mehr vom Golf von Suez, gerade in der Osternacht, ein überaus heftiger Wind, welcher uns fast zwei Tage bis zur Einfahrt in den Meerbusen verfolgt. Da wird die Küste wieder auf beiden Seiten sichtbar und zeigt sich bei einer ins Röthliche gehenden Beleuchtung als Wüstensaum, gekrönt von mächtigen Felskämmen in ernster Majestät. Auf der rechten, östlichen Seite, auf asiatischem Boden ragt das Sinai-Gebirge, ein imposantes Urgebirgsmassiv mit seinen bis zu 2600 m. Höhe aufsteigenden Gipfeln empor, in der That ein erhabener Thron für den Donnergott Jehovah passend, um von hier aus der Welt seine Gesetze zu dictiren. Links in Aegypten sieht man die grotesken Felsmassen des Dschebl Charib mit seiner von 2000 m. Höhe steil abfallenden Porphyrwand. Es sind wirklich ungemein ernste, grossartige Bilder, die bei der Fahrt durch den Golf von Suez am Auge vorbeiziehen. Endlich kommt Suez selbst in Sicht und wenige Stunden darauf fliegen wir auf der durch den Wüstensand gelegten Eisenstrasse dem gesegneten Nilthale entgegen, um in dem alten Wunderlande der Pyramiden jene Riesenwerke zu beschauen, welche dort ein arbeitsames, intelligentes Volk bereits vor Jahrtausenden geschaffen hat. Und noch durch ein Land mit unzähligen Denkmälern der Kunst und einer ruhmvollen, glänzenden Vergangenheit, durch Italien und an dem ewigen Rom vorbei, führt uns der Weg zur Heimath. Aber nach all' dem Grossen und Herrlichen, das wir gesehen, von dem Reich von Insulinde an bis hierher zum Norden, blickt unser Auge mit einer gewissen Ermüdung auf die zahllosen über die italische Halbinsel zerstreuten Kunstschätze, welche das ganze Land zu einem grossen Museum gestalten. Wohl habe ich mit Entzücken aufgeschaut zu Mailand's stolzem Dome, hohen Genuss hat es mir bereitet, die Schöpfungen der Künstler von Gottes Gnaden in den Sammlungen von Florenz und Rom zu betrachten, das Wort: „Vedere Napoli e mori",

ich habe es berechtigt gefunden, die Tage, welche ich im Lande der Pharaonen, ebenso grossartig in seiner Natur als durch die Riesenwerke seiner einstigen Bewohner, zugebracht habe, sie werden mir unvergesslich bleiben, aber noch viel gewaltigere Eindrücke, viel herrlichere, reizendere Bilder hinterliess in meinem Geiste das Tropenreich von Insulinde. So lebt denn wohl ihr sonnigen, paradiesischen Eilande unter dem Erdgleicher, lebt wohl!

Verlag von **Wilh. Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Die kommerzielle Entwickelung Chinas

in den letzten 25 Jahren.

Von

Dr. Josef Grunzel.

8°. Preis brosch. Mk. 3.—.

Diese sehr interessante Studie giebt ein recht erfreuliches Bild von der Entwicklung des chinesischen Aussenhandels. Der Verfasser behandelt übersichtlich in kurz gefassten Kapiteln die sämtlichen für Europa wichtigen Einfuhr- und Ausfuhr-Artikel des riesigen chinesischen Reiches. Er führt uns eine Geschichte des Handels Chinas und seiner Verkehrsmittel vor, beschäftigt sich hierauf mit seinen Zöllen und Abgaben und giebt dann in gedrängter Kürze ein klares Bild der Vertragshäfen, des gesamten Schiffsverkehrs, des Transithandels und der Zolleinnahmen des chinesischen Kaiserreiches. Schliefslich führt der Verfasser die umfangreiche Litteratur an, aus welcher er den gröfsten Teil seiner Daten geschöpft.

Die Jabim-Sprache der Finschhafener Gegend

(N. O. Neu-Guinea, Kaiser Wilhelmsland).

Von

Dr. O. Schellong.

Durchgesehen von **Dr. H. Schnorr von Carolsfeld.**

Gr. 8°. Preis brosch. Mk. 3.—.

Dieses Buch ist die erste sprachwissenschaftliche Frucht unserer neuguineischen Kolonien, und eine vielverheissende Frucht ist es. Neu-Guinea wimmelt geradezu von kleinen sprachverschiedenen Völkerschaften und die Sammler können gar nicht schnell genug zugreifen. Denn die schwarzen Insulaner sind nur zu bereit, das Heimische gegen Fremdes zu vertauschen, wie das Beispiel aller kleineren melanesischen Inseln beweist, wo die Sprachen der Eingeborenen längst einem Gemisch von einheimischen und europäischen Worten Platz gemacht haben. Die sorgsame Arbeit des Verfassers ist daher mit Dank anzuerkennen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Die Aegyptologie.

Abriss der Entzifferungen und Forschungen auf dem Gebiete der ägyptischen Schrift, Sprache und Alterthumskunde.

Von

Professor Dr. **Heinrich Brugsch.**

Gr. 8°. Preis brosch. Mk. 24.—, geb. Mk. 25.—.

Dieses epochemachende Werk umfasst die ganze Summe der Erkenntniss, welche auf den verschiedenen Gebieten der Aegyptologie bis auf den heutigen Tag erworben wurde. Der Leser gewinnt interessante Einblicke in die uralte Civilisation der Aegypter. Der gelehrte Verfasser behandelt im ersten Theile in umfangreichen Kapiteln die Geschichte der Entzifferung der Hieroglyphenschrift, den ägyptischen Volksstamm, Sprache, Schrift und Litteratur der alten Aegypter, das Gottesbewusstsein, den Götter- und Todtenkultus, den Staat und seine Beamten. Im zweiten Theil schildert der Autor die Entwickelung der Wissenschaften, der Künste und ihrer Denkmäler, der Handwerke und des Kunstgewerbes, verbreitet sich über die Geographie des alten Aegyptens und schliesst mit einem geschichtlichen Abriss. Ein grosser Vorzug des bedeutsamen Werkes ist die genaue Angabe alles einschlägigen Quellenmaterials, wodurch das Buch zu einem unentbehrlichen Leitfaden für Studierende der Aegyptologie und für alle Freunde dieser Wissenschaft wird.

Die Pflanzen im alten Aegypten.

Ihre Heimath, Geschichte, Kultur und ihre mannigfache Verwendung im sozialen Leben, im Kultus, Sitten, Gebräuchen, Medizin und Kunst.

Von

Dr. **Franz Woenig.**

Mit zahlreichen Originalabbildungen.

Zweite Auflage. Gr. 8°. Preis brosch. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

Dr. Karl Müller schreibt in der **Natur** über dieses wichtige Werk: „Man fürchte keine langweiligen Pflanzenbeschreibungen, der Verfasser hat sich sorgfältig gehütet in einen solchen Fehler zu verfallen. Im Gegentheil, er hat uns ein lesbares Buch gegeben, dem man nicht die unendliche Mühe ansieht, die es den Verfasser im Laufe eines Jahrzehntes kostete, um aus den werthvollsten, oft kostbarsten und unzugänglichsten Quellen das einschlagende Material zu gewinnen. Seine Darstellung, sein Stil entsprechen vollkommen dem erhabenen Gegenstande, den er zu schildern unternahm. Es steckt etwas Künstlerisches darin."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kulturwandel und Völkerverkehr.

Kleine Schriften

von

Dr. Hermann Brunnhofer.

Gr. 8°. Preis brosch. Mk. 6.—

Dieses Buch wird der gebildete Laie mit Vergnügen lesen, weil es ihm Gebiete aufschliesst, deren Betrachtung sich anderswo in solcher Vollständigkeit nicht vorfindet. Dem Kaufmann und Industriellen aber möge es schon um der Abschnitte über Handelssprachen willen, über eine Weltsprache, besonders aber über den Wert der dekorativen Verpackungskunst, sowie über die Wirksamkeit ethnologischer Gewerbemuseen empfohlen werden.

Bilder aus Japan.

Schilderungen des Japanischen Volkslebens.

Von

Dr. Hugo Kleist.

Mit dreissig Abbildungen im Text nach Originalphotographien.
In 8°. Preis brosch. M. 6.—.

Inhalt: Von Berlin bis Aden. — Von Aden nach Yokohama. — Erste Eindrücke, Tokio, Schilderung der Japaner. — Verkehr zwischen Japanern und Deutschen, Festlichkeiten. — Kaiser und Hof. — Familien- und Strassenleben. — Umgebung von Tokio. — Provinzen und Bäder von Japan.

ISLAND.

Land und Leute, Geschichte, Litteratur und Sprache.

Von

Dr. Ph. Schweitzer.

In gr. 8°. Preis brosch. M. 4,—.

Schweitzers Buch füllt in der That eine Lücke in der geographisch-geschichtlichen Litteratur aus; wir besassen bisher kein Werk, welches nach der Weise des vorliegenden die Gesamtsumme unserer Kenntnisse über Island und die Isländer gezogen hätte.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Australien. Eine Reise durch den ganzen Weltteil.

Von **Reinhold Graf Anrep-Elmpt.**

3 Bde, in gr. 8°. Preis brosch. M. 24,—.

Es ist das vollständigste Werk, das wir bisher über diesen Erdteil besitzen, der Verfasser schildert alle geistigen und materiellen Verhältnisse und erörtert besonders die Kolonisations-Frage.

Die Sandwichsinseln oder Das Inselreich Hawaii.

Von **Reinhold Graf Anrep-Elmpt.**

In gr. 8°. Preis brosch. M. 8,—.

Die sehr eingehende Schrift ist nicht nur wissenschaftlich von Wert, sonderu auch von allgemeinerem Interesse und möge der Beachtung bestens empfohlen sein.

Bilder aus Brasilien.

Von **C. v. Koseritz.**

Mit einem Vorwort von **W. F. Sellin.** Mit 19 Illustrationen nach Originalaufnahmen.

Preis brosch. M. 9,—.

Auf allen Gebieten ist v. Koseritz zu Hause, nach allen Richtungen hin hat er seine Beziehungen, was sich auch in den in Reisebriefform gebotenen Schilderungen und Erörterungen abspiegelt. Von Monotonie findet sich in dem ganzen Buche keine Spur, immer wieder wird der Leser durch Neues angeregt und gefesselt.

Deutsch-Afrika.

Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Kolonien

von **Richard Oberländer.**

Preis brosch. M. 5,—.

R. Oberländer, vielgereist und als ein gewandter geographischer Schriftsteller bekannt, schildert hier in schlichter, aber doch fesselnder Weise die Küstenlandschaften des tropischen Afrika von Senegambien bis zum Oranje, wo sich die neuen Besitzungen Deutschlands zerstreut hinziehen.

Vom Niger-Benue.

Briefe aus Afrika von **Eduard Flegel.**

Herausgegeben von Karl Flegel.

Preis brosch. M. 3,—.

Diese Briefe eines der eifrigsten und selbstlosesten Vorkämpfer deutscher Kolonialpolitik ergänzen in wertvoller Weise das Bild des edlen Forschers und bringen uns die ideal angelegte Natur dieses afrikanischen Märtyrers, der am 11. September 1886 zu Brass am Niger starb, gemütvoll näher. Er starb mit dem schmerzlichen Gefühle, das hohe Ziel seines Lebens, die deutsche Kolonisation des Benuegebiets, nicht erreicht zu haben.

Zwei Jahre in Abyssinien.

Schilderung der Sitten, des staatlichen und religiösen Lebens der Abyssinier.

Von Sr. Hchw. **Pater Timotheus.**

Zwei Teile in einem Bande. Preis brosch. M. 3,—.

Bei dem auffallend geringen Vorhandensein wirklich guter, verlässlicher Litteratur über Abyssinien, wird das vorliegende Buch, welches sich auf persönliche Reiseeindrücke und langen, Gelegenheit zum Studium von Land und Leuten bietenden Aufenthalt daselbst gründet, schnell Eingang in allen gebildeten Kreisen finden.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

EL DORADO.

Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande Eldorado im XVI. u. XVII. Jahrh.

Von **Ferdinand Junker von Langegg.**

In gr. 8°. Preis brosch. M. 5,—.

Die Spanier und später die Engländer haben bekanntlich in der zweiten Hälfte des 16. und anfangs des 17. Jahrhunderts wiederholt Expeditionen nach Südamerika ausgerüstet, um dort das fabelhafte Goldland Eldorado zu entdecken. Das Goldland wurde zwar nicht gefunden, wohl aber führten diese Expeditionen zu den wichtigsten geographischen Entdeckungen, welche in dem vorliegenden Buche in ebenso ansprechender als belehrender Weise geschildert sind.

MAROKKO.

Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute

von **Victor J. Horowitz,**

Konsulats-Sekretär zu Tanger.

In gr. 8°. Preis brosch. M. 4,—.

Marokko ist ein bis jetzt wenig gekanntes, beschriebenes und doch so wichtiges Land, dass ein Werk von einem so gründlichen Kenner des Landes, wie der Verfasser, sicher eine Lücke ausfüllt.

Tunis und seine Umgebung.

Ethnographische Skizzen

von **Dr. Hugo Kleist** und **Freiherr von Schrenck v. Notzing.**

In gr. 8°. Preis brosch. M. 5,—.

Nordafrika ist, obwohl es für den Vergnügungsreisenden leicht erreichbar ist und eine Fülle des Interessanten und Wissenswerten darbietet, noch immer wenig besucht. Um so wertvoller ist das Werk der beiden Verfasser, welche mit offenen Augen geschaut und frisch und lebendig ihre Reiseeindrücke geschildert haben, so dass dieses Buch, obwohl es anspruchslos sein will, sich den früheren Reisewerken über Tunis würdig anreiht.

Bilder aus Persien und Türkisch-Armenien

von **Raffi.**

Aus dem Armenischen übersetzt von **Leo Rubenli.**

Preis brosch. M. 1,50.

Inhalt:

Die Chas-Puschen. — Bibi. — Scherabein. — Im persischen Harem. — Dschalaleddin.

Das interessante Leben und Treiben der in Persien und Türkisch-Armenien lebenden Völker findet in diesen Skizzen und Novellen eine lebendige und kulturhistorisch wichtige Schilderung.

GEORGIEN.

Natur, Sitten und Bewohner.

Von **Arthur Leist.**

Mit 9 Illustrationen nach im Kaukasus aufgenommenen Originalen.

In gr. 8°. Preis brosch. M. 3,—.

Wir finden hier, ganz unabhängig von den subjektiven Erlebnissen und Eindrücken des Autors, eine interessante Schilderung der Kaukasusländer und seiner Bewohner.

Griechische Reisen und Studien.

Von **Hans Müller.**

Zwei Teile in einem Bande. In gr. 8°. Preis brosch. M. 6,—.

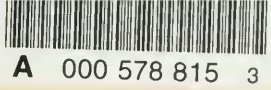
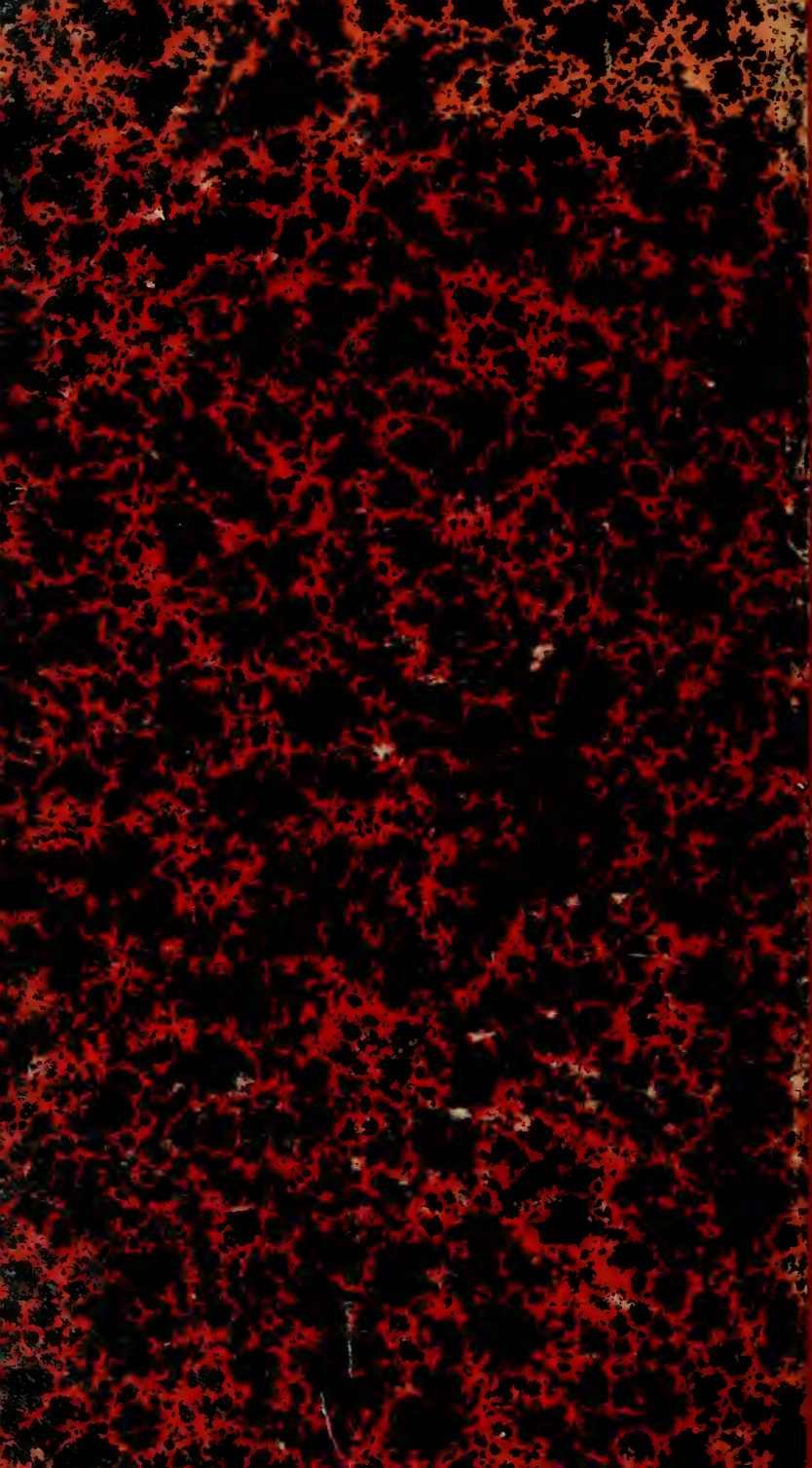
Aus dem reichen Inhalte nennen wir nur folgende Kapitelüberschriften: „Athen vor 50 Jahren und heute", „Attische Wintertage", „Von Athen nach Nauplia", „Letzter Aufenthalt in Athen. Rückreise bis Konstantinopel", „Konstantinopel und Skutari" u. a.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Druck von H. Sieling in Naumburg a S.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9–Series 4939


A 000 578 815 3